This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

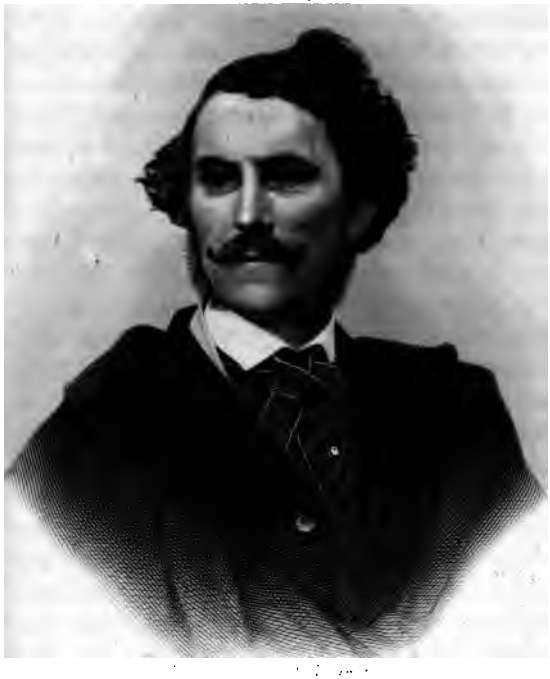
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIAE VERITAS
1817



Aus dem

Leben eines Volkskämpfers.

Erinnerungen

von

Corvin.

Bene facit, qui ex aliorum erroribus sibi exemplum sumat.

Vierter Band.

Amsterdam,

Gebrüder Binger.

1861.

DD
205
.C83
A3
v.4

Druck von Gebrüder Binger in Amsterdam.

Inhalt.

V. Die Revolution.

(Fortsetzung.)

Seite

Zwölftes Capitel. Die Kasematten. — Der Kriegsrath. — Elsenhans. — Der Klub des entschiedenen Fortschritts. — Blutegel im Namen der Civilisation erbeten — bewilligt. — Ein Parlamentär. — Erndtefest mit Kanonenbegleitung. — Ein Husarenunteroffizier = 1000 Blutegel. — Unsere Gefangenen. — Hauptmann von Klein ausgetauscht. — Gefahr keine Zeitungen zu lesen. — Böse Feuerzeichen — Vorschläge aus dem preußischen Lager. — Die Nonnen verlassen uns. — Trauriger Zustand der Besatzung. — Zusammenschmelzung der Freischaaren und Volkswehren — Corvin und ein ††† reisen als Abgesandte nach Constanz. — Schloß Favorite. — Trübe Aussichten. — Lang. — Wie es in der Festung aussah. — Der große Kriegsrath. — Unterhandlungen wegen der Uebergabe. — Meine Unterredung mit Graf v. d. Gröben. — Auf Gnade und Ungnade. — Beschluß des kleinen Kriegsrathes. — Des großen. — Excesse. — Die Uebergabe beschlossen. — Kapitulation. — Das Ende der Belagerung 3

Dreizehntes Capitel. Die Uebergabe. — Wetterfahnen. — Abschied. — Dr. Waitz. — Wie pünktlich man die Kapitulation hält. — Preußische Dissonanzen. — Fort A. — Die Kasematten. — Die erste Nacht. — Hunger und Durst. — Mein Brief an General Gröben. — Verpflanzung des Generalstabs. — Das Vermengebände. — Preußen und Freischärler. — Die ersten Todten. — Biedenfeld. — Elsenhans. — Skizzen. — Lieutenant Hain. — Major Kraut. — Lieutenant Forster. — Oberst Knoll. — Lieutenant Sigel. — Herrmann. — Major Woynitzki. — Sensburg. — Dr. Welker. — Kasemattenstillleben. — Preußische Junker. — Major von Weltzien. — Preußisches Kosackenvergnügen. — Ein Generalstab im Hemde. — Wie wir aussahen. — Nachtstück. — Alarm. — Feinde ringsum! — Verhör. — „Ich bin kein Preuße, will kein Preuße sein!" — Mein Adjutant Judas Lindemann. — Tiedemann erschossen. — Der Brief an seine Frau. — Adieu Kameraden — Professor Kinkel. — Bastion XXX. — Tiedemanns Gefängniß. — Major Fach 67

Seite

Vierzehntes Capitel. Die neue Kasematte. — Kinkel. — Oberst Böning und Major Heilig todt. — Ich will durchaus kein Preuße sein. — Meine Frau. — Wirkliches Verhör. — Amtmann von Stengel. — Sehr viel „historische Documente". — Ein Wort über Standgerichte. — Ihr Charakter in Baden. — Fluchtgedanken. — Brief an General Gröben. — Antwort. — 'ne Kugel vor'n Kopp. — Obergerichtsadvokat Kusel. — Verschiedene Ansichten. — Geist preußischer Militärgerichte. — Die Nacht vor dem Standgericht. — Das Standgericht. — Ein blutdürstiger Haase. — Meine Vertheidigung. — Zeugenverhör. — Ein sehr unbedachter Haase. — Die Rede meines Anwalts. — Keine Hoffnung. — Standrichter-Portraits. — Eine unangenehme halbe Stunde. — Das Todesurtheil . 103

VI. Das Zuchthaus.

Erstes Capitel. Die Fahrt durch die Stadt. — Die Todtenkasematte. — Meine Frau. — Ein Bruchstück aus ihrem Tagebuch. — Fluchtpläne. — Ich will nicht — Hoffnungsschimmer. — Bereitschaft zur Hinrichtung. — Abschied von meiner Frau. — Letzte Toilette. — Geisterstimmen. — Sie kommen. — „Wir bringen bessere Nachrichten." — Tagebuch meiner Frau. — Major von Bernigau. — Jean Jansen. — Abschied von ihm. — Ein wichtiger Brief. — Zehnjährige Zuchthausstrafe. — Ein paar Worte über die Capitulation. — Abreise. — Der fromme Wirbeltambour. — Bruchsal. — Gott sei Dank, wir sind „letz." — Das Zuchthaus. — Die erste Nacht. — Mahler und Stöck. — Der Director. — Die Einkleidung. — Der Wollsaal. — Dr. Kaucher. — Kupferberg. — Tagesordnung. — Schlafsaal. — Der Morgen. — Ich spinne. — Meine beiden Nachbarn. — Der Brief an meine Frau. — Folgen. — Eingabe an den Aufsichtsrath. — Glückliche Veränderung. — Zufriedenheit. — Sträflingsglück. — Donner und Blitz! — Im Zellengefängniß 141

Zweites Capitel. Beamtenbücher über Einzelhaft. — Stimmen von Gefangenen. — Beschreibung des Zellengefängnisses in Bruchsal. — Eingang. — Mauer. — Hauptgebäude. — Die Spazierhöfe. — Der Mittelthurm. — Die Keller. — Kirche und Schule. — Beschreibung eines der Flügelgebäude. — Die Zellenthür. — Ein Blick durch das Beobachtungsloch. — Die Zelle. — Die Hausordnung in 25 Paragraphen nebst eingeschobenen Bemerkungen und Erklärungen des Verfassers. — Ueber den Zweck der Strafe. — Sühne. — Besserung. — Das Ideal der Strafe. — Abschrecken. — Körperstrafe. — Geistesstrafe. — Schwierigkeit das Strafmaß zu bestimmen. — Einrichtungen der Bruchsaler Anstalt. — Abweichungen von dem englischen Muster. — Baumängel. — Subhastationsweg. — Mangelhaftigkeit der Lustheizung. — Wirkungen auf den Körper. — Der Fußboden. — Der eiserne Jagemann. — Das Wasser. — Ernährung der Gefangenen. — Uebergroße Sparsamkeit. — Der Aufsichtsrath. — Krankenpflege. — Beamte und Angestellte. — Spitzbübereien. — Die Arbeit. — Ehrlosigkeit. — Schulunterricht. — Gefängnißbibliothek. — Seelsorge. — Wirkung der Einzelhaft auf den Geist. — Politische

Seite

Verbrecher. — Unterschied zwischen Hochverräthern und Dieben. — Parallele. — Schluß 188

Drittes Capitel. Der Director. — Der Arzt. — Mein Aufseher. — Ich lerne eine andere Art zu spinnen. — Besuch von Mutter, Frau und Schwester. — Begünstigungen. — Correspondenz mit der Außenwelt. — Fluchtpläne. — Die Erinnerungsblätter. — Besuch einer Freundin. — Mißstimmung gegen den Doctor. — Der Herr Ministerialrath von Jagemann. — Meine Erinnerungsblätter im Morgenblatt. — Käthchen Zöller von Bruchsal. — Hauptmann Stöck entflieht. — Folgen für uns. — Auswanderungsgerüchte. — Abermals Jagemann. — Oel gegen den Ernst des Orts. — Hunger. — Wirkungen — Käthchen mein Rabe. — Citronensaft. — Der Fluchtplan rückt vor. — Aus dem Tagebuche meiner Frau. — Ihr Abenteuer mit den Preußen. — Ich bitte auswandern zu dürfen. — Soldatenarroganz. — Ein Gefangener ermordet. — Der Pascha von Bruchsal. — Gefangene geprügelt. — Der Director protestirt und wird fortgeschickt. — Der neue Oberaufseher. — Fluchtpläne. — Das zweite Abenteuer meiner Frau. — Der alte Oberaufseher, der ein E—h—renmann war. — Donnerschlag. — Das arme Käthchen. — Brief von ihr 261

Viertes Capitel. Hoffnungsirrlichter. — Ein Brief des Prinzen von Preußen. — Graf v. d. Gröben. — Minister von Manteuffel. — Unterhandlungen über Auswanderung. — Caution. — Ein störendes Manifest. — Herr Minister Freiherr von Wechmar. — Ein Traum. — Der Regent. — Meine Frau und die Carlsruher Polizei. — Der große Minister und was das Echo sagt. — Jagemann exit. — Herr Junghanns. — Ein Brief von Bettina von Arnim an mich. — Bericht eines Freundes über mich. — Wie man die Zeit tödtet, Körper und Geist pflegt und weder krank noch verrückt wird. — Federzeichnungen und Malereien. — Verkehr mit Heinrich Simon und Brief von ihm. — Freundliche Menschen. — Begünstigungen. — Im Hofe. — Meine Sperlinge. — Ein Schlachtstück. — Meine Zellenkameraden und häusliches Glück. — Ein Brief von dem Herrn Hofrath Bechstein. — Traumleben. — Sebastian Mattheis . 313

Fünftes Capitel. Freiheit! — Erste Eindrücke. — Schwierigkeit im Reden und Hören. — Das erste Mittagessen. — Abschied von Mattheis. — Nach Frankfurt. — Gefährliche Aufregung. — Ich werde der Zeit angepaßt. — Meine Freunde die Philister. — Der Finger Hinkelbey's. — Männliche Fassung. — Meiner Mutter Tod. — Meines Vaters Tod. — Erfreuliche Lage. — Finanzen. — Literarische Täuschungen. — Meine „Brandschrift." — „Interessant" aber gefährlich. — Gerstäcker. — G. Kinkel. — Leben in Soden. — Ein edler Ungar. — Reise nach Amsterdam. — Die Familie Binger. — Reise nach London 360

Sechstes Capitel. Die erste Seereise. — Ankunft in London. — Andlau. — Kinkel. — Ein Brief von ihm. — Kinkels Freundin. — Mein erster Schüler. — Ein englischer Gentleman. — Gothic-House. — Der Lord Bischof von C. — Household Words. — Flucht von London. — Rückkehr

Seit

nach Soden. — Ein Schoppenhauerianer. — Verbindungen mit Hamburg.— Ein Brief von Ludwig Storch. — Hamburg. — Campe. — Vor dem Hamburger Polizeiherrn. — Schriftstellerekel. — Die schlechteste Adresse in Hamburg. — Caution. — Dr. Volkhausen. — Die liberale Partei. — Frau X. — Mutter Y. — Krankheit. — Polizei-Ueberfall. — Berliner Inspirationen. — Der Frost. — Meine alte Ordonnanz. — Wie man die Polizei anführt. — Mein alter Schwiegervater und die preußische Polizei. — Pinneberg. — Struensees Haus. — Zweite Reise nach London. — Ausweisung meiner Frau aus Berlin. — Meine Frau in Hamburg im Gefängniß. — Von den Dänen erlöst. — Verbannung. — Kämpfe. — Abschied vom Leser 37

V.

Die Revolution.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Capitel.

Die Kasematten. — Der Kriegsrath. — Elfenbans. — Der Klub des entschiedenen Fortschritts. — Blutegel im Namen der Civilisation erbeten — bewilligt. — Ein Parlamentär. — Erndtefest mit Kanonenbegleitung. — Ein Husarenunteroffizier = 1000 Blutegel. — Unsere Gefangenen. — Hauptmann von Klein ausgetauscht. — Gefahr keine Zeitungen zu lesen. — Böse Feuerzeichen — Vorschläge aus dem preußischen Lager. — Die Nonnen verlassen uns. — Trauriger Zustand der Besatzung. — Zusammenschmelzung der Freischaaren und Volkswehren — Corvin und ein ††† reisen als Abgesandte nach Constanz. — Schloß Favorite. — Trübe Aussichten. — Lang. — Wie es in der Festung aussah. — Der große Kriegsrath. — Unterhandlungen wegen der Uebergabe. — Meine Unterredung mit Graf v. d. Gröben. — Auf Gnade und Ungnade. — Beschluß des kleinen Kriegsrathes. — Des großen. — Excesse. — Die Uebergabe beschlossen. — Kapitulation. — Das Ende der Belagerung.

Daß es in der Festung nicht an verzagten Leuten fehlte, welche während der Beschießungen und Ausfälle alle Arten von Todesfurcht ausstanden, braucht kaum gesagt zu werden. Viele dieser Hasenfüße, deren reaktionäre Gefühle durch loyale Bomben und glühende Kugeln noch weit inniger wurden, intriguirten unter den Bürgern, um diese für die Uebergabe zu stimmen und machten selbst Versuche, die Truppen zu verführen, wovon ich schon früher Beispiele gegeben habe. Die Erfolge, welche sie vielleicht in den ersten Tagen errungen hatten, verloren sich aber zu Nichts, als einmal die eisernen Visitenkarten gegenseitig abgegeben waren. Die Bürger, die das Unglück haben, in einer Festung zu wohnen, müssen sich ein für allemal darauf gefaßt machen, bei einer

Zwölftes Capitel.

Die Kasematten. — Der Kriegsrath. — Elsenhans. — Der Klub des entschiedenen Fortschritts. — Blutegel im Namen der Civilisation erbeten — bewilligt. — Ein Parlamentär. — Erndtefest mit Kanonenbegleitung. — Ein Husarenunteroffizier = 1000 Blutegel. — Unsere Gefangenen. — Hauptmann von Klein ausgetauscht. — Gefahr keine Zeitungen zu lesen. — Böse Feuerzeichen — Vorschläge aus dem preußischen Lager. — Die Nonnen verlassen uns. — Trauriger Zustand der Besatzung. — Zusammenschmelzung der Freischaaren und Volkswehren — Corvin und ein ††† reisen als Abgesandte nach Constanz. — Schloß Favorite. — Trübe Aussichten. — Lang. — Wie es in der Festung aussah. — Der große Kriegsrath. — Unterhandlungen wegen der Uebergabe. — Meine Unterredung mit Graf v. d. Gröben. — Auf Gnade und Ungnade. — Beschluß des kleinen Kriegsrathes. — Des großen. — Excesse. — Die Uebergabe beschlossen. — Kapitulation. — Das Ende der Belagerung.

Daß es in der Festung nicht an verzagten Leuten fehlte, welche während der Beschießungen und Ausfälle alle Arten von Todesfurcht ausstanden, braucht kaum gesagt zu werden. Viele dieser Hasenfüße, deren reaktionäre Gefühle durch loyale Bomben und glühende Kugeln noch weit inniger wurden, intriguirten unter den Bürgern, um diese für die Uebergabe zu stimmen und machten selbst Versuche, die Truppen zu verführen, wovon ich schon früher Beispiele gegeben habe. Die Erfolge, welche sie vielleicht in den ersten Tagen errungen hatten, verloren sich aber zu Nichts, als einmal die eisernen Visitenkarten gegenseitig abgegeben waren. Die Bürger, die das Unglück haben, in einer Festung zu wohnen, müssen sich ein für allemal darauf gefaßt machen, bei einer

Belagerung keine Stimme zu haben und wir waren in der That durchaus nicht geneigt, ihnen eine ſolche einzuräumen. Es blieb ihnen alſo nichts übrig, als ſich in ihre Keller zu verkriechen, oder in die Kaſematten überzuſiedeln, welche ihnen gleich nach der erſten Beſchießung bereitwillig geöffnet worden waren. Die geängſtigten Weiber, Kinder und Weſen männlichen Geſchlechts, wenn auch nicht gerade Männer, ſtrömten in die bombenfeſten Aſyle und richteten ſich ein, ſo gut es in der Eile gehen wollte. Eine ganze Familie hatte ſich die Nacht auf Säcken gelagert, die während der Beſchießung in einer Kaſematte bei Seite geſtellt waren, und die Männer hatten ganz gemüthlich ihre Cigarren geraucht und waren dann friedlich entſchlafen. Sie ließen es ſich nicht träumen, daß ſie auf — Pulverſäcken lagen, welche unvorſichtige Artilleriſten dort hingelegt hatten und erſt am andern Morgen in das Laboratorium abholten.

Hin und wieder führten mich meine Geſchäfte in dieſe Kaſematten, welche einen eigenthümlichen Anblick gewährten. Man denke ſich eine ein paar Hundert Schritt lange Reihe zuſammenhängender, kleiner, gewölbter Zimmer, deren Quadermauern über ſechs Fuß dick ſind und die ihr Licht nur durch die Schießſcharten und die darüber zum Abzug des Pulverdampfes angebrachten Luftlöcher erhalten, welche indeſſen, wenigſtens in Fort C, durch Fenſter geſchloſſen werden konnten. Jede dieſer kleinen bombenfeſten Zellen ohne Thüre und mit zwei Bogeneingängen war in Fort C. bewohnt, meiſtens von Frauen und Kindern, die zugleich ihren koſtbarſten Hausrath in dieſe Aſyle geflüchtet hatten. Es mag ſich hier wohl mancher Roman, manches Luſtſpiel zugetragen haben; allein das Geſchrei über „empörende Scenen der Liederlichkeit“, welches von preußiſchen Keuſchheitsapoſteln erhoben wurde, hat ganz und gar keine Begründung.

Der glückliche Herbergvater dieſer in Fort C. verſammelten Schönen von Raſtatt war Major Mahler, ein hübſcher, junger und galanter Mann, der ſich zu dieſem Poſten trefflich eignete und dieſem Theil ſeiner Dienſtpflicht mit ſehr viel Liebe und lobenswerther Hingebung vorſtand, was auch von den Damen dankbar anerkannt wurde. Er ſelbſt bewohnte eine beſondere vor der Courtinengallerie gelegene Kaſematte, wo nicht ſelten recht heitere Damengeſellſchaft verſammelt war. Unter ſolchen Umſtänden nimmt man es mit der Etikette nicht ſo genau. Wenn ich das Fort inſpicirte, machte ich mir wohl auch das Vergnügen, dieſe mit weiblicher Garniſon verſehenen Kaſematten zu revidiren und mich zu erkundigen, wie man mit dem neuen Fortkommandanten zufrieden ſei. Das Urtheil lautete allgemein dahin, daß er dem alten, nur von „Formation des Klumpens“ träumenden Major Ulrich in jeder Hinſicht vorzuziehen ſei.

Ich hatte ſehr wenig Zeit zu geſellſchaftlicher Erholung; vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht war ich mit Geſchäften, und oft ſehr verdrießlicher Art, überhäuft. Nicht nur, daß ich ganz allein alle Arbeiten des Generalſtabes verſah, mußte ich auch noch möglichſt die Unordnungen gut machen, die durch Tiedemann entſtanden, und überall helfen, ſchlichten, und ausgleichen. Die Mittagsſtunde war die einzige, welche ich für mich hatte, und die Tiſchgenoſſen meine einzige Geſellſchaft. Es waren meiſt Sander, Heinſius, Dr. Welker, Dr. Neuhaus, Major Neumark und einige Andere, die wenigſtens zum Kaffee in die „drei Könige“ kamen. Wir würfelten gewöhnlich um den Kaffee, woraus meiſt ein ernſtlicheres Spiel entſtand, bei dem ich die Herren ließ, nachdem ich ebenfalls mein Scherflein geopfert, oder auch wohl einmal ein paar Kronen gewonnen

hatte. Es wurde einmal, von Elsenhans glaub' ich, der Versuch gemacht, die höheren Officiere — vielleicht im Interesse des Festungsboten — an einem aus Festungsmitteln versehenen Tisch zu vereinigen; allein die Sache mißglückte; wir fanden es in dem Gasthofe bequemer, wenn auch theurer; ich wenigstens bezahlte stets.

Da meine Wohnung am comfortabelsten eingerichtet war, so hatte ich es mir ausgebeten, daß die Sitzungen des Kriegsrathes in derselben gehalten würden, wo ich mir ein Vergnügen daraus machte, meine Kameraden mit „creature's comfort" als da sind Wein, Bier und Cigarren zu bewirthen. Ich habe immer gefunden, daß die Deutschen die Geschäfte weit besser und gemüthlicher mit der Cigarre und hinter dem Glase, als trockenen Mundes abmachen. Der Krigsrath bestand aus: Tiedemann, Biedenfeld, Böning, Heilig, Leiner, Biesele, Weik, Lang, Mahler, Götze, Jakobi, Lefebre, Szertuski, Neumark, Fach und mir, kurz aus den Chefs der verschiedenen Corps und den Fortkommandanten. Oberst Knoll blieb aus demselben weg; ich weiß nicht recht warum; Tiedemann hatte ihm Arrest gegeben und sagte: er sei verrückt. Ich lernte ihn eigentlich erst später kennen. Dieser Kriegsrath hielt keine regelmäßige Sitzungen, sondern wurde berufen, wenn irgend etwas Wichtiges zu berathen war. Ich hörte meistens und sprach selten; allein meine Meinung war stets entscheidend; gegen meinen Willen ist nie etwas beschlossen worden.

Mein Zimmernachbar war Elsenhans, der mit einem Herrn Z. zusammen wohnte, einem früheren Deputirten. Die Zimmer waren nur durch eine Flügelthür getrennt und ich vermuthe, daß Elsenhans hier nicht selten den Kriegsrath behorchte und demgemäß seine Artikel im Festungsboten

einrichtete, der deßhalb mit Unrecht für ein Organ des Gouvernements gehalten wurde. Ich stand Elsenhans ziemlich fremd gegenüber und Tiedemann konnte ihn nicht leiden; er nannte ihn stets Eselhans. —

Meine beiden Nachbarn verhinderten mich oft am Einschlafen durch ihre heftigen politischen Debatten. Nach Elsenhans verfuhr man noch immer nicht energisch genug; er wollte, man solle „entschieden fortschreiten" und Tiedemann wurde getadelt, daß er nicht strenger gegen die heimlichen und öffentlichen Ergebungsphilister auftrat. Einst wurde ich nach Mitternacht aus dem Schlafe geweckt; Elsenhans und Z. standen mit Licht vor meinem Bette. Ich war nicht wenig erstaunt darüber, mitten in der Nacht in meinem wohl verschlossen geglaubten Zimmer aufgefordert zu werden, Tiedemann für den „entschiedenen Fortschritt" zu gewinnen!

Am Tage nach dem Ausfall, bei der Parole, lud mich der Proviantmeister, Philipp Reiter, ein, Abends acht Uhr in seine Wohnung, im Beustschen Hause, zu kommen. Da er etwas geheimnißvoll that, so fragte ich, „was los sei?" — „De — de — Du wirst scho-o-n hören; es kommen noch viele", antwortete er.

Der Nachmittag brachte Aerger und Verdruß. Keiner versteht es besser, den Charakter der Vorgesetzten zu beurtheilen, als der Soldat. Die Besatzung wußte bald, was sie sich unter Tiedemanns Gouvernement erlauben konnte und war, wie man zu sagen pflegt: „außer Rand und Band". Das beste Mittel dagegen wäre es gewesen, die Besatzung zu beschäftigen, das heißt fortwährend Ausfälle zu machen, wozu die Leute so willig als möglich waren; die Preußen hätten Tag und Nacht auf den Beinen gehalten werden müssen. An diesem Nachmittag zogen abermals Soldaten und Freischärler ohne Erlaubniß gegen Rheinau,

wo noch immer Wein in den Kellern zu finden war, den man den Preußen durchaus nicht gönnen wollte. Sogar ein Geschütz wurde mitgenommen und es begann ein lebhaftes Gefecht mit den Preußen, die durch eine reitende Batterie und zwei Kompagnien verstärkt wurden. Die Kanonen der Wälle sprachen bald mit und es entstand viel Lärm um nichts. Ich war in Fort A und erhielt erst spät Meldung von dem, was an der entgegengesetzten Seite der Festung vorging; allein Tiedemann, der über die Eigenmächtigkeit der Soldaten wüthend war, schickte einen Hauptmann, Namens Baumer hinaus, mit dem mündlichen Befehl an die unbotmäßigen Soldaten, augenblicklich in die Festung zurückzukehren.

Baumer war Gastwirth zum „Zähringer Hof" in Durlach und Hauptmann der dortigen Volkswehr. In Rastatt hatte er eigentlich gar nichts zu thun; allein man sah ihn fortwährend umherreiten und eine ziemlich nutzlose Thätigkeit entwickeln; man ließ ihn gewähren, da er nichts schadete. Die Soldaten waren nicht geneigt, ihm Gehorsam zu schenken und um so weniger, als er ihn, in der Eigenschaft als Abgesandter des Gouverneurs, in seinem groben Dialect auf derbe Weise verlangte. Ein Dragoner — diese zeichneten sich durch Davonlaufen, schlechte Behandlung der Pferde und Marodiren aus — zog den Säbel gegen Baumer, ja feuerte sogar sein Pistol nach ihm ab. Der vierschrötige, bärtige Baumer hörte jedoch lieber den Knall eines Pfropfens, als den einer Pistole, besonders wenn sie gegen ihn gerichtet war, und gab Ferfengeld. Auf seine Klage gegen Tiedemann geschah — nichts! Die Marodeurs in Rheinau verloren vier Mann, hatten einige Verwundete und ließen eine Anzahl Betrunkener in den Kellern zurück, welche von den Preußen gefunden und getödtet wurden; ihre Zahl mag

ſich auf zehn bis zwölf Mann belaufen haben. Einer dieſer Betrunkenen, der das Glück hatte, ſich zu retten, erzählte mir ſpäter dieſe Schlächterei.

Ich war hauptſächlich nach Fort A geritten, weil man von Dos her Kleingewehrfeuer hörte, welches ich mir nicht anders zu deuten wußte, als durch ein Vorrücken Sigels, deſſen Herannahen geſtern gemeldet und von mir halb und halb geglaubt wurde; daß es ein ſchlechter Witz war, erfuhr ich erſt ſpäter. Jenes Feuern kam vom Losbrennen alter Schüſſe im preußiſchen Lager.

Kaum hatte ich die Rheinauer Marodeurs zur Eile angetrieben, als mir eine Unordnung von einer Baſtion am Carlsruher Thor gemeldet wurde, wohin ich ritt, um ſelbſt nachzuſehen und abzuhelfen. Auf dieſe Weiſe wurde es neun Uhr, als ich endlich in dem Quartier des Proviantmeiſters ankam.

In dem Vorzimmer ſaßen eine Menge Ordonnanzen; denn es waren ſowohl der Gouverneur als die meiſten Stabsofficiere anweſend, jedoch keine vom 3. Regiment. Schon auf dem Vorplatz drang mir der Lärm eines Trinkgelages entgegen und als ich eintrat, fand ich eine von Cigarrendampf umhüllte, zahlreiche Geſellſchaft. Reiter fäbelte an einem auf dem Tiſche liegenden Schinken und große Gefäße mit Wein ſtanden umher. Man war nicht müßig geweſen, dieſen zuzuſprechen und viele Geſichter glühten. Tiedemann, der wenig Wein vertragen konnte, ſaß in Hemdärmeln, den kranken Arm in der Binde, mit echauffirtem Geſichte da.

Man war jedoch nicht des Trinkens wegen zuſammen gekommen und hatte nur auf mich gewartet, um zu dem eigentlichen Zweck der Verſammlung überzugehen. Wir begaben uns in ein Nebenzimmer, und der Club für den „entſchiedenen Fortſchritt“ ſollte conſtituirt werden. Man

wählte mich zum Präsidenten; ich eröffnete die Verhandlungen mit der Frage, weshalb man uns zusammengerufen habe? Elsenhans setzte nun in einer närrischen, exaltirten Rede, diesen Zweck — „den entschiedenen Fortschritt“ — auseinander und gerieth bald mit dem ihm antwortenden Heinsius in Streit, der diese abgeschmackte Idee gebührendermaßen lächerlich machte. Tiedemann, bei dem der Wein immer stärker wirkte, wollte einen Scherz machen, ging ans Fenster, um, wie er sagte, die Wache zu rufen und diesen revolutionären Club arretiren zu lassen. Elsenhans hielt das für Ernst und es entstand ein Aufruhr, den ich nur mit großer Mühe beschwichtigen konnte.

Nachdem ich die verschiedenen Ansichten resümirt und die meinige ausgesprochen hatte, welche durchaus gegen den vorgeschlagenen Unsinn war, erklärte ich bei dem aufgeregten Zustand der Herren jede ruhige Verhandlung für unmöglich und schloß die Sitzung. Damit nahm ich meine Mütze und ging und die Vernünftigeren folgten mir. Heinsius meinte, der entschiedenste Fortschritt in dieser Versammlung sei der gewesen, den ich vom Präsidententisch zur Thür gemacht habe. Ich nahm von diesem Club ferner keine Notiz; doch wurde die Idee nicht aufgegeben; Lieutenant Hain ward zum Präsidenten erwählt und ich ließ ihn gewähren, da er, wie er sagte, dieses Clubs zur Erfüllung seiner Functionen als Vorsteher der Polizei — die zu meinem Geschäftskreis gehörte — dringend bedurfte. Tiedemann betrachtete den Club stets mit mißtrauischen Augen und schien zu glauben, daß die Thätigkeit desselben gegen ihn gerichtet sei, was wohl nicht der Fall war. *)

*) Da ich bei der Uebergabe von Rastatt all meine Papiere verlor, die ich nicht verbrannte, so wäre ich nicht im Stande gewesen, die

Die Preußen verhielten sich seit dem letzten Ausfall ruhig und die Beschießung wurde nicht wiederholt; allein wir bemerkten von unserem Observatorium auf dem Thurm des Schlosses, daß an verschiedenen Punkten gearbeitet wurde. Die so unglückliche Nähe des Eisenbahndamms und des Waldes begünstigte solche Arbeiten sehr, indem sie Maßregeln dagegen verhinderten. Ich ließ zwar hin und wieder die Geschütze dagegen spielen, allein ohne besonderen Erfolg. Damit die Artilleristen in den Stand gesetzt würden, ihre Schüsse wirksam anzubringen, maß ich auf dem Plan die Entfernungen nach verschiedenen Punkten der Umgegend und gab die Zettel den betreffenden Artillerieofficieren, diesen dringend einschärfend, ihre Munition nicht gegen einzelne preußische Patrouillen zu verschwenden, wozu sie nur zu sehr geneigt waren. Um diese Patrouillen und recognoscirenden Officiere fern zu halten, sandte ich gute Schützen in die äußersten Werke, die ihre Aufgabe mit vieler Lust ausführten und förmlich auf die Preußenjagd gingen.

Trotzdem wagten sich manche Officiere derselben ganz nahe an die Festung und mir wurde erzählt, daß Major von Weltzien einst auf merkwürdige Weise davon kam. Dieser kühne Officier machte oft zu seinem Vergnügen ganz allein Recognoscirungen, auf denen er, wegen ihrer Gefährlichkeit selten Begleiter fand. Einst kam er bis auf das

---

Reihenfolge der Ereignisse dieser Belagerung einzuhalten, wenn ich nicht die Anhaltepunkte in einem Buche von C. B. A. Fickler „in Rastatt 1849" gefunden hätte. Der Verfasser gehört der entgegengesetzten Partei an; allein sein Buch ist mit mehr Mäßigung und Wahrheitsliebe abgefaßt, als wir es sonst von dieser Seite her gewohnt sind. Ich finde darin wohl hin und wieder kleine Irrthümer; allein nirgends eine absichtliche Entstellung der Wahrheit, wenn man von der des Verfassers Standpunkte angemessenen Darstellungsweise abstrahirt. C.

Glacis einer Lünette, als er plötzlich einige Freischärler aufspringen und ihre Gewehre auf ihn anschlagen sah. Er hatte den Einfall, ihnen scheltend zuzurufen und die Leute ließen sich wirklich dadurch irre machen, so daß er glücklich davon kam. Wahrscheinlich hielten ihn die Freischaaren für einen Officier aus der Festung, was wegen der Nähe und der Aehnlichkeit der Uniform um so glaublicher für sie war.

Durch Ausmessen auf dem Plan hatte sich meine Vermuthung bestätigt, daß das preußische Lager durch meine Bomben von Fort A erreichbar sei. Ich gab daher Major Heilig den Befehl, noch einige zwölfzöllige Mörser von den im Schloßhof stehenden dort aufzustellen und zur Probe einige Bomben in das Lager zu werfen. Sie erreichten dasselbe und ich beschloß, es in der Nacht in Brand zu schießen, wozu ich natürlich Tiedemanns Zustimmung einholte; allein er schenkte der Sache nicht die gehörige Aufmerksamkeit und ließ den durch die Probebomben gewarnten Preußen Zeit, andere Dispositionen zu treffen.

Da die Preußen in Rheinau uns beunruhigten, so fand es Tiedemann für gut, dort einige Häuser in Brand schießen zu lassen, was indessen die Preußen nicht vertrieb. Damit sie die Murg nicht überschritten, wurden der Damm und die Brücke durch eine Feldwacht bewacht.

In den Spitälern machte sich der Mangel an Blutegeln fühlbar; man hatte davon keine Vorräthe in der Festung, da sich die Blutegelteiche in Niederbühl befanden. Ein Glück für die Verwundeten war unser wohl versehener Eiskeller; allein das Eis machte die Blutegel nicht überflüssig und Stabsarzt Dr. Welker stellte an den Gouverneur das Ansuchen, den Befehlshaber der Belagerungsarmee um tausend Stück dieser Thiere zu bitten. Tiedemann sandte folgendes Schreiben in das Lager:

„Rastatt, 10. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt

an

Herrn K. Gr. v. d. Gröben, Generallieutenant und kommandirender General des 2. Corps im K. Q. Kuppenheim.

Im Namen der Menschlichkeit und Civilisation werden Sie angegangen, inliegenden Bedarf an Blutegeln für unsere tapferen aber unglücklichen Kameraden, worunter auch von Ihren Truppen sich befinden, die menschlich zu behandeln ich für eine heilige Pflicht stets erachten werde, verabfolgen zu lassen.

Vom Standpunkt deutscher Bildung aus, gebe ich mich der gerechten Hoffnung hin, daß meinem Ansinnen entsprochen werden wird, und sehe sonach auch einer gefälligen bestimmten Antwort entgegen.

(L.S.) (gez.) G. N. Tiedemann,
Oberst".

Ich verwahre mich feierlich gegen jeden Verdacht eines Antheils an der Abfassung dieses Schreibens; ich wußte von der ganzen Geschichte nichts. Dieser Brief nebst einem Schreiben des Gouverneurs an seinen Vater in Heidelberg, wurde durch Lieutenant Schad an den Grafen Gröben gesandt. Dieser versprach, die erbetenen Blutegel am anderen Tage zu schicken und beförderte den Brief an Tiedemanns Eltern mit der Beifügung: „Den bekümmerten Eltern diese Worte des Sohnes".

Der General ließ sich mit dem etwas vorlauten Schad in ein Gespräch ein, der „hinhorchen" wollte, welche Bedingungen man uns wohl im Fall der Uebergabe bewilligen würde. Ob er dies im Auftrag Tiedemanns that, weiß ich nicht; habe auch den Inhalt des Gesprächs vergessen, ob-

wohl am Abend im Kriegsrath davon die Rede war, wo über Herbeischaffung von Geldmitteln und Einschränkungen in Bezug auf Vertheilung der Lebensmittel berathen wurde. Um nicht die ohnedies geplagten Bürger durch gewaltsame Gelderhebungen mißmuthig zu machen, beschloß man vorerst allerlei Fonds, wie den Lyceums- und den Heiligenfond mit Beschlag zu belegen.

Am nächsten Vormittag brachte ein preußischer Officier Lieutenant von Krosegk, eine Schachtel mit den erbetenen Blutegeln. Ich holte den Parlamentär vom Thore ab und brachte ihn in meinem Wagen nach dem Schloß. Nichts war komischer, als das Benehmen Tiedemanns bei dieser Gelegenheit. Er gab, wahrscheinlich um dem Parlamentär zu imponiren, in seiner Gegenwart eine Menge unnützer, närrischer Befehle und ließ alle grad anwesende Stabsofficiere ins Zimmer treten, ja sogar die Fenster des Parterre gelegenen Zimmers weit öffnen, und rief den neugierigen Soldaten zu, sie möchten nur heran kommen, er habe keine Geheimnisse. Lieutenant von Krosegk, ein artiger Mann, wußte ohne Zweifel gar nicht, was er von dem seltsamen Benehmen denken sollte und gerieth in Verlegenheit, als Tiedemann sich mit ihm in eine höchst unpassende Discussion einließ, bei der sich v. Krosegk sehr taktvoll benahm. Da es warm war und der Officier sehr lange am Thor hatte warten müssen, so bot ich ihm zur Erfrischung ein Glas Wein an und bestellte eine Flasche. Statt einer brachte man ein halbes Dutzend und sämmtliche Anwesende tranken und stießen mit dem Officier an, dem man sein Erstaunen über solche Scenen im Zimmer des Gouverneurs ansah. Ich muß gestehen, — ich schämte mich, obgleich manche meiner Parteigenossen dies eine aristokratische Abgeschmacktheit nennen werden. Ich wollte, sie wären davon zu überzeugen,

daß gewisse äußere Formen der Disciplin der innern Disciplin wegen durchaus nöthig sind. Sie mögen es mir auf das Wort glauben: Hunderttausend noch so gut bewaffnete und noch so begeisterte Leute ohne Disciplin sind keine Armee, sondern „an armed mob“, wie General Napier sagt, und werden auf die Dauer von einigen tausend Mann disciplinirter Truppen besiegt werden.

Tiedemann fehlte es an dem Takt eines militärischen Befehlshabers, und die Eitelkeit, seine Autorität zu zeigen, verwirrte ihm förmlich den Kopf, selbst einem preußischen Landwehrmann gegenüber, den eine Patrouille gefangen einbrachte. Petersilie hieß dieser Soldat, der einzige Gefangene, der während der Belagerung gemacht wurde.

Rings um die Festung harrte das reife Getreide der Schnitter; vernünftig wäre es gewesen, dasselbe längst abzubrennen, da es den preußischen Patrouillen Schutz gewährte; allein wir zögerten mit einer solchen Maßregel in der Hoffnung, unter dem Schutz der Kanonen die Ernte bewerkstelligen zu können. Am 12. Juli sollte der Versuch gemacht werden und Erntewagen mit muthigen Mähern und Mäherinnen wagten sich in den Bereich der feindlichen Kugeln, geschützt von den braven Freischaaren und dem Geschütz der Festungsartillerie Das so gewonnene Brod war nicht ohne Blut erkauft; ein Knecht wurde erschossen und ein preußischer Landwehrmann verlor das Bein durch einen Kartätschenschuß. Nun hatten die Mühlen zu thun; allein die Eine stand müßig, denn die Preußen hatten den Oosbach und den Gewerbkanal abgegraben; mit der Murg ließ sich das glücklicherweise nicht bewerkstelligen und es wurden Versuche von uns gemacht, diesen Fluß zu stauen, um Wasser in die Gräben zu bringen; allein sie fielen eben nicht sehr befriedigend aus.

Die Posten an der Murgbrücke bei Rheinau waren als unnütz zurückgezogen worden und es gelang den Preußen, dieselbe während der Nacht theilweise zu zerstören; es kam nicht viel darauf an; wenn wir wollten, konnten wir stets von Fort C nach Rheinau kommen.

Eine sentimentale Seele im Kriegsrath hatte den Einfall, für die bewilligten Blutegel den Preußen eine andere Artigkeit zu erweisen und es wurde beschlossen, einen der Gefangenen frei zu geben.

Es wurde das Loos geworfen und dasselbe fiel auf einen Husarenunterofficier, der bei Wiesenthal gefangen genommen war und welchem Oberst von Biedenfeld das Leben gerettet hatte. Es wurde ihm folgendes Schreiben mitgegeben:

„Rastatt, 13. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt

an

Herrn Gr. v. d. Gröben, Generallieutenant und kommandirender General des 2. Corps der Rheinarmee im K. Q. Kuppenheim.

Die Officiere, Unterofficiere, Soldaten und Wehrmänner der Besatzung Rastatts haben mir den Wunsch ausgedrückt, einem Feind gegenüber, der sich durch das Geschenk der Blutegel edel gezeigt hat, an Edelmuth nicht zurückstehen zu wollen und unter verschiedenen Vorschlägen, diesen Gegenstand betreffend, haben sie mir die weitere einstimmige Bitte vorgetragen, einem gefangenen preußischen Unterofficier die Freiheit zu geben.

Sonach habe ich dem edeln Ausdruck der Besatzung mit dem größten Vergnügen Genüge geleistet, und der Ueberbringer dieses ist jener auf den Wunsch der Besatzung hin befreite Unterofficier.

Schließlich füge ich das Ansinnen bei, für die dortselbst gefangen gehaltenen diesseitigen Hauptleute der Volkswehr, Namens Ampt und Bauer, den diesseits gefangenen Hauptmann des Meklenburgischen Grenadierbataillons v. Klein, welcher außerdem als verwundet der Freiheit sehr bedürfte, seine leidende Gesundheit wieder herzustellen, umwechseln zu wollen, worüber baldige gefällige Antwort erwartet wird.

(gez.) G. N. Tiedemann,
Oberst".

Die Kriegsgefangenen, meist Preußen und Meklenburger von verschiedenen Truppentheilen saßen in einer geräumigen, eine Treppe hoch gelegenen Kasematte der Bastion XI. und wurden so gut gehalten, wie es Gefangene in einer belagerten Festung nur immer wünschen können. Man ließ es ihnen nicht an Nahrung und Wein und Bewegung in freier Luft fehlen und sie wurden ohne Ausnahme gut und freundlich behandelt. Der angesehenste Gefangene war der preußische Major des Generalstabes v. Hindersen, der bei Ladenburg in unsere Gewalt fiel, als er von dem Kirchthurm aus die Gegend recognoszirte. Er saß in der Kasematte der Bastion XXX., die für Struve eingerichtet worden war und in welcher später mein allerbester Freund sein Todesurtheil erwartete, wovon später die Rede sein wird.

In derselben Bastion saß auch der badische Oberst Becker, der Befehlshaber des Dragoner-Regiments, welches durch seine Weigerung einzuhauen, den Verlust des Gefechts bei Waaghäusel verursachte; man beschuldigte den Obersten des Verraths und Tiedemann sagte mir, daß er die Beweise dafür liefern könne, obwohl Becker hoch und theuer seine Unschuld beschwor und Alles auf die Feigheit der Dragoner

ſchob; letztere war allerdings eine durch mehrfache Beiſpiele bewieſene Thatſache.

Der Wunſch wegen des Austauſches der Gefangenen wurde bewilligt und Hauptmann von Klein den Preußen überliefert. Die ihm bewieſene freundliche Rückſicht vergalt er damit, daß er dieſen ſo viel von dem Zuſtand in der Feſtung verrieth, als er wußte. Herr Bauer war bei dem letzten Ausfall gefangen worden; wie der Bierbrauer Ampt in die Gewalt der Preußen gerieth weiß ich nicht mehr. Tiedemann wollte von dem letzteren wiſſen, wie es in der politiſchen Welt ausſehe, und wurde wüthend, als der Mann ſagte, er habe keine Zeitungen geleſen; er habe an nichts als an ſein Geſchäft gedacht und kümmere ſich nicht um Politik. Der Gouverneur meinte aber, er wolle nichts ſagen; er hielt ihn für einen entſchiedenen Reactionär und drohte ihm den Kopf vor die Füße zu legen, wenn er über das, was er im preußiſchen Lager gehört und geſehen, nur ein Wort verlauten laſſe.

Ich hatte mir alle erdenkliche Mühe gegeben, Nachrichten von außen und vom Stande unſerer Armee zu erhalten. Ich hatte wohl zwanzig Kundſchafter ausgeſendet, allein kein einziger kehrte zurück, und nicht ein Brief, nicht ein Zeitungsblatt kam in die Feſtung. Einer der Boten, den ich abgeſchickt, war ſeiner Pflicht treu. Ich hatte ihm befohlen, nach Frankreich hinüberzugehen und ſichere Nachrichten über unſere Armee einzuziehen; ſtehe unſere Armee nahe, ſo ſolle er in Selz — ein Städchen im Elſaß — Nachts zwiſchen elf und zwölf Uhr eine Rakete, ſei die Armee ſchon bis hinter Freiburg zurück zwei, und ſei ſie geſchlagen und aufgelöſt, drei hintereinander ſteigen laſſen. Ich ließ mehrere Nächte auf dem Schloßthurm, außer dem gewöhnlichen dort ſtationirten Officier, einen andern, zuverläſſigern Wache halten und den

Himmel nach Selz zu beobachten; er meldete mir, er habe zwei Raketen steigen gesehen; es sei aber möglich, daß ihrer drei aufgestiegen, denn er habe nach der zweiten Rakete noch einen Feuerschein gesehen, könne aber nicht behaupten, daß es eine Rakete gewesen. Dies Zeichen schien den Inhalt eines Briefes des Generals von der Gröben zu bestätigen, in welchem er versichert, daß unsere Armee vernichtet sei. In diesem Schreiben vom 13. Juli bezieht sich der General auf einen Artikel im Festungsboten, in welchem von dem herrannahenden Entsatze, von der Lage der Preußen, der Uebergabe der badischen Dragoner bei Freiburg ꝛc. die Rede war und schließt:

„Der kommandirende General dieses Armee-Corps ist bereit, Abgeordneten der Besatzung, sowie der Bürgerschaft von Rastatt, unter Begleitung zu gestatten, sich von der Wahrheit oder Unwahrheit jener Angaben und dieser Behauptung, in Karlsruhe, wo die zurückgekehrten Truppentheile bereits angekommen sind, sowie in Oos und Freiburg zu überzeugen, und dann wieder frei und ungehindert nach der Festung zurückzukehren, um von dem Erfahrenen und Gesehenen Bericht zu erstatten.

K. Q. Kuppenheim, am 13. Juli 1849.

Der kommandirende General
(gez.) Gr. v. d. Gröben."

In diesem Schreiben bat der General auch um die ihm fehlenden Nummern des Festungsboten (die er hatte, soll einer unserer Parlamentäre mitgenommen haben!) im Austausch gegen die Carlsruher Zeitung. Zugleich sandte er ein an ihn eingelaufenes Gesuch an das Gouvernement der Festung, die Oberin und vier zurückgebliebene Nonnen des Klosters in Rastatt den schon vor der Einschließung nach Straßburg

geflohenen Klosterfrauen nachfolgen zu lassen „um sie vor dem nächstens zu erwartenden Bombardement mit dem bereits herannahenden großen Belagerungspark zu retten.“ Da Graf Gröben gegen das Gesuch nichts einzuwenden hatte, so wollte Tiedemann ebenfalls nicht zurückstehen und bat mich, diese Nachricht selbst ins Kloster zu bringen; er werde noch persönlich seine Aufwartung machen. Die frommen Frauen verließen am folgenden Tage die Festung.

Der Zustand in derselben wurde immer bunter; die Soldaten wurden immer brutaler, übermüthiger und unfolgsamer. Die schlechtesten Soldaten zeichneten sich in dieser Hinsicht am meisten aus und von ihnen gebührte die Palme den Dragonern. Excesse waren an der Tagesordnung; Tiedemann wurde nicht selten insultirt und nahm es ruhig hin, anstatt mit Ernst und Strenge einzuschreiten; er würde damit bei allen ordentlichen Soldaten Beifall gefunden haben und diese waren doch die größere Zahl.

Die Truppen waren sämmtlich kasernirt und nur was zum Generalstab gehörte lag bei den Bürgern in Quartier; allein dessenungeachtet wußten sich eine Menge Soldaten und Volkswehrmänner in Bürgerquartiere einzudrängen und dem Dienste zu entziehen. Leute der Freiburger Volkswehr mischten sich unter die Rastatter Bürgerwehr, um nicht in Gefahr zu kommen, bei Ausfällen gebraucht zu werden.

Es gab so viele Reste von „Legionen“ und „Freischaaren“ und dergleichen Unsinn, daß es nicht möglich war, eine Uebersicht zu gewinnen und eine Controlle zu handhaben. Um der ganzen Wirthschaft ein Ende zu machen, beschloß ich *sämmtliche* nicht zum regulären Militär gehörigen Leute der Besatzung — die Rastatter Bürgerwehr ausgenommen — in *drei Bataillons* zu formiren. Es war dies mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft, ja ganze Abtheilungen sträub-

ten sich und ich mußte mit der größten Strenge einschreiten. Endlich hatte ich dies schwierige Geschäft vollendet; die Offiziere sollten aufs Neue von den Compagnien gewählt und der Prüfung einer Commission unterworfen werden, zu deren Präses ich selbst ernannt worden war. Die Bataillons-Commandeure wurden auf meinen Vorschlag von Tiedemann ernannt.

Auf Montag den 16. Nachmittags hatte ich sämmtliche Volkswehren und Freicorpsreste auf den Marktplatz bestellt, um hier die drei Bataillone nach meinen mühsam aufgestellten Notizen zu bilden *). Zwei davon hatte ich glücklich zusammengestellt, nur das dritte war, da Leute davon auf der Wache gewesen, noch nicht ganz geordnet, als zu meinem Schrecken Tiedemann daher geritten kam! Er konnte diese Gelegenheit, vor einem so großen Theil der Garnison seine Autorität zu zeigen, nicht vorübergehen lassen, mischte sich sogleich in mein Geschäft und hatte in fünf Minuten eine solche Confusion angerichtet, daß er mich mit einiger Beschämung bitten mußte, die Sache wieder in Ordnung zu bringen, wozu ich ein paar Stunden brauchte! — Auch bei dieser Gelegenheit wurde er von verschiedenen Soldaten insultirt und begnügte sich damit — diesen Leuten „zu verzeihen, weil sie es nicht besser wüßten!“ —

Im Kriegsrath beriethen wir über den im obenerwähnten Schreiben des Grafen v. d. Gröben enthaltenen Vorschlag. Das Resultat war folgende von mir geschriebene Antwort:

*) Herr Fickler sagt in seinem früher erwähnten Buche: „Das dritte Regiment, die Dragoner, bleiben in finsterm Trutze von der Musterung weg.“ Das ist ein Irrthum; ich hatte sie gar nicht bestellt, weil ich sie nicht brauchte; es war kein Soldat auf dem Platz, es sei denn zufällig und freiwillig. Tiedemann mochte in demselben Irrthum sein wie Herr Fickler.

„Rastatt, 17. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt

an

Herrn Gr. v. d. Gröben, kommand. General des 2. Corps der Rheinarmee ꝛc.

Ihr gefälliges Schreiben vom 13. Juli habe ich erhalten und beehre mich, Folgendes zu erwiedern. Ihren Vorschlag, mich durch Augenzeugen von der Wahrheit der von Ihnen aufgestellten Behauptungen zu überzeugen, nehme ich gerne an, indem die dadurch erlangten Resultate auf das fernere Benehmen der Besatzung nothwendig von Einfluß sein müssen. Zu unserer vollständigen Ueberzeugung würde jedoch ein Besuch von Oos und Carlsruhe nicht genügen, da uns immer die Hoffnung bliebe, daß unsere Armee sich weiter im Oberlande hielte, und demnach Aussicht zu einem Entsatz vorhanden wäre. Verhält es sich wirklich so, wie Sie schreiben, daß unsere Armee nämlich ganz und gar aufgelöst ist, so muß es Ihnen wünschenswerth sein, uns davon die Gewißheit zu verschaffen. Ich ersuche Sie daher zu gestatten, daß unsere Abgeordneten bis in unser Hauptquartier, oder wenigstens bis zu unsern Vorposten reisen, und sich durch den Augenschein überzeugen dürfen, ob Ihre Waffen die unsrigen gänzlich besiegt haben.

Die Ihnen noch fehlenden Nummern der Zeitschrift „der Festungsbote" folgen anbei, und ersuche ich Sie, uns dafür gegen sofortige Bezahlung ein Exemplar des Frankfurter Journals vom 1. Juli an, wo das Abonnement wieder beginnt, gefälligst zukommen zu lassen.

Daß Sie der Oberin des hiesigen Frauenhauses gestattet haben, die Festung zu verlassen, hat die unangenehme Folge gehabt, daß beiliegende 15 Gesuche um gleiche Begünstigung

eingelaufen sind, die ich Ihnen zur gefälligen Berücksichtigung im Originale beilege.

Außerdem liegen noch einige Briefe offen bei, deren Beförderung ich Ihrer Güte anheimstelle. Schließlich ersuche ich Sie, mir so schleunig als möglich zu antworten.

(L. S.) (gez.) G. N. Tiedemann, Oberst."

Der General ging auf unsern Vorschlag ein; das Frankfurter Journal wurde jedoch nicht bewilligt, ebensowenig die Gesuche um Erlaubniß die Festung zu verlassen und Graf Gröben richtete in Bezug auf letztere folgendes Schreiben an das Bürgermeisteramt:

„Um ein langes und unnützes Blutvergießen zu verhüten, vermag ich auf die mir geäußerten Wünsche vom 17. d. M. nicht einzugehen.

Die Bewilligung für die würdige Oberin des Frauenklosters war eine Warnung für die Stadt.

Jetzt mögen die Väter der Stadt dafür Sorge tragen, daß ihre Söhne nicht länger gegen Recht und Pflicht ankämpfen, und daß die Stadt ihrem rechtmäßigen Landesherrn übergeben werde.

K. Q. Kuppenheim, 17. Juli 1849.

Der kommandirende General
(gez.) Gr. v. d. Gröben."

Das Eingehen des Generals auf den in unserm Schreiben enthaltenen, von mir ausgehenden Vorschlag, überraschte mich sehr; ich hatte es, offen gestanden, durchaus nicht erwartet, sondern vielmehr eine abschlägige Antwort gehofft, die unsere Voraussetzungen gerechtfertigt haben würde. Wir Alle glaubten nämlich kein Wort von den in Gröben's Schreiben enthaltenen Angaben in Bezug auf unsere Armee; wir nahmen Alles für „preußische Pfiffe," da wir unmöglich

denken konnten, daß die Truppen, die sich bei so manchen Gelegenheiten so brav geschlagen hatten und die im Seekreis noch so reiche Hülfsmittel finden mußten, ohne Gefecht bis über die Grenze laufen würden. War dies wirklich der Fall, dann mußte der Zustand der Armee schon bei dem Verlassen von Rastatt ein verzweifelter gewesen sein und sowohl Mieroslawski als Sigel mußten wissen, daß sie die Festung nicht entsetzen konnten. Dann war es aber eine Nichtswürdigkeit, 6000 Mann, ohne hinreichende Mittel zur Vertheidigung in einer unvollendeten Festung der Rache erbitterter Sieger Preis zu geben, und hielt man eine Besatzung derselben zum sicheren Davonlaufen für absolut nöthig, nun so konnte man wenigstens nur badische Soldaten und Volkswehren zurücklassen und alle fremde Freischaaren und stark compromittirte Personen ausscheiden.

Die Feuersignale, welche ich von Selz aus erhielt im Verein mit dem Eingehen Gröben's auf unsern Vorschlag, dämpften meine Hoffnungen sehr; allein das Nichtbewilligen des Frankfurter Journals war noch ein Strohhalm, an den wir uns auch nach der Antwort des Generals noch klammerten. Hatten wir wirklich gar nichts mehr zu erwarten, so mußte diese Ueberzeugung uns aus dem Inhalt eines einigermaßen unabhängigen Journals hervorleuchten, und der General hätte sich beeilen müssen, so dachte ich, uns dieselbe gewinnen zu lassen; er schlug das Journal ab, also waren wir noch nicht ganz ohne Hoffnung; die Art und Zuverlässigkeit derselben durch die Absendung einiger Deputirten zu erforschen ward also beschlossen.

Darüber waren wir im Kriegsrath einig, daß Bürgern der Stadt eine solche Mission nicht anzuvertrauen sei; denn wenn es auch genug ehrliche Männer unter ihnen gab, so färbt die vor Philisteraugen sitzende Angstbrille doch alle

Hoffnungsaussichten schwarz. Nun fragte es sich aber, wer von den Officieren der Garnison diese für uns so wichtige Reise machen sollte? Ich hätte mich gern dazu angeboten; allein Tiedemann, dem immer mehr die Zügel der Herrschaft entfielen, wollte mich nicht gern fortlassen, sagte aber, daß er mir die Unterhandlungen überlassen werde, sobald es so weit sei. Oberst von Biedenfeld schlug Major Biesele und Major Lang zu dieser Reise vor; letzteren nur, damit der erstere gewählt würde; allein gegen Biesele hatten noch Manche im Kriegsrath Mißtrauen, eingedenk der Rolle, die er bei den Zerwürfnissen am Beginn der Belagerung spielte, und Lang wurde — er erstaunte wahrscheinlich am meisten selbst über dieses Vertrauen — zum Abgeordneten der Garnison gewählt. Seltsamer Weise war der ganze Kriegsrath unzufrieden mit der Wahl und dieser nicht allein, sondern alle anderen Officiere und selbst die Soldaten seines eigenen Bataillons, die ihn verachteten. Ja, letztere schickten eine Deputation an den Gouverneur, mit der Bitte, Lang nicht fortzuschicken, da ihm nicht zu trauen sei.

Gegen seine Ehrlichkeit wußte ich nichts einzuwenden und daß Kanonendonner und Zischen von Spitzkugeln ihm Leibschmerzen verursachten war eine Schwachheit, kein Verbrechen; allein ich hielt ihn für das ihm aufgetragene Geschäft nicht gescheidt genug und überhaupt in keiner Weise seine Persönlichkeit dafür geeignet. Dieser Mensch war und blieb ein Corporal trotz seiner Majorsepauletts, und ich und wir Alle schämten uns bei dem Gedanken, daß nach diesem Mann, der auf der Reise mit manchen hohen Officieren der preußischen Armee zusammentreffen konnte, ein Urtheil über die Bildung der demokratischen Besatzung der Festung gefällt werden könnte.

Die verschiedenen über ihn gemachten Mißtrauensäußerungen blieben Lang nicht verborgen; allein er hatte auf diese Reise schon allerlei loyale — anders will ich sie nicht nennen — Pläne gebaut und that, als verstehe er nicht was man meine. Um ihm jedoch gar keinen Zweifel darüber zu lassen, bewog ich Lieutenant Hain, ihm dies schriftlich und unverblümt mitzutheilen, was derselbe in einem Briefe ohne Unterschrift that. Lang klammerte sich jedoch zu fest an die auf die Reise gebauten Hoffnungen und konnte sich nicht entschließen, davon zurückzutreten; ja als man im Kriegsrath ihn auf die allgemeine Mißbilligung seiner Sendung aufmerksam machte und ihm ein freiwilliges Zurücktreten so nahe als möglich legte, fing er fast an zu weinen.

Um einen Beschluß des Kriegsraths nicht ganz umzustoßen und Lang nicht zu sehr zu blamiren, wurde die Sache dahin erledigt, daß ich als Abgeordneter der Garnison gewählt wurde, den Lang nur der Form wegen begleiten solle; dieser bat selbst um diese Anordnung.

Es war etwa elf Uhr Morgens, Mittwoch den 18. Juli, als wir Beide, begleitet von einer Section Dragoner unter Lieutenant Harter und Trompetern am Eingange von Niederbühl anlangten. Wir waren Beide in Uniform, die dreifarbige Feldbinde quer über der Brust. In Niederbühl empfing uns der Kommandant der Stabswache, Küraſſierlieutenant Graf Schmettow, welcher sich als derjenige ankündigte, der uns auf der Reise begleiten solle und händigte mir zum Einzeichnen der Namen eine von ihm unterschriebene Quittung über unsere beiden Personen ein, welche in der Festung bleiben sollte, bis wir in dieselbe zurückgekehrt sein würden. Nach einigem Zögern eröffnete uns Graf Schmettow — ich glaube er schickte deshalb einen Husaren ab — daß es „zu unserer eigenen Sicherheit“ und

Bequemlichkeit dienen würde, wenn wir in Civilkleidern reisten; wir würden weniger Aufsehen erregen und weit ungestörter unsere Beobachtungen machen können ꝛc. Kurz, es war der Wille des Grafen Gröben oder des Prinzen von Preußen, daß wir nicht in Uniform reisten.

Da ich natürlich keine Civilkleider bei mir hatte und auch nicht wußte, was der Kriegsrath zu dieser mir sehr bedeutsam scheinenden Bedingung sagen würde, so mußten wir in die Festung zurückkehren. Wir fanden die Officiere bei der Parole versammelt. Tiedemann wollte gleich das Kind mit dem Bade ausschütten. Solche Schmach könne man nicht dulden, das sei eine Beschimpfung und er werde auf diese Bedingung nimmermehr eingehen. Ich ließ ihn austoben und ging mit den Mitgliedern des Kriegsraths in ein in der Nähe liegendes Gasthaus zur Berathung. Hier sagte ich, daß es weit wichtiger sei, den beabsichtigten Zweck zu erreichen und endlich zu erfahren, woran wir wären, als den militärischen Stolz Parade reiten zu lassen. Es handle sich hier um das Wohl von 6000 braven Männern und einer ganzen Stadt. Ich sei bereit in Civilkleidern zu reisen. Der Kriegsrath entschied nach meinem Wunsche.

Lieutenant Harter wurde nach Niederbühl zurückgeschickt; Graf Schmettow ließ sagen, daß er bis halb zwei Uhr warten werde; kämen die Abgeordneten bis dahin nicht, so sähe man die Verhandlungen für abgebrochen an. Später schickten die Preußen in die Festung mit der Mahnung zur Eile, da der letzte Bahnzug nach Freiburg um vier Uhr von Oos abgehe. Die Verzögerung, welche fast das Scheitern der Unterhandlung herbeigeführt hätte, fand ihren Grund in einem sehr geringfügigen Umstand. Meine Civilkleider hatte ich längst verschenkt und es waren in einer kleinen Stadt wie Rastatt fertige Kleider nicht so schnell aufzutreiben. Der Schneider wollte

dieſelben nur gegen baar Geld hergeben, und da daſſelbe bereits ſehr rar war — man hatte mir zu meiner Miſſion zwanzig Gulden bewilligt! — ſo ſträubte ſich Tiedemann gegen die Zahlung. Im Begriff eine ſo wichtige Reiſe zu machen, bei der das Leben von Tauſenden auf dem Spiele ſtand, verſetzten mich dieſe Erbärmlichkeiten in großen Zorn; ich warf mein Portemonnaie dem Schneider wüthend vor die Füße, ſo daß es zerplatzte. Der Schneider nahm Vernunft an und das zerplatzte Portemonnaie zum Andenken mit.

Als wir nach Niederbühl kamen, hatte Graf Schmettow bereits den Ort verlaſſen und man ſagte uns, wir könnten nicht mehr angenommen werden. Der wachthabende Officier entſchloß ſich indeſſen, uns dennoch zu melden; allein es dauerte ſehr lange, bis der Graf mit einem elenden Wagen kam, auf dem wir bis Oos an die Eiſenbahn fahren ſollten. Tiedemann hatte mir ein langes, rein tolles Schreiben an den Grafen v. d. Gröben mitgegeben; ich war aber entſchloſſen es nicht abzuliefern, da es den Schreiber und uns Alle nur lächerlich machen konnte. Ich gab es daher dem Major Fach, der uns zu ſeinem Vergnügen bis Niederbühl begleitete, mit der Bitte, es zu verbrennen, ohne Jemand etwas davon zu ſagen.

Auf dem Kutſcherſitz des Wagens hatten ein Feldwebel von der Infanterie und ein Unterofficier von den Küraſſieren Platz genommen. Man verband uns die Augen, bis wir Niederbühl und das preußiſche Lager bei Förch paſſirt hatten. Graf Schmettow fragte mich, wie ich es mit dem mündlichen Verkehr zu halten wünſche, ob wir denſelben bloß auf das Nothwendige beſchränken, oder uns keinen Zwang anthun wollten; er bringe dies in Anregung, weil Gouverneur Tiedemann ſich darüber beſchwert habe, daß Graf

Gröben einen unserer Parlamentäre allerlei Dinge gefragt, die nicht zu dessen Auftrage gehörten. Dies war um so lächerlicher, als Tiedemann selbst sich stets in sehr unpassende Diskussionen mit den preußischen Parlamentairen einließ. Ich sagte dem Grafen, es wäre mir natürlich angenehm, der Unterhaltung auf unserer Reise keinen Zwang anzuthun, da wohl Jeder von uns wissen werde, was er zu verschweigen habe. Zugleich sagte mir der Graf, er habe mit seiner Ehre für unsere Sicherheit zu haften.

Ich muß gestehen, man hätte zu dem Auftrage, uns zu begleiten, keine passendere und für uns angenehmere Wahl treffen können. Graf Schmettow benahm sich in jeder Hinsicht durchaus seiner Stellung angemessen und so liebenswürdig und artig, als es unser Verhältniß nur immer gestattete. Dasselbe gilt von dem Feldwebel und dem Unterofficier; beide nannten mich im Gespräch „Herr Oberstlieutenant," allein wahrscheinlich war ihnen dies von Schmettow untersagt worden, denn nach unserer Ankunft in Oos vermieden sie es.

Ich hatte dem Grafen Gröben während meiner Abwesenheit aus der Festung einen Waffenstillstand vorschlagen lassen; allein er war darauf nicht eingegangen und ich in großer Sorge, daß ein während meiner Entfernung stattfindendes Bombardement bei der Auflösung der Disciplin, der Stimmung der Bürger und der Schwachheit des Gouverneurs die Sachlage bedeutend verschlimmern möchte.

Es war schon ziemlich spät, als wir von Oos mit einem Extrazuge abfuhren. Spät in der Nacht kamen wir in Freiburg an, wo sich damals der Prinz von Preußen aufhielt. Wir wurden in mehreren Gasthöfen abgewiesen und mußten froh sein, daß wir endlich in einem Saal auf einer Streu ein Lager fanden.

Was ich am Morgen in Freiburg hörte und in den Zeitungen las, gab mir so ziemlich die Ueberzeugung, daß Graf Gröben uns nicht getäuscht und daß unsere Armee uns im Stich gelassen, ja bereits seit vierzehn Tagen die Schweizer Grenze überschritten habe! Und kein Mensch dachte daran, uns Nachricht zu geben, die wir auf den von Sigel versprochenen Entsatz hofften. —

Man hatte uns gesagt, wir sollten keine Waffen und keine Briefe mitnehmen; allein Lang hatte sich mit einer ganzen Menge der letzteren beladen, die Graf Schmettow durchsah und auf die Post gab. Ich benutzte diese Gelegenheit, meiner Frau und meinen Freunden Nachricht zu geben, die seit Mannheim nichts von mir wußten. Um nicht durch meinen Namen auf der Adresse die Aufmerksamkeit auf diesen Brief zu lenken, adressirte ich ihn an eine Freundin in Berlin, die mit meiner Frau in demselben Hause wohnte*). In diesem Brief schrieb ich:

„Freiburg im Breisgau, 19. Juli 1849.

Meine liebe Helene!

Ich schreibe Dir mit sehr bewegtem Herzen. Die Sache, für welche ich gekämpft habe, ist verloren, — verloren durch die Feigheit und Unfähigkeit der Menschen, welche sich an die Spitze unserer Armee stellten. Mieroslawski und Sigel sind durch Baden geflohen. Die Preußen haben, wie es scheint, das ganze Land besetzt. Nur Rastatt, in welchem der alte Oberst Tiedemann kommandirt und in welche Festung ich ebenfalls durch Zufall eingesperrt worden bin, hält sich noch. Wir thaten treu und tapfer unsere Pflicht; allein man ließ uns so schmählich in Stich, daß man nicht einmal ver-

*) Dies mag zugleich als Antwort auf die Seite 177 in Fickler's Buch enthaltene, hämische Notiz dienen.

ſuchte, uns Nachricht von der Niederlage der Unſrigen zu geben. Der General v. d. Gröben, welcher das Corps von Raſtatt befehligt, hat uns anbieten laſſen, einige Männer abzuſenden, welche ſich von der Vernichtung unſerer Armee überzeugen ſollen. Die Garniſon hat dazu mich und den Major Lang gewählt. Geſtern gegen Abend reiſten wir in Begleitung des Lieutenants Grafen Schmettow nach Freiburg ab; allein um unnöthiges Aufſehen zu vermeiden in Civilkleidung. Leider ſcheint ſich Alles, was man uns ſagte, zu beſtätigen. Von unſerer Armee iſt bis hierher keine Spur zu finden. — Welches nun unſer Schickſal ſein wird, das weiß ich nicht. Ich werde handeln, wie es mir Ehre, Klugheit und Menſchlichkeit gebieten. Du kennſt mich, meine Helene. Sollte dieſer Brief der letzte ſein, den ich Dir in meinem Leben ſchreibe, — nun ſo lebe wohl. Seit ſiebenzehn Jahren warſt Du meine Lebensgefährtin. Die Ehe mit mir hat Dir kein Glück gebracht. Verzeih' mir, wenn ich meine Aufgabe, Dich glücklich zu machen nicht beſſer löſte. — Sterbe ich für die Sache, der ich mein Leben weihte, — nun ſo weine um mich, denn ich verdiene es; laß Dich aber nicht vom Schmerz überwältigen. Denke daß es beſſer für mich iſt, mit Ehren zu ſterben, als in Schande zu leben. — (Folgen am Schluß einige perſönliche Beſtimmungen für den Fall meines Todes)."

Lang wollte gleich nach Raſtatt zurückkehren; allein ich beſtand darauf, daß wir unſern Auftrag vollſtändig erfüllten und bis Conſtanz gingen. Ich wollte Zeit gewinnen, um mich nach dem Zuſtande der Dinge und der Stimmung in Würtemberg und Frankreich zu erkundigen, um alle nur irgend zu unſern Gunſten ſprechenden Chancen in Erwägung zu ziehen. Hatte es irgend einen vernünftigen Zweck, ſo dachte ich noch Mittel zu finden, die Beſatzung wieder in

Ordnung zu bringen und die Festung Monate lang zu halten.

Der Prinz von Preußen, bei dem sich Graf Schmettow am Morgen meldete, wünschte, daß wir unsere Reise sehr beschleunigten; wenn auch der Waffenstillstand abgeschlagen war, so schien man doch entschlossen, mit dem Bombardement bis zu unserer Rückkehr zu warten, war aber ungeduldig, die Wirkung der 72 Stück Belagerungsgeschütz zu probiren, die man von Koblenz hatte kommen lassen. Der Prinz willigte indessen in unsere Reise bis Constanz, „da es einmal so versprochen worden sei.“ Ich entschied mich dabei aus mancherlei Gründen für den Weg durch den Schwarzwald über Donaueschingen.

Nur einmal war ich in Freiburg gewesen, als ich im vorigen Jahre Frau Herwegh aufsuchte, die zu Hecker nach Kandern gegangen war. Damals hatte ich nicht Zeit gehabt, die Stadt anzusehen und holte es jetzt nach. Ich ging mit Graf Schmettow natürlich auch in den Dom, dessen Inneres mir besser gefällt als das irgend einer Kirche, die ich gesehen habe; auch der Thurm giebt dem Straßburger an Schönheit nichts nach, wenn auch an Höhe. — An einem Thor der Stadt sah man noch die Spuren der vorjährigen Beschießung. Gegen Mittag fuhren wir mit vier Postpferden nach Constanz ab. Der Weg durch das Gebirge ist reizend und hätte mich zu jeder andern Zeit entzückt; allein der ernste Zweck dieser Reise trübte den Genuß der herrlichen Gegend.

Es war Abend, als wir nach Donaueschingen kamen. Hier lagen Meklenburger, deren Officiere durch die Neugier in den Gasthof getrieben wurden, in dem wir abgestiegen waren. Ein Oberst, der bei Ladenburg Schläge bekommen hatte, erkundigte sich mit großer Zungengeläufigkeit und unter vielem: „wenn man gewußt hätte“ und sonstigen Wenn und

Aber, das seine Ungeschicklichkeit beschönigen sollte, bei Lang, der damals in jener Gegend gestanden, nach einigen näheren Umständen. Es war ein hübsches kameradschaftliches Verhältniß unter diesen Officieren, selbst zwischen älteren und jüngeren, was man in Preußen so oft vermißt; sie ließen es sich im schönen Baden ganz wohl sein. Ein alter, gutmüthiger Major protegirte ein allerliebstes Mädchen, das wie die Tochter des Regiments gekleidet und, wie man mir sagte, eine leidenschaftliche Reiterin war. Auch einen preußischen Major und Flügeladjutanten des Königs traf ich hier an; einen artigen Mann, der gern Näheres über den Zustand in der Festung wissen wollte und dem ich sagte, daß die 10,000 Mann starke Besatzung noch für ein gutes halbes Jahr verproviantirt sei. Wir unterhielten uns in dieser Gesellschaft bei frischen Forellen ganz vortrefflich und fuhren erst nach zehn Uhr weiter.

Die Reise war beschwerlich, weil auf jeder Station der Wagen gewechselt wurde und das Wetter schlecht war. Während solchem Wechsel wäre es mir leicht gewesen, irgendwo zu verschwinden und das Würtembergische zu erreichen, von wo auch ich leicht weiter gekommen wäre, da ich in Civilkleidung war und noch Geld übrig hatte. Der Gedanke fuhr mir wohl durch den Sinn und die Versuchung lag nahe, denn ich konnte mir nicht verhehlen, daß unsere Sache vollkommen gescheitert sei und uns höheren Officieren ein hartes Loos bevorstehe, allein ich stieß solche feige Gedanken sogleich von mir; ich wollte nicht das Vertrauen täuschen, welches die Besatzung von Rastatt mir geschenkt hatte; ich wollte ihr bis zum letzten Augenblicke nach Kräften dienen und das Schicksal meiner Kameraden theilen. Graf Schmettow will allerlei Sicherheitsmaßregeln gegen einen Fluchtversuch getroffen haben; ich kann versichern, daß es mir

auf der Reise und in Constanz ein Leichtes gewesen wäre, trotz derselben zu fliehen. Das Zutrauen, welches er zeigte und die Mittheilung, daß er mit seiner Ehre für uns stehen müsse, wie die Sorge für meine eigene Ehre waren die besten Maßregeln, meine Flucht zu verhindern.

Am frühen Morgen kamen wir in Constanz an. Hier lagen 5000 Mann Hessen. Nachdem ich einige Stunden geruht hatte, ging ich in der Stadt spazieren, die ich noch nicht kannte. Der Wirth verschaffte mir Zeitungen, andere kaufte ich, um es den Kameraden schwarz auf weiß zu zeigen, daß sie schmählich im Stich gelassen und der Rache eines erbitterten Feindes überliefert waren. Ueberall auf unserm Wege trafen wir Truppen aus allen möglichen deutschen Vaterländern; ganz Baden war damit überschwemmt; man hatte es für nöthig gehalten, nicht weniger als 120,000 Mann gegen uns aufzubieten. Rastatt war von mehr als 20,000 Mann umschlossen und von Hoffnung konnte gar nicht mehr die Rede sein. Zum Ueberfluß standen an der Südgrenze noch 10,000 Oesterreicher, die man jedoch nicht in's Land ließ.

Um Mittag fuhren wir von Constanz ab, langten am Morgen in Freiburg an und fuhren nach Dos, wo wir Sonnabend den 21. Juli ankamen. Von Dos fuhren wir nach dem Lustschlosse Favorite, wo der Prinz von Preußen sein Quartier hatte. Ich bat Graf Schmettow, es möglich zu machen, daß ich den Prinzen spreche; ich wollte von ihm erfahren, was man mit uns ungefähr im Sinne habe. Der Graf versprach, meinen Wunsch dem Prinzen mitzutheilen, sobald derselbe von einer Recognoscirung zurückgekehrt sein würde. Wir erwarteten seine Rückkehr in der Hausmeisterei, wo mehrere preußische Officiere ihren Mittagstisch hatten. Einzelne gefielen sich darin, in meiner Gegenwart ihrem

Preußenthum den Zügel schießen zu lassen und dem Hasse gegen „das Gesindel“ Luft zu machen. Meine Stellung erlaubte mir keine Entgegnung, und ich begnügte mich, mit einem Lächeln diese indirecten Beleidigungen zu erwidern. Uebrigens muß ich der Wahrheit gemäß sagen, daß ich im Allgemeinen die Officiere nicht so taktlos gefunden habe. Als der österreichische General Eberle, der Erbauer von Rastatt, hörte, daß wir da seien, kam er auch und ermahnte zur Uebergabe der Festung. Er wandte sich jedoch nur an Lang und hatte wahrscheinlich seine guten Gründe dazu.

Endlich kam der Prinz mit seinem zahlreichen Gefolge von seinem Ritte zurück. In demselben sah ich mehrere badische Officiere, welche zum Theil von den Soldaten vertrieben waren, zum Theil freiwillig ihre Fahne verlassen hatten. Sie schienen mir recht unzufrieden, und wenn preußische Officiere sie betrachteten, geschah es stets mit spöttischen Blicken.

Ich ward nach der Favorite beschieden, wo ich den Chef des Generalstabes des Prinzen, einen Major Lindner glaub' ich, sprechen sollte. Ich hieß Lang mit mir gehen; denn erstlich wünschte ich bei der Unterredung einen Zeugen zu haben und zweitens wollte ich Lang, dem ich aus mancherlei Ursachen mißtraute, nicht mit den preußischen Officieren allein lassen; allein er wurde bedeutet, zurückzubleiben, da man mich nur allein sprechen wolle. Wie die Folge zeigte, war mein Mißtrauen vollkommen gerechtfertigt. Graf Schmettow hatte diesen Menschen bearbeitet; hatte seine Frau nach Oos kommen lassen und ihnen eine Unterredung gestattet, der wahrscheinlich noch andere Verhandlungen folgten; denn Lang versprach den Preußen, wenn die Uebergabe nach unserer Rückkehr vom Kriegsrath nicht beschlossen wurde, ihnen ein Thor zu öffnen, worauf sie

auf ein verabredetes Zeichen einmarschiren sollten.*)

Nachdem ich eine Weile in einem Gartenpavillon gewartet hatte, kam der Major. Ich sagte ihm, ich habe mich nun überzeugt, wie von außen für uns vorläufig keine Hülfe zu erwarten sei; allein wir wären ziemlich stark, hätten noch Proviant und Munition genug, und könnten uns noch lange halten. Dessenungeachtet glaube ich, daß man nicht abgeneigt sein würde, die Festung zu übergeben, wenn man uns freien Abzug bewillige. Der Major antwortete, „man werde sich auf Bedingungen nicht einlassen, da man sicher sei, die Festung zu bekommen, denn unser Proviant werde einmal zu Ende gehen. Da die Preußen Baden doch besetzt halten müßten, komme es nicht darauf an, ob man um Rastatt einige tausend Mann mehr liegen lasse. Man habe Zeit und könne warten. Uebrigens müsse ich mir nicht vorstellen, daß, wenn man auch Uebergabe ohne Bedingungen verlange, die Besatzung barbarisch behandelt werden würde. Schon die Menge der Theilnehmer an der Revolution mache, daß man zu strenge Maßregeln nicht durchführen könne. Was man von Füsilladen en masse erzählt habe, — mir hatte noch Niemand davon erzählt, und Die in der Festung ließen sich davon nichts träumen — sei eine Fabel; man werde alle Ursache haben, mit der Milde der Behandlung zufrieden zu sein."

Ich bemerkte ihm hierauf, wie ich allerdings glaube, daß man nicht zu strenge gegen das badische Militär verfahren werde, wie ich aber fürchte, die Rache möchte auf die Nichtbadener, besonders auf die Freicorps fallen, und für diese möchte wohl wenigstens freier Abzug zu bewilligen

*) S. 178 des Werkchens von Fickler: In Rastatt 1849.

sein, da sie sich keinesfalls auf Gnade und Ungnade ergeben, sondern gewiß irgend einen verzweifelten Entschluß fassen würden, der nothwendig auch den Preußen viele Leute kosten müßte. Der Major meinte, man werde es darauf ankommen lassen; er bemerkte mir aber, wie jeder Tag Verzögerung unser Schicksal nur verschlimmere. Bisher hätten wir, wie ich gesagt, weder von den verschiedenen Erlassen des Großherzogs, noch von der Auflösung der Insurgentenarmee etwas gewußt; dies sei nun nicht mehr der Fall und jener Milderungsgrund falle weg. „Genug," schloß er, „wir warten."

Sehr niedergeschlagen verließ ich ihn. Ich mußte gestehen, Alles, was er sagte, war so verzweifelt richtig, daß sich dagegen wenig einwenden ließ. Wir waren den Preußen sicher genug, und die Herren, welche commandirten, wären Thoren gewesen, wenn sie uns Bedingungen bewilligt hätten. Humanitätsrücksichten gelten nicht, wenn endlich der Moment zur heiß- und langersehnten Rache gekommen ist. Schlimmsten Falls konnten noch ein paar Tausend Demokraten umkommen, woran nichts gelegen, und einige Tausend Soldaten, woran manchem der Herren auch nichts gelegen, besonders da sie in manchen Ländern ohne Handgeld zu haben sind.

Als wir nach Niederbühl fuhren, bemerkte ich dem Grafen Schmettow, daß die Favorite keineswegs vor unsern Bomben sicher sei, und daß ich das Schloß nur geschont habe, weil ich das unnütze Zerstören hasse. Er zweifelte jedoch an der Möglichkeit, dorthin zu schießen, und ich versprach, ihm eine nur mit einem Briefe anstatt mit Pulver gefüllte Bombe hinzusenden. Ebenso versprach ich, ihm einen Kübel mit Eis zu schicken, weil er gesprächsweise geklagt hatte, daß es daran in der Favorite gänzlich fehle. Ich

nahm vor Niederbühl von ihm und den beiden andern Begleitern Abschied.

Am Thore erwartete uns eine Menge Neugieriger; allein ich sagte Niemanden, wie es draußen stehe, bevor ich nicht dem Kriegsrath Bericht abgestattet hatte. Dasselbe schärfte ich Lang ein, den ich alsald auf das Schloß beschied. Er versprach, sogleich zu kommen, er wolle nur einen Augenblick nach Hause gehen; er kam aber nicht, sondern rannte unter den Soldaten umher und schwatzte wie ein altes Weib. Ich habe ihn auch, so viel ich mich erinnere, seitdem nicht wieder gesehen, sondern hörte nur, daß er die Absicht gehabt, mit seinem Bataillon sogleich in das preußische Lager zu marschiren und sich zu ergeben; sein Bataillon hätte das aber für Schurkerei erklärt und nicht gewollt.

Schon auf der Reise hatte ich mich über diesen Major schwer geärgert, weil ihm die Feldwebelachselklappen überall unter den Majorsepauletts hervorsahen. Sobald ein preußischer oder anderer Stabsofficier mit ihm sprach, setzte er sich gleich in Feldwebelpositur, und gingen wir auf der Straße, so folgte er mir und Schmettow mit dem Feldwebel und dem Unterofficier, die wirklich größere Ehre, als solche Gesellschaft verdienten. Nichts war spaßhafter, als wenn es sich irgendwo auf der Reise um Trinkgelder handelte; er wollte nie begreifen, daß es sich passe, dieselben zu geben, und ich mußte ihn förmlich dazu zwingen. Die badischen Feldwebel standen sonst in dem Rufe, gern selbst Trinkgelder zu nehmen, und Lang hatte immer die Miene, als warte er auf eins.

Die Officiere, die mich am Thore empfingen, sagten mir, sie freuten sich, daß ich wieder da sei, denn kaum habe ich die Festung verlassen gehabt, so sei überall der Teufel los gewesen. Tiedemann sei völlig übergeschnappt und treibe

die närrischsten Dinge. Mit den Soldaten sei nicht mehr auszukommen, dieselben thäten, was sie wollten und gehorchten Niemand mehr. Sie drängen mit Gewalt in das Proviantmagazin und holten, was ihnen gefalle. — Reiter, den ich antraf, sagte mir, es seien höchstens noch für acht Tage Lebensmittel vorhanden! Ich erschrak darüber sehr, denn das war entscheidend. Bisher hieß es immer, wir hätten noch für mehrere Wochen zu leben. —

Am Abend des Tages, an welchem wir die Festung verlassen hatten, erhielt Tiedemann ein Schreiben von dem Grafen von der Gröben, in welchem er unsere Abreise mittheilte. Beigelegt waren eine Bekanntmachung Brentano's, „die Grabrede, welche dieser von der Schweiz aus seinem Wirken und der badischen Revolution gehalten hatte," das Heidelberger Journal und ein Schreiben des alten Tiedemann an seinen Sohn, über dessen Inhalt ich dem durch den Heldentod des Sohnes, mehr als durch seine Wissenschaft geehrten Vater zu lieb — kein Wort verlieren will. Ich wollte, ich hätte zehn Söhne, und alle zehn stürben so ehrenvoll wie Tiedemann!

Dieser hatte sich während meiner Abwesenheit Drohungen und persönliche Beleidigungen aller Art gefallen lassen müssen; dazwischen trieben die exaltirten Republikaner und die exaltirten Ergebungsphilister ihr Spiel und Lumpereien aller Art wurden vorgenommen, die zu erbärmlich sind, um sie zu erwähnen. *)

*) Was Herr Fickler von einem provocirten Befreiungsversuch eines preußischen Gefangenen erzählt und von meiner Wissenschaft an diesem „Schurkenstreich" fabelt, ist mir ganz fremd. Ich habe noch nie an einem Schurkenstreiche Theil genommen. S. Seite 255 des oben erwähnten Buches.

Der Kriegsrath kam gegen Abend in meiner Wohnung zusammen, und ich erstattete ihm treu und gewissenhaft meinen Bericht. Ich erklärte: „Wir hätten nicht mehr die geringste Hoffnung; wir müßten uns unter allen Bedingungen ergeben; wir könnten es höchstens noch einige Tage verzögern, allein damit sei nichts gewonnen, im Gegentheil erbitterten wir dadurch den Feind. Ich würde für ein Durchschlagen stimmen, wenn die geringste Hoffnung auf einen günstigen Erfolg denkbar sei; allein ein solcher Entschluß setze die Truppen dem sichern Verderben aus. Lang sei bereits überall umhergelaufen, habe durch Verkündigung seiner Jeremiaden die Leute entmuthigt, und wir würden nicht den fünften Theil derselben zu einem solchen Entschlusse bewegen. Kämen wir auch an den Rhein, so fänden wir keine Schiffe und würden von den Preußen eingeholt und gefangen, oder niedergemetzelt werden. Unsern Leuten könne unmöglich viel geschehen, da die Menge zu groß sei und aus Egoismus — weil vielleicht für uns Anführer einige Hoffnung des Entkommens sei, — dürfe man nicht ein nutzloses Blutbad herbeiführen."

Meine auf die gesunde Vernunft und die Sachlage gegründeten Vorstellungen fanden Eingang und es ward beschlossen, auf möglichst gute Bedingungen zu kapituliren, indessen auf den andern Morgen den großen Kriegsrath zusammenzuberufen, welcher aus sämmtlichen Officieren und einigen Leuten von jeder Compagnie bestand. Ich mußte lächeln, als ich vernahm, welche sanguinische Hoffnungen Einige unter uns noch hegten. Das mindeste, was man fordern, und worauf man bestehen müsse, sei freier Abzug für alle Fremden, und zwar mit Gepäck und Waffen, welche letztere man erst am Rhein ablegen wollte. Biedenfeld hatte sogar noch jetzt Bedingungen im Sinn, nach welchen die Officiere in ihren Chargen bleiben sollten.

Vor der Versammlung des Kriegsraths hatte der schreiblustige Tiedemann, ohne daß ich etwas davon wußte, folgendes Schreiben abgeschickt:

„Rastatt, 21. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt

an

den Herrn K. Gr. v. d. Gröben, G.-L. und commandirenden General des zweiten Corps der Rheinarmee im K. Q. Kuppenheim.

Nachdem die von mir entsandten zwei Officiere soeben zurückgekehrt sind, für deren Beförderung ich danke, berief ich reglementmäßig den Kriegsrath und wird Ihnen bis morgen zwölf Uhr der Beschluß der Besatzung unfehlbar zukommen.

Ferner brachte ich in Vorschlag, sogleich einen Waffenstillstand bis zur besagten Stunde Morgens zwölf Uhr Ihnen in Antrag zu stellen, um weiteres unnützes Blutvergießen in diesem traurigen Bruderkampfe zu verhindern, und glaube ich im Interesse militärischer Ehrenhaftigkeit und allgemeiner, gerechter Billigkeit die Genehmigung dieses meines Vorschlags von Ihnen gewärtig sein zu können; bitte mir nur noch heute Kundschaft hiervon geben zu wollen, um meiner Garnison hiervon Kenntniß geben zu können.

(L. S.) (gez.) G. N. Tiedemann,
Oberst."

Die Antwort des Generals lautete:

„Meine Aufforderung vom zweiten Juli giebt die Richtschnur. Ich erwarte morgen um zwölf Uhr die Erklärung.

Kuppenheim, 21. Juli 1849.

Der commandirende General.
(gez.) Gr. v. d. Gröben.

An das Commando der Festung Rastatt."

Um acht Uhr am Morgen des 22. Juli — es war Sonntag — kam im Saal des Schlosses der große Kriegsrath zusammen. Tiedemann las meinen Bericht vor, und ich fügte einige Worte hinzu, die ich mit der Versicherung schloß, „daß ich die Uebergabe für nothwendig und längeres Beharren für Unsinn halte.“

Die Aufregung war allgemein. Da waren Viele, welche sehr große Worte im Munde führten, aber weder etwas Gescheutes, noch etwas Ausführbares vorbrachten. Nach kurzer Debatte ward beschlossen, die Uebergabe der Festung auf so gute Bedingungen als möglich einzuleiten; ich ward auf Tiedemann's Vorschlag beauftragt, die Unterhandlung zu führen und zu diesem Ende noch diesen Vormittag mich in's preußische Lager zu begeben. Zugleich beschloß man, — auf wessen Antrag habe ich vergessen — um dem Feinde ein Zeichen des Vertrauens zu geben, daß ich Major von Hindersin mitnehmen solle.

Böning verlangte, daß man in dem Schreiben, welches ich mitnehmen sollte, die Freischärler berücksichtige und bemerken möge, daß diese Fremden sich nicht in das Land gedrängt, nicht die Revolution gemacht hätten, sondern daß sie von einer im ganzen Lande anerkannten Regierung in öffentlichen Blättern zum Dienste derselben aufgefordert und berufen worden wären.

Nachdem der große Kriegsrath sehr gedankenvoll auseinandergegangen war, setzte ich folgendes Schreiben auf, in welches Tiedemann einige Redeblumen flechten wollte, die er aber auf mein bestimmtes Verlangen wegließ:

„Rastatt, den 22. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt

an

den K. Gr. v. d. Gröben, commandirenden General des zweiten Corps der Rheinarmee ꝛc. ꝛc. Corpsquartier Kuppenheim.

Dem großen Kriegsrathe wurde soeben durch unsere nach Freiburg und Constanz Abgeordneten die Lage der gegenwärtigen Verhältnisse klar dargestellt. Das Resultat der Berathung war: daß man unter den obwaltenden Umständen zwar Willens sei, die Reichsfestung zur Verfügung des Reichs zu stellen, für welches man sie bis jetzt gehalten habe; daß man aber die zu unsern Gunsten sprechenden Thatsachen dazu benutzen müsse, über das Schicksal der Besatzung wenigstens klare Bestimmungen zu erhalten.

Die Soldaten und Volkswehren fügten sich der im Lande bestehenden und anerkannten Regierung, und fochten für die Reichsverfassung, welche sie noch unter dem Großherzog beschworen hatten, und welche von dem größten Theil der deutschen Fürsten anerkannt wurde.

Der Großherzog hatte mit seinen Ministern das Land verlassen, und so die Soldaten gezwungen, der an seine Stelle sich setzenden Regierung zu gehorchen. Die Proklamationen des Großherzogs sind von ihnen fern gehalten worden, und ihnen ebensowenig zur Kenntniß gekommen, wie das Anbieten von Verzeihung für alle Die, welche sich bis zum 5. Juni dem Großherzoge wieder unterwerfen würden, da die Festung bereits seit dem Ende des vorigen Monats so eng cernirt war, daß kein Blatt hineingelangen konnte.

Die sich in der Festung befindenden Fremden boten der in Baden allgemein anerkannten Regierung ihre Dienste zur Aufrechthaltung der Reichsverfassung an. Ihre Dienste wur-

den angenommen, und sie stehen in einer Categorie mit den Truppen.

Die ganze Besatzung, für eine loyale Sache fechtend, glaubt vollkommen in ihrem Rechte gehandelt zu haben, und verwahrt sich daher gegen den Titel Rebellen und die gegen solche gebräuchliche Behandlung. Jetzt, da die provisorische Regierung sich aufgelöst hat, was die Besatzung erst seit heute Morgen weiß, und der Großherzog sein Recht auf die Regierung fernerhin behauptet, — was er durch sein Verlassen des Staats aufzugeben schien — so steht die Besatzung keinen Augenblick an, sich ihrem rechtmäßigen Fürsten zu unterwerfen, und stünde er mit einem Baden'schen Heere vor dem Thore, so würde die Besatzung ihm ohne alles Mißtrauen entgegenziehen. Die Zusicherungen von milder Behandlung aber, die uns von dem Anführer der königlich preußischen Truppen gemacht werden, sind nicht ganz geeignet, die Besatzung zu beruhigen, wenn sie nicht etwas bestimmter gefaßt werden. Da die Besatzung die Festung noch hat, da sie dieselbe noch mehrere Wochen halten kann, während welcher bei dieser bewegten Zeit Ereignisse in den Nachbarländern möglich sind, die den Entsatz zur Folge haben könnten; da ferner durch die sofortige Uebergabe dem Reich große Ausgaben und Schaden erspart werden, so glaubt die Besatzung, daß es wenigstens billig sei, ihre Wünsche zu berücksichtigen: daß nämlich alle Theile der Besatzung, Soldaten, Volkswehren und Fremde, gleichmäßig behandelt werden möchten, oder daß man den Letzteren freien Abzug nach Frankreich oder der Schweiz bewillige.

Um indessen zu zeigen, daß die Besatzung gern auf dem Wege des Vertrauens entgegen kommt, so ist beschlossen worden, daß der gefangene königlich preußische Major des

Generalstabes Hindersin zugleich mit diesem Briefe in das preußische Corpsquartier geschickt werden soll.

(L. S.) (gez.) G. N. Tiedemann, Oberst."

Auf meinem Wege hielt ich vor Bastion XXX, um den preußischen Major mitzunehmen, der nebst seinem Bedienten in den Wagen stieg. Sander, der den Major oftmals im Gefängniß besucht hatte, drückte ihm die Hand zum Abschied und der Major sagte, „er würde dessen eingedenk sein, was er versprochen habe"; wahrscheinlich sich für Sander zu verwenden, was auch geschehen zu sein scheint.

Nachdem wir in Niederbühl einige Zeit hatten warten müssen, fuhren wir, ich mit verbundenen Augen, in's preußische Lager. Mein Kutscher mußte mit verbundenen Augen am Wege sitzen bleiben und ein Soldat nahm seinen Platz auf dem Bocke ein. Wir hielten, und nachdem ich mit Hülfe des herzukommenden Grafen Schmettow aus dem Wagen gestiegen war, führte mich dieser eine Strecke, und am Gemurmel rings um uns entnahm ich, daß wir im Lager waren. Endlich forderte der Graf mich auf, mich tief zu bücken und das Tuch abzunehmen. Wir befanden uns in einem kleinen, runden Zelt, in welchem ein Tisch mit Schreibzeug nebst einem Stuhl standen und wo mich der Graf allein ließ.

Der Feldgottesdienst war grade geendet und nach einiger Zeit des Wartens trat, oder kroch vielmehr Graf Karl von der Gröben, commandirender General des zweiten Corps der Rheinarmee, ins Zelt.

Der Graf war damals ein schöner, noch nicht alter Mann; seine gelockten dunklen Haare fingen kaum an grau zu werden; sein Gesicht trug den Ausdruck der Güte und Milde, dem sein Benehmen und der Ton seiner Stimme entsprachen.

Ich übergab ihm mein Schreiben und nachdem er es geleſen, ſagte ich, ich ſei von der Beſatzung von Raſtatt beauftragt, wegen Uebergabe der Feſtung zu unterhandeln. Der Graf mochte wohl am Ausdruck meines Geſichts, wie an dem Schwanken meiner Stimme erkennen, wie ſchmerzlich mich dieſer Auftrag berührte und fand daraus Veranlaſſung zu ſagen, daß das Loos der Beſatzung ein beſſeres ſein würde, als wir Alle erwarteten. Der Großherzog ſei ein milder Herr. Die Truppen, welche ſich in Freiburg ergeben hätten, ſeien auf Fürſprache des Generals von Hirſchfeld ſogleich entlaſſen worden; an ſeiner Fürſprache für uns ſolle es ebenfalls nicht fehlen und er zweifle nicht, daß dieſelbe bei dem Großherzoge ebenſoviel Werth haben werde, als die des Generals von Hirſchfeld. Bedingungen könne man jedoch der Beſatzung nicht zugeſtehen, ſondern verlange die Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Dieſes Wort klinge allerdings hart; allein ich ſolle ihm nur Vertrauen ſchenken und ich werde ſehen, daß er daſſelbe rechtfertigen würde. Auf meine Frage, was man wohl mit der Beſatzung beabſichtigte, antwortete er, „daß man nur mit einigen der Hauptanführer ein Verhör anſtellen und die gemeinen Soldaten wahrſcheinlich ſogleich entlaſſen werde.“

Ich erwiderte ihm, wie ich kaum glaube, daß namentlich die Freiſchaaren ſich auf Gnade und Ungnade ergeben würden. Hier befehlige der Prinz von Preußen und ich würde es daher vorziehen, direct mit dem Großherzog zu unterhandeln. Die Beſatzung beſtehe größtentheils aus ſeinen Unterthanen und er müſſe um ſo eher zur Milde geneigt ſein, als ja alle ſeine Bekanntmachungen, ſeine Verkündigungen von Verzeihung für die Rückkehrenden, die doch den Zweck gehabt Eindruck zu machen, dieſen Zweck nicht hätten erreichen können, da ſie uns wegen der ſtrengen Umſchließung von Raſtatt gar nicht bekannt ge-

worden wären. Jetzt, da wir sie kennten, seien wir ja bereit uns zu unterwerfen, und ich nähme für die Besatzung die Amnestie in Anspruch, welche am sechsten Juli für alle Diejenigen erlassen worden sei, die bis zum fünfzehnten zum Gehorsam zurückgekehrt sein würden.

Der Graf erinnerte sich dieser Verordnung und glaubte, sie müsse noch auf seinem Schreibtische, oder beim Civilkommissär liegen. Jedenfalls solle uns Alles zu gut kommen, was irgend welchen andern der aufständischen Truppen zu gut gekommen sei. Er wolle gleich nachsehen, ob er jene Bekanntmachung nicht finde. Was die directe Unterhandlung mit dem Großherzog angehe, so werde sich das umsoeher machen lassen, als sich derselbe in Mainz aufhalte, wohin man ja mit der Eisenbahn bald gelangen könne.

Der General ging und schickte den Grafen Schmettow. Es war außerordentlich heiß an diesem Tag und in dem niedrigen Zelte herrschte solche Schwüle, daß man es kaum darin aushalten konnte. Um einen Luftzug herzustellen wurde das Zelt an verschiedenen Stellen von der Erde gelöst; Graf Schmettow legte sich am Eingang auf die Erde, um so viel Luft als möglich zu haben. Da ich einen brennenden Durst bekam, bat ich um etwas Wasser. Man brachte fast ungenießbares Murgwasser, welches erst trinkbar wurde, als Schmettow Zucker und Wein kommen ließ. Wenn die Preußen kein anderes Wasser tranken, so war es nicht zu verwundern, daß Krankheiten in ihrem Lager überhand nahmen, die überhaupt durch den in der letzten Zeit gefallenen Regen sehr begünstigt wurden. Es war so feucht, daß die Soldaten ihr Brod nicht trocken halten konnten und es an Leinen im Zelt aufhängen mußten, von denen es, vom Regen durchweicht, oft von selbst herabfiel. So erzählten mir preußische Soldaten.

Einige Stunden mußte ich in der Mittagshitze in diesem Dampfbade zubringen, bis der General zurückkam. Er war bei dem Prinzen von Preußen gewesen und aus dem bekümmert-verlegenen Ausdruck des Gesichts schloß ich, daß dieser andere Ansichten in Bezug auf unser Schicksal hatte als der Graf. Nachdem Graf Schmettow uns verlassen, sagte Gröben, daß er die großherzogliche Bekanntmachung, von der wir geredet, nicht gefunden, der Civilkommissar müsse sie haben; allein derselbe sei nicht zu Hause. Er habe hier eine andere Bekanntmachung, wenn auch nicht die richtige und fragte mich, ob ich sie kenne?

Es war die Verkündigung der — Standgerichtsgesetze! Ich sagte der Wahrheit gemäß, ich sehe sie zum erstenmal, meinte aber lächelnd, es könne dem Großherzog wohl schwerlich einfallen danach zu handeln, wolle er nicht sein Land ruiniren. Verfahre man nach diesen Gesetzen, gegen welche die des Drakon milde wären, so könne man zwei Fünftel der Badener erschießen und zwei Fünftel ins Zuchthaus stecken. „Nun sehen Sie wohl!“ sagte der General, „schon die Menge der Schuldigen verbietet eine Anwendung.“ Jede seiner Aeußerungen ging dahin, mir die Ueberzeugung einzuflößen, daß man diese Standgerichtsgesetze nicht auf uns anwenden werde. „Ich erinnere mich“, sagte er, „sehr wohl der Bekanntmachung, von der Sie sprachen, und es ist mir recht fatal, daß ich sie nicht finden kann; indessen verlassen Sie sich darauf, daß Alles, was andern Ihrer Truppen irgendwo zu gut gekommen ist, auch der Besatzung von Rastatt zu gut kommen soll.“ — Ich hatte keinen Grund, diese Nichtanwendung der Standgerichtsgesetze zu bezweifeln, um so mehr, da ich in den auf meiner Reise gelesenen Journalen kein Wort von standrechtlichem Verfahren gegen die in Mannheim und anderswo gefangenen Theilnehmer

der Revolution gelesen hatte. Unverantwortlich und von bösen Absichten unwiderlegbar zeugend ist es, daß die großherzoglichen Bekanntmachungen, welche doch für uns bestimmt waren, nicht in die Festung geschickt wurden. Gab man uns dabei noch sichere Nachricht von dem Schicksal unserer Armee, so bin ich überzeugt davon, daß die Uebergabe sogleich stattgefunden haben würde; allein damit wäre Manchem nicht gedient gewesen; man wollte Rache.

Der Graf schien persönlichen Antheil an mir zu nehmen und äußerte später, daß er sich in der That zu mir „hingezogen gefühlt habe"; er sagte mir mit dem Ausdruck aufrichtigen Wohlwollens, wie sehr er bedaure, mich in diese traurige Angelegenheit verwickelt zu sehen und meine Bemühungen in Bezug auf die Uebergabe von Rastatt würden gewiß auf die Milderung meines Schicksals Einfluß haben. Da mir dies eine Andeutung schien, mich zu irgend welchen persönlichen Forderungen zu veranlassen, so erwiderte ich etwas rasch und achselzuckend: „Ich habe nun einmal diesen Weg eingeschlagen und diesen muß ich auch fortgehen"; womit ich nur sagen wollte, daß Geschehenes sich nicht ändern lasse und ich die Folgen meiner Handlungsweise tragen müsse. Persönliche Rücksichten leiteten mich nicht bei meinen Bemühungen, ich handle nach Pflicht und Gewissen und im Auftrage der Besatzung von Rastatt. — Im Laufe des Gespräches sagte der General, die Preußen erstrebten einzig und allein die Einheit Deutschlands; auch er trage ein Herz für Deutschland in der Brust und habe für Deutschlands Freiheit gefochten, obwohl er nicht zum Soldaten bestimmt gewesen sei.

Der General verließ mich noch einmal und blieb ziemlich lange aus. Er hatte am Morgen bei meiner Ankunft mir vorgeworfen, daß wir gestern Abend den Bahnhof in Brand gesteckt hätten; ich sagte ihm jedoch, daß dies ohne

Befehl und sicher nicht durch unsere Leute geschehen sei, welche gar kein Interesse dabei haben könnten, dies Gebäude zu zerstören. Jetzt sagte er mir, daß es durch seine eigenen Truppen geschehen sei, die auch schon, um ferneres Einsammeln des Getreides zu verhüten, dies an verschiedenen Stellen in Brand gesteckt hatten.

Die mehrerwähnte großherzogliche Bekanntmachung hatte sich noch nicht gefunden und sollte sich vermuthlich nicht finden; allein Gröben wiederholte die gemachten Zusicherungen, und als ich für die Fremden nochmals freien Abzug begehrte, sagte er, es müsse bei der Uebergabe auf Gnade und Ungnade bleiben, ich solle aber Vertrauen zu ihm haben. „Excellenz," sagte ich, „ich will es darauf wagen; ich will dem großen Kriegsrathe mittheilen, was Sie mir versprochen haben und hoffen, daß derselbe mein Vertrauen theilt. Morgen werde ich Ew. Excellenz die Antwort bringen." Der General gab mir die Hand und verließ das Zelt. Ich fuhr gleich darauf mit schwerem Herzen nach der Festung zurück. Es war fünf Uhr Nachmittags; mein Kutscher saß noch immer am Wege mit verbundenen Augen und blinzelte unter dem Tuche hervor zum Amüsement der Soldaten.

In der Festung konnte man gar nicht begreifen, wo ich so lange blieb. Ich ließ sogleich den kleinen Kriegsrath in meine Wohnung berufen, um ihm den Erfolg meiner Sendung mitzutheilen. Durch Schmettow war ich an den versprochenen Kübel mit Eis erinnert worden; Tiedemann gestattete seine Absendung durch einen Dragoner; statt der gleichfalls versprochenen Bombe, die zu unglücklich fallen konnte, da der Prinz in Favorite war, schickte ich sechs weniger gefährliche Flaschen Champagner und einige Zeilen an Graf Schmettow. Der Wein soll zurückgesandt worden sein.

Ich kann mir durchaus nicht erinnern, daß ich ein Schreiben des Grafen Gröben mitgenommen habe; ja ich möchte fast mit Bestimmtheit das Gegentheil behaupten; allein es hat sich Folgendes vorgefunden:

„Preußen kämpft nicht für sich, sondern für Deutschlands Einheit, für seine wahre Freiheit. Zunächst in Baden für Se. Königliche Hoheit den Großherzog von Baden.

Wenn die Besatzung sich den vor Rastatt stehenden preußischen Truppen ergibt, so ergibt sie sich ihrem rechtmäßigen Landesherrn.

Die Uebergabe erfolgt aber dann nur auf Gnade und Ungnade.

Auf besonders zu bewilligende Bedingungen kann nicht eingegangen werden. Ich werde mich jedoch dahin verwenden, daß der Besatzung all diejenigen Rücksichten zu Theil werden, welche die Umstände gestatten.

Im Lager vor Kuppenheim, den 23. Juli 1849, um $3^1/_2$ Uhr. Der commandirende General,

(gez.) Gr. v. d. Gröben."

Die Mitglieder des Kriegsrathes waren sehr bestürzt über meine Mittheilungen und konnten sich nicht an die Zerstörung der Hoffnungen gewöhnen, die sie noch am Tage vorher trotz meiner nackten Darlegung der Verhältnisse, genährt hatten. Es ist ein beständig von mir an unserer Partei gerügter Fehler, daß man auf Täuschungen so sehr viel gibt. Daß man die Gegner und zu Zeiten auch die Masse unserer Partei täuscht oder, was dasselbe ist, Facta günstiger darstellt, als es sich mit der Wahrheit verträgt, mag hin und wieder durch die Klugheit gerechtfertigt und als ebenso erlaubt betrachtet werden wie eine Kriegslist; daß man sich aber fortwährend selbst täuscht, ja täuschen will und die

nackte Wahrheit und Jeden der sie sagt, förmlich fanatisch von sich stößt, ja daß die Führer, die doch vor allen Dingen nach klarer Uebersicht streben sollten, sich um die Wette überbieten einander Lügen aufzubinden, das ist eine unbegreifliche Praxis, für deren Bezeichnung ich keine Worte zu finden weiß! Auch in Rastatt gab es selbst unter den Führern Leute, die sich an eine lügenhafte Auffassung der Verhältnisse so gewöhnt hatten, daß sie die Wahrheit gar nicht begreifen konnten. Ich mußte alle Kraft der Rede und Logik aufbieten, die sämmtlichen Mitglieder des Kriegsrathes zu dem vollen, klaren Bewußtsein unserer trostlosen Lage zu bringen. Es wäre vielleicht noch möglich gewesen, durch eine vernünftige Eintheilung der Lebensmittel in den Magazinen und Bürgerhäusern, durch Verkürzung der täglichen Rationen auf die Hälfte, durch Schlachten der überflüssigen Pferde und ähnliche Mittel, die Festung noch für mehrere Wochen zu halten, wenn die Besatzung nicht in einem solchen unbotmäßigen Zustande gewesen wäre. Doch ich würde mir zugetraut haben, den guten Geist und die Ordnung in der Festung wiederherzustellen, ja die Besatzung mit Begeisterung zu erfüllen, wenn ich durch die Aussicht auf Erreichung eines großen, unsere Sache fördernden, vernünftigen Zweckes unterstützt worden wäre; allein ein solcher war nicht vorhanden. Nach meiner vollkommenen Ueberzeugung mußte ich im Interesse der Humanität, der Besatzung selbst, ja unserer Partei, Alles thun, was in meinen Kräften stand, die Uebergabe der Festung zu bewirken, nachdem ich, solange es vernünftig, ja noch ein Schein von Hoffnung für uns vorhanden war, mehr als Einer in Rastatt gethan hatte, die Uebergabe zu verhindern.

Hirnverbrannte Demokraten, die mit der Zunge ungeheure Thaten vollführten, wenn keine Gefahr vorhanden war

und mit ihren flinken Beinen noch ungeheuerere, wenn die Gefahr sich nahte; solche Leute haben mich wegen der Uebergabe von Rastatt Verräther genannt; ja sie haben die großen Summen aufgezählt, für welche ich die Festung an die Preußen verkauft haben soll; allein was geschehen hätte können, das haben diese Leute nicht angegeben, oder was sie angaben war ebenso abgeschmackt wie all ihr Thun.

Was wäre dadurch gewonnen gewesen, wenn wir uns bis zum Aeußersten gehalten hätten, wenn auch der Zustand der Besatzung eine Zögerung erlaubt hätte? — Nichts als der Tod von sechstausend braven Menschen und der Preußen, unserer deutschen Brüder, welche sie sterbend getödtet hätten; die Zerstörung einer Stadt, der Ruin unzähliger Familien und ein größerer Triumph der andern Partei. „Nein!“ schreien meine Maulhelden, „ewiger Ruhm wäre Euch zu Theil geworden; ja das Volk wäre aufgestanden, hätte Euern Heldentod gerächt, wie ein Phönix hätte die Freiheit sich verjüngt aus dem brennenden Rastatt erhoben, die Tyrannei wäre gestürzt worden — (und wir wären wieder Redacteure lukrativer Journale, mit guten Diäten versehene Deputirte und phrasenschleudernde, aufgeblähte Clubpräsidenten oder was wir sonst waren)!“ — Die Geschichte würde unsere zwecklose Aufopferung einen Narrenstreich genannt, das Volk würde sie im ersten Jahr vergessen haben und es würden noch mehr ehemalige Volksführer „zur Einsicht“ und guten Posten gekommen sein, als es so der Fall gewesen ist.

Es gehörte einige Selbstverläugnung von meiner Seite dazu, zur Uebergabe zu rathen; denn bei einem wahnsinnigen Versuch zum Durchschlagen, würde ich, wenn ich gewollt hätte, nicht nur haben entschlüpfen, sondern auch noch den Namen eines Helden ernten können, obwohl ich dann den eines Verräthers verdient hätte. Es wäre nicht schwer ge-

weſen, ein paar tauſend Mann zu einem ſolchen verzweifelten Verſuch zu bewegen; die braven Freiſchaaren, die am meiſten zu fürchten hatten, wären ſicher gefolgt. Ich hätte Maßregeln getroffen, die Aufmerkſamkeit des Feindes auf einen andern Punkt zu lenken und würde mich mit aller Macht auf einen Punkt am Rhein geworfen haben, welchen wir ohne große Schwierigkeit genommen und für eine kurze Zeit behauptet haben würden. Nun hätte man Mittel geſucht, über den angeſchwollenen Rhein zu kommen; Einzelne hätten ſich gerettet; — die Preußen wären herangedrängt; — den Säbel in der Fauſt hätte ich geſchrieen: „Mir nach tapfere Brüder!“ und wäre mit meinem langen Rappen heldenmüthig zuerſt in den Rhein geſetzt. — Ich wäre hinüber gekommen, denn ich ſchwimme wie ein Fiſch; allein meine „tapfern Brüder“ wären im Rhein ertrunken, oder von den Preußen jämmerlich niedergemetzelt worden. Die demokratiſchen Blätter würden Lieder auf den „Helden Corvin“ geſungen haben, — während dieſer, in der Ueberzeugung, daß er wie ein Schuft gehandelt, ſich wahrſcheinlich eine Kugel durch den Kopf gejagt haben würde. — Ich habe gehandelt, wie ich von Freiburg meiner Frau ſchrieb, „wie es Humanität, Ehre und die Umſtände“ erlaubten und jetzt, nachdem ich weiß, was ich damals nach den Verſprechungen des Grafen Gröben in Bezug auf die Beſatzung nicht denken konnte, nachdem ich ſelbſt in Folge meiner Handlungsweiſe mehr gelitten habe als kaum ein anderer Theilnehmer an der Revolution, — auch jetzt noch ſegne ich meinen Entſchluß; denn jeder andere, zu dem ich die Beſatzung vielleicht hätte beſtimmen können, würde mehr Blut und mehr Thränen gekoſtet und der Sache, der ich mein Leben gewidmet, weniger genützt haben.

Man verzeihe mir diese Abschweifung; kehren wir in den Kriegsrath zurück. — Nachdem ich ein klares Bild unserer Hülfslosigkeit entworfen hatte, prüfte ich, was wir im Fall unserer Uebergabe auf Gnade und Ungnade zu fürchten, was wir von den Umständen, allgemeinen Rücksichten und dem Versprechen des Generals von Gröben zu erwarten hätten. Ich schilderte der Wahrheit gemäß den Eindruck den derselbe auf mich gemacht, ich wiederholte seine Worte, malte den Ausdruck seiner Miene und sprach die Ueberzeugung aus, daß ich ihn für einen menschlichen, wohlmeinenden Mann von Ehre halte, der keines Betruges fähig und Willens sei, seine Versprechungen wahr zu machen. Meine Kameraden hörten mich ernst an; sie wußten, daß ich es ehrlich meinte, daß ich meine innerste Ueberzeugung aussprach und Verstand und Vorurtheilsfreiheit genug besaß, die Umstände zu beurtheilen; sie beschlossen die Uebergabe auf Gnade und Ungnade und die Berufung des großen Kriegsrathes für den andern Morgen.

Ich sehe den ganzen Kriegsrath noch so lebhaft vor mir, daß ich die Scene malen könnte. Links von mir am Fenster Tiedemann, rechts Biedenfeld, neben ihm Böning, dann Jacobi, Heilig und die Andern im Kreise umher, Leiner, der das Protokoll führte, auf dem Sopha. Es war ein erhebender Augenblick, als die Mitglieder des Kriegsrathes mit fester Hand das Protokoll und muthmaßlich damit ihr Todesurtheil unterschrieben; denn über unser Schicksal machten wir uns keine Täuschung mehr, wenn auch einige nicht grade an den Tod dachten; ich für meine Person war darauf gefaßt.

Als der Kriegsrath aufgehoben war, fragte Böning mit unsicherer Stimme, und Lefebre fragte ihm mit den Augen nach: „Aber Corvin, was wird denn aus uns?“ —

Ich antwortete: „Wir thun unsere Schuldigkeit als Männer von Ehre und opfern uns für unsere Leute; ein guter Hirte giebt das Leben für seine Schaafe.“ — Noch seh ich, wie der alte Böning darauf, sein graues Haupt mit beiden Händen fassend, gebeugt und wortlos zur Thür hinausging, während der rüstigere Lefebre nach Fort B eilte, in der Absicht, die Flüchtlingslegion zu versammeln und zu irgend einem verzweifelten Schritte zu bewegen. Ich rief ihm warnend zu, an das Beste Aller zu denken und schickte einige zuverlässige Personen nach, um womöglich unüberlegte Schritte zu verhüten, welche Alle ins Verderben stürzen konnten.

Ich selbst ging in die Stadt, welche ich in lebhafter Aufregung fand. Die Nachricht von der Botschaft, die ich gebracht, und der Beschluß des Kriegsrathes hatten, sich schnell verbreitet, obgleich letzterer eigentlich bis zum andern Morgen geheim hätte bleiben sollen. Ueberall hatten die Soldaten Gruppen gebildet und tauschten ihre Befürchtungen aus. Ich mischte mich unter sie, ermuthigend und tröstend. Mit schmerzlicher Genugthuung sah ich, daß meine Worte niemals ihren Zweck verfehlten, und wie mir von allen Seiten Beweise der Achtung, des Vertrauens und der Liebe gegeben wurden. So strenge ich auch war, nie hat ein Officier, Soldat oder Freischärler einem Befehl von mir keine Folge geleistet, oder mir eine naseweise Antwort gegeben.

Tiedemann erließ folgende Bekanntmachung!

„Kameraden! Mitbürger! Morgen früh acht Uhr wird der große Kriegsrath in dem Lokal, wo er heute versammelt war, von Neuem berufen, um die Antwort, welche uns vom preußischen Lager geworden ist, mitgetheilt zu erhalten. Ich erwarte erforderlichen Ernst und keinerlei Excesse, damit wir am Ende unsere edle Sache nicht besudeln mit Vergehen und

Verbrechen. Die Preußen haben um einen Kübel Eis gebeten, welcher ihnen durch einen Unterofficier übersandt werden wird. Der Gouverneur:

G. N. Tiedemann, Oberst."

Während der Nacht fielen in der Stadt Excesse vor, wie sie wohl auf Schiffen, die dem Untergange nahe sind, stattzufinden pflegen. Soldaten hatten die Magazine erbrochen und allerlei Gewaltthätigkeiten verübt, welche die Einwohner mit gerechten Besorgnissen erfüllten.

Soldaten von verschiedenen Lünetten waren truppweise desertirt und größere Abtheilungen hatten die Absicht geäußert, dasselbe zu thun, „wenn die Geschichte noch lange daure." Hätten die Preußen in dieser Nacht einen Angriff gemacht, die Festung wäre ohne Mühe in ihre Hände gefallen.

Montag, am 23. Juli, war der Schloßhof voll Soldaten und Freischärler, die alle nach der Montirungskammer oder der Kasse wollten, um noch einige Fetzen Tuch, oder andere nutzbare Gegenstände für sich aus dem Schiffbruch zu retten.

Unter ziemlichem Tumult kam der große Kriegsrath zusammen; allein auch Andere drangen in den Saal und ich machte mich auf stürmische Auftritte gefaßt. Die Sache ging indessen ruhiger ab, als ich erwarten konnte. Ich sagte der Versammlung ungefähr dasselbe, was ich dem kleinen Kriegsrath gesagt. Alle sahen ein, daß wir, welche die Uebergabe bereits beschlossen, mehr zu fürchten hatten als sie Alle, und dieser Gedanke verfehlte seinen Eindruck nicht.

Wenn ich auch das früher angeführte Schreiben des Generals von Gröben vom 22. Juli um $3\frac{1}{2}$ Uhr, in dieser Versammlung nicht vorlas — weil ich es nicht hatte; möglich, daß es nach meiner Rückkehr an Tiedemann gelangte — so

sprach ich doch mit ganz bestimmten Worten aus, daß die Uebergabe auf Gnade und Ungnade erfolgen müsse; mit der vollen Kenntniß dieses Umstandes wurde sie beschlossen und ich damit beauftragt, die Unterhandlung so gut es mir möglich sein würde, zu Ende zu bringen.

Nun trat Tiedemann auf und verlangte, daß die Uebergabe noch im Laufe des Tages stattfinden solle, da bei der Zügellosigkeit der Besatzung die größte Gefahr für die Stadt vorhanden sei. Kein Mensch sei mehr auf seinem Posten und die Preußen könnten während der Nacht die Festung einnehmen und sie dann als eine erstürmte behandeln. Biedenfeld und andere Officiere unterstützten diese Ansicht durch Erzählung trauriger Thatsachen.

Mir ging das nun eigentlich zu schnell; ich hoffte durch geschicktes Laviren die Preußen doch noch zu bewegen, die directe Unterhandlung mit dem Großherzog zu gestatten. Man ging aber darauf nicht ein mit Rücksicht auf die erwähnten Verhältnisse, welche eine Beschleunigung der Uebergabe erforderten, doch überließ man mir es, den Versuch zu machen.

Ein aus dem Schloßhof heraufschallender wüster Lärm bestätigte die im Kriegsrath ausgesprochenen Befürchtungen. Ich eilte hinab und sah Artilleristen, Dragoner, Infanteristen und Freischärler die Montirungskammer stürmen und mit ganzen Ballen gestohlenen Tuches davon eilen. Die Beamten der Kammer und einzelne gutgesinnte Soldaten suchten ihnen zu wehren; Officiere stürzten sich in das Gewühl, ohne daß ihren Befehlen Folge geleistet worden wäre. Um diesem Unwesen ein Ende zu machen, wurden die beiden Alarmgeschütze, jedoch vorerst nur blind geladen, gegen die keckſten Haufen abgefeuert und ein Mann an der Hand verwundet,

worauf die Menge auseinanderstob, besonders als sie den Befehl hörte, mit Kartätschen zu laden.

Als ich mich fertig machte, in das preußische Lager zu fahren, kam Biedenfeld und sagte, er wolle mich begleiten, um das Nöthige wegen des Ausmarsches der Truppen bei der Uebergabe zu vernehmen; in meine Unterhandlungen wolle er sich nicht mischen. Möglich, daß seine Begleitung auch noch einen andern Zweck hatte, ich weiß es nicht; allein mir war sie ganz recht, da sie mich jedenfalls gegen spätere Nachrede sicher stellte; denn ich war darauf gefaßt, daß Leute, welche die Verhältnisse nicht kannten, mich schief beurtheilen würden; wie weit sie in dieser Hinsicht gehen würden, ahnte ich aber wirklich nicht! Ich hielt es jedoch nicht für anständig, daß Biedenfeld mich gewissermaßen so als Mitläufer begleite, und setzte meiner Vollmacht, mit Tiedemanns Einwilligung, noch den Namen Biedenfelds bei. Diese Vollmacht lautete:

Rastatt, den 23. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt.

Vollmacht.

Der Oberst von Biedenfeld, Commandeur des dritten Regiments und Oberstlieutenant und Chef des Generalstabes, Otto von Corvin-Wiersbitzki, erhalten hiermit von mir und der gesammten Besatzung die Vollmacht, wegen der Uebergabe der Reichsfestung Rastatt, nach den ihnen ertheilten mündlichen Instructionen, mit dem Befehlshaber des Belagerungsheeres zu unterhandeln und definitiv abzuschließen.

Der Gouverneur:

(gez.) G. N. Tiedemann,

Oberst.

Zugleich hielt Tiedemann es für nöthig, noch ein Schreiben an den General v. d. Gröben mitzugeben; es war wie das letzte und lautete:

„Rastatt, den 23. Juli 1849.
Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt.
an
den Herrn Grafen v. d. Gröben ꝛc.

In Beantwortung Ihres Gestrigen, in untenstehendem Betreffe, theile ich Ihnen den Beschluß der Besatzung von Rastatt mit, welcher dahin lautet, sich Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzoge zu ergeben, und spreche ich die feste Ueberzeugung aus, daß die in unsern Reihen sich befindenden Fremden billiger und gerechter Weise betrachtet und behandelt werden möchten als solche, welcher einer von einem ganzen Lande anerkannten Regierung ihre Dienste anboten, und durch sie bedienstet, ja daß dieselben durch öffentliche Blätter aufgefordert wurden; auch befindet sich meines Wissens keiner der Rädelsführer der Bewegung in unserer Mitte.

Ihre Gefangenen wurden entlassen.

(L. S.) Der Gouverneur.
(gez.) G. N. Tiedemann,
Oberst."

Gegen zehn Uhr Morgens fuhren wir in das preußische Lager; wir fanden die preußischen und anderen Gefangenen, einige vierzig Mann, bereits vor Niederbühl. General v. d. Gröben schien die Nachricht, daß wir die Festung noch heute übergeben wollten, mit vielem Vergnügen zu vernehmen, und ich besprach mit ihm die Punkte der Kapitulation; denn wenn auch keine eigentlichen Bedingungen zugestanden werden sollten, so hoffte ich doch irgend etwas in die Kapitulation

mit aufgenommen zu sehen, was mit dem Versprechen des Generals in Einklang stand.

Während wir noch darüber sprachen, kam eine schriftliche Meldung, die den Grafen zu überraschen schien: Hauptmann X. sei im Fort A. Der General theilte uns die Meldung mit und sagte: „Ich will von diesem Umstand keinen Gebrauch machen, sondern den Befehl ertheilen, daß der Hauptmann sich zurückzieht." — Ein Deserteur aus der Festung wollte sich durch die Preußen schleichen; er wurde erwischt und der preußische Officier ließ ihn in die Festung zurückbringen, „da man den Kerl doch schon bekomme." Die badischen Soldaten und Bürger luden die preußische Patrouille zum Frühstück ein, was dieselbe annahm. General von Cölln, besorgt wegen des Ausbleibens der Patrouille, hatte eine Compagnie nachgeschickt und man ihr ohne Umstände die Thorwache übergeben. Auf Befehl des Grafen Gröben zog sich die Compagnie zurück.

Die Kapitulation kam endlich zu Stande: Nachdem wir dieselbe verabredet hatten; schrieb sie Graf Gröben eigenhändig nieder; sie lautet wie folgt:

Verhandelt im Lager zu Niederbühl den 23. Juli 1849.

Es erschienen unter heutigem Dato als Abgesandte der Besatzung der Festung Rastatt die in den beiliegenden Dokumenten als Oberst v. Biedenfeld und Oberstlieutenant Otto v. Corvin-Wiersbitzki Bezeichneten, mit Vollmacht ausgerüstet, um über die Uebergabe der Festung Rastatt zu unterhandeln. —

Als Bedingungen wurden festgesetzt:

1) Die Besatzung unterwirft sich auf Gnade und Ungnade Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von

Baden, und ergiebt sich den vor der Festung stehenden preußischen Truppen. Sie nimmt dabei die Gnade Seiner Königlichen Hoheit in Anspruch, die andern Truppen unter ähnlichen Verhältnissen bewilligt sein soll. Eine feste Zusage kann der kommandirende General des 2. Armeecorps nicht geben, wird aber seine gestern gegebene Verheißung zu erfüllen bemüht sein.

2) Heute Nachmittag um drei Uhr wird das Fort C den preußischen Truppen übergeben, welche zum Ottersdorfer Thor einrücken, und von einem Officier der Besatzung werden geführt werden. — Dieser Officier meldet sich schon in Rheinau bei dem Oberst von Rommel.

3) Die Besatzung rückt in drei Kolonnen heute um fünf Uhr und zwar möglichst gleichmäßig vertheilt aus; voran die Artillerie, dann Linie, dann Volkswehr — die Kavallerie zu Fuß (unter Zurücklassung der Pferde).

4) Auf dem Glacis werden sämmtliche Waffen abgelegt, das Gepäck der Officiere wird auf Wagen aus der Festung, unter preußischer Bedeckung, nachgeführt. Die höheren Führer können zu Pferde sein.

5) Der Kommandant übergiebt einem preußischen Officier, welcher um zwei ein halb Uhr als Parlamentär sich bei der Festung ankündigt, das Verzeichniß sämmtlicher vorhandenen Truppentheile, nach Waffen geordnet, sämmtlicher Geschütze, Gewehre, Munition, Provision, Pläne und Alles dessen, was zur Ausrüstung der Festung gehört.

6) Die preußischen Truppen werden am Iffezheimer Walde, um vier ein halb Uhr, bei Niederbühl und an der

Carlsruher Straße im Nieder-Rastatter Walde stehen und die Besatzung daselbst in Empfang nehmen.

7) Die Bürgerwehr legt heute um zwei ein halb Uhr Mittags auf dem Rathhause die Waffen ab.

Im Auftrag des kommandirenden Generals des 2. Corps der Rheinarmee, Generallieutenants Grafen v. d. Gröben.

(gez.) v. Alvensleben,
Major im Generalstabe.

(gez.) v. Biedenfeld, Oberst. (gez.) v. Corvin-Wiersbitzki, Oberstlieutenant.

Graf Gröben hatte, „um uns das demüthigende des Gewehrstreckens zu ersparen," den Ausweg gewählt, daß wir die Waffen auf dem Glacis niederlegen sollten. Das Exemplar, welches Biedenfeld und ich unterzeichneten, war von der eigenen Hand des Grafen geschrieben und wurde von ihm sogleich vor das Zelt hinausgegeben, wo es mehrmals copirt wurde. Unterdessen kam der Graf nochmals in das Zelt und theilte uns den Wunsch mit, daß die Officiere keine Epauletts tragen möchten, da doch mehrere der Linienofficiere früher eine niedrigere Charge bekleidet hätten. Diesen Wunsch hatte wahrscheinlich ein badischer Officier ausgesprochen.

Ob die Kapitulation, die ich oben angeführt habe, ganz genau bis auf die Sylbe mit dem vom Grafen geschriebenen und von mir unterzeichneten Original übereinstimmt, vermag ich nicht mehr mit Bestimmtheit zu behaupten; die Copie, welche uns in die Festung mitgegeben wurde, unterschrieb im Auftrage des Generals ein Major des Generalstabes von Alvensleben.

Sehr niedergeschlagen, wenigstens was mich betrifft, kehrten wir nach Rastatt zurück. Biedenfeld aber schien ganz vergnügt und sagte, er wolle zum Niederbühler Thor hinaus-

ziehen, mit fliegenden Fahnen und mit — Musik. Ich fragte ihn, ob er wahnsinnig geworden sei? allein er wollte sich nicht davon abbringen lassen.

Beim Abschied hatte General Gröben mich dringend aufgefordert Alles aufzuwenden, bei der Uebergabe Excesse zu verhindern und daß nicht etwa geschossen werde. Die Landwehr sei sehr erbittert und wenn man sie reize, sei für nichts zu stehen; man thue zwar was man könne, die Disciplin zu erhalten, allein —. Ich versicherte mein Möglichstes thun zu wollen, und er versprach „meiner zu gedenken," wenn die Uebergabe pünktlich nach der Kapitulation und ohne Störung vor sich gehen würde. Ich dachte an die berühmten Mißverständnisse und daran, daß man in der Geschichte genug Beispiele von Treulosigkeit kennt, wo trotz aller Kapitulationen wehrlose Besatzungen niedergemetzelt wurden; allein ich dachte auch wieder an das edle Gesicht des Grafen Gröben, und alle Besorgnisse, daß er seinen Namen durch solche Schandthaten beschmutzen könnte, verschwanden; es war indessen doch gut, daß es mir damals nicht auffiel, wie er die Kapitulation nicht eigenhändig unterschrieben, sonst möchte mich doch vielleicht der Gedanke beunruhigt haben, daß diesem Umstand der Widerwille zu Grunde liege, seinen Namen unter einer Kapitulation zu sehen, die man nicht zu halten gedachte. Weder mir, noch Biedenfeld, noch Tiedemann fiel indessen damals die fehlende Unterschrift des Grafen v. d. Gröben auf, und wenn man mich auch später vielfältig wegen dieses Fehlers getadelt hat, so kann ich mich doch nicht weder von der Wichtigkeit der Sache, noch davon überzeugen, daß es eine so große Einfalt war, das mit einem deutschen Grafen und kommandirenden General vereinbarte Kapitulations-Dokument nicht wie einen von einem verdächtigen Gläubiger ausgestellten Wechsel zu

betrachten. Außerdem drängten die Zeit und die Umstände. Ich hatte die Instruction, die Festung unter allen Umständen vor dem Abend zu übergeben; es war schon zwei Uhr und die Soldaten machten keine Umstände mehr, die Preußen einzulassen. Zögerte ich, so konnte man jede Verhandlung abbrechen und die Festung mit Gewalt nehmen. —

Bei der Rückkehr händigte ich Tiedemann die Kapitulation ein, der sie dem großen Kriegsrath bekannt machte. Ich forderte alle Officiere dringend auf, bei ihren Leuten dahin zu wirken, daß sie bei der Uebergabe sich würdevoll und ruhig verhielten und durchaus keinen Vorwand zu „Mißverständnissen" gäben.

Nachdem ich Tiedemann empfohlen hatte alle Papiere zu verbrennen, begab ich mich in meine Wohnung, um dasselbe zu thun. Als es geschehen, befahl ich meinem Bedienten meine wenigen Effekten zu packen und um halb fünf Uhr den Wagen und meinen Rappen zu bestellen; zu dem Ritt, welchen wir vorhatten, besaß der Gaul Muth genug, während diesmal sein Herr zitterte. Nachdem ich so mein Haus bestellt hatte, beschloß ich mich bis halb fünf Uhr um nichts mehr zu bekümmern; hatte ich doch seit meiner Abreise nach Constanz nicht eine ruhige Minute gehabt.

Ich ging zu einer mir bekannten Familie, die mir Freundliches erwiesen hatte, um Lebewohl zu sagen. Man bot mir an, mich zu retten. Man wollte mich so gut verbergen, daß mich Niemand finden solle und nach einigen Tagen könne ich in irgend einer Verkleidung die Festung und Baden verlassen. „Nein," sagte ich, „ich darf nicht fliehen, grade ich muß den Becher bis zum Grunde leeren." — Wäre ich entflohen, dann hätten meine Feinde Grund gehabt

zu ſagen, das ſei ſo abgekartet geweſen mit den Preußen, welchen ich Raſtatt verkauft. Ich blieb und wohl mir, denn ſie haben es dennoch geſagt. Ich brauche kein Wort darüber zu verlieren: ein Todesurtheil, ſechs Jahre einſame Gefangenſchaft und Verfolgungen, die mich in's Exil trieben, haben dieſe feige Verläumdung wiederlegt.

Dreizehntes Capitel.

Die Uebergabe. — Wetterfahnen. — Abschied. — Dr. Waitz. — Wie pünktlich man die Kapitulation hält. — Preußische Dissonanzen. — Fort A. — Die Kasematten. — Die erste Nacht. — Hunger und Durst. — Mein Brief an General Gröben. — Verpflanzung des Generalstabs. — Das Vermengebäude. — Preußen und Freischärler. — Die ersten Todten. — Biedenfeld. — Elfenhans. — Skizzen. — Lieutenant Hain. — Major Kraut. — Lieutenant Forster. — Oberst Knoll. — Lieutenant Sigel. — Herrmann. — Major Wohnitzki. — Sensburg. — Dr. Welker. — Kasemattenstilleben. — Preußische Junker. — Major von Weltzien. — Preußisches Kosackenvergnügen. — Ein Generalstab im Hemde. — Wie wir aussahen. — Nachtstück. — Alarm. — Feinde ringsum! — Verhör. — „Ich bin kein Preuße, will kein Preuße sein!" — Mein Adjutant Judas Lindemann. — Tiedemann erschossen. — Der Brief an seine Frau. — Adieu Kameraden — Professor Kinkel. — Bastion XXX. — Tiedemanns Gefängniß. — Major Fach.

Als es Zeit war begab ich mich in's Schloß, wo ich meinen Wagen vorfand, der mit den Effekten der Officiere des Generalstabs bepackt wurde; er sollte demselben zum Niederbühler Thore hinaus folgen. Statt des Rappens kam der Falbe, denn Tiedemann hatte ersteren meinem Burschen ohne Umstände abgenommen, um das stattliche Thier für seinen letzten Ritt statt seiner Schindmähre zu besteigen.

Als ich über den Marktplatz ritt, fiel mein Blick auf das Rathhaus, und so traurig ich war, mußte ich lachen: es war über und über mit weißen Bedientenservietten und badischen Fahnen geputzt; einige Philister machten sich breit auf dem Balkon, wahrscheinlich die Festreden, die sie zum

Empfang des revolutionären Heeres gehalten hatten, zu dem der Preußen ummodelnd. Ich ritt grade vor den Balkon, und nachdem ich das Rathhaus von oben bis unten besehen, rief ich hinauf: „Schöne Dekoration das! und so schnell gemacht; — und die Fahnen hängen so schön nach dem Wind!“ Damit ritt ich lachend weiter.

Ich hatte den Befehl gegeben, daß mich der Generalstab am Thor erwarten solle und ritt in das Fort C, welches indessen von den Preußen noch nicht besetzt war. Ich fand nur einzelne Ingenieurofficiere, die es sich mit großem Interesse besahen. Als ich aus dem Fort zurück kam, traf ich ein an der Murg aufgestelltes Bataillon Volkswehr. Ich ritt die Front hinunter; die Leute drängten sich aus den Gliedern um mein Pferd, um mir zum Abschied die Hand zu drücken; ich bat sie freundlich meines Namens zu gedenken, wenn ich für sie gestorben sein würde; ich habe es redlich mit ihnen gemeint.

Als ich schon fast am Ende des Bataillons war, trat ein Wehrmann mit geschultertem Gewehr an mich heran und meldete mit Lächeln: daß er bei diesem Volkswehr-Bataillon eingetreten sei. Ich kannte ihn wohl; es war der verkleidete Dr. Waitz, welcher bei den Unruhen in Thüringen von den Preußen gefangen genommen, zu funfzehn Jahre Festungsstrafe verurtheilt, aber entkommen war. Ich fragte: „Wie heißen Sie?“ — „Müller.“ — „Es ist gut, treten Sie ein.“ — Später war viel Fragens nach Dr. Waitz und ich machte mir die Freude, irreleitende Antworten zu geben. Wie ich hörte, ist der Doktor glücklich entkommen. Ob Dr. Neuhaus, der in derselben Lage war, ebenso glücklich gewesen, habe ich nicht erfahren können.

Am Niederbühler Thor fand ich den Generalstab; wir erwarteten noch das dritte Regiment und ich ritt einstweilen

allein zum Thor hinaus. Zu meinem Erstaunen fand ich unmittelbar neben demselben die preußischen Truppen, welche nach §. 6 der Kapitulation am Rande des fernen Waldes stehen und uns dort erwarten sollten. Die Sache an und für sich war nicht so wichtig, hätte aber sehr leicht zu Konflikten führen können, die man so wenig zu wünschen und dadurch so geflissentlich zu provoziren schien. Rechts von mir hielten Stabsofficiere; ich rief ihnen zu: „Ihre Truppen stehen hier? Das ist gegen die Kapitulation!“ — Alsbald hörte ich aus dem Gliede rufen: „Was will der Kerl?“ — Ich wandte mein Pferd, um zu meinen Truppen zurückzukehren, als einer der Stabsofficiere mir zurief: „Hier geblieben! Sie gehen nicht wieder in die Festung!“ — „Ich muß zu meinen Leuten und nach der Ordnung sehen,“ antwortete ich und ritt im Schritt in die Festung. „Will der Hund nicht noch räsonniren!“ ertönte es wieder aus der Reihe der Soldaten. — Mir kochte das Blut. Die Verletzung der Kapitulation gleich von vorn herein machte mit Recht mißtrauisch; hätte ich entschlossene Truppen hinter mir gehabt, ich würde noch jetzt die Thore haben schließen und das Glacis mit Kartätschen haben fegen lassen. Allein was war unter den obwaltenden Umständen zu machen? — Ich mußte meinen Zorn hinunterwürgen.

Ein lustiger Marsch schallte mir entgegen! Biedenfeld hielt was er gesagt und kam mit Musik und fliegenden Fahnen. Ich eilte ihm entgegen und bat ihn, die Musik schweigen zu lassen; allein er fragte ganz naiv: „Warum denn?“ — Kaum hatte er das gesagt, so traf auch ein was ich gefürchtet hatte. Ein junger, preußischer Ingenieurhauptmann ritt an das Regiment heran und schrie wie besessen: „Wer hat befohlen, daß die Musik spielt?“ Biedenfeld sagte: „Ich habe es befohlen.“ Der Hauptmann fuhr

ihn aber an und brüllte: „Herr in's Dreideivelsnamen, halten Sie das Maul, Sie haben hier einen Dreck zu befehlen! Hier befehle ich!“ — Nach preußischer Armeetheologie giebt es nämlich auch eine Dreieinigkeit des Teufels. — „Ich habe nur Befehle von General Gröben anzunehmen,“ antwortete Biedenfeld. — „Wollen Sie wohl Ihr Maul halten! Ich bin hier im Auftrage des Generals!“ — „Das ist etwas Anderes.“ — Die Musik hatte vor den preußischen Dissonanzen schon von selbst geschwiegen. Das hatte nun Biedenfeld von seiner Taktlosigkeit! Er, ein alter Soldat, der die Brust voll Orden hatte, mußte sich das von einem jungen Menschen bieten lassen!

Ich ritt an der Spitze der Truppen zum Thor hinaus. Links am Wege stand ein Bataillon Landwehr; ebenso war das Glacis besetzt. Der Landwehr gegenüber stand eine Schwadron Husaren, und die vierte Seite des großen Vierecks ward wieder von Infanterie gebildet. Rechts vom Wege hielt General v. d. Gröben mit dem Stabe. Hinter demselben, unter andern Officieren stand gleichsam incognito der Prinz von Preußen. Tiedemann, der hinter uns herkam, ritt uns vorbei grad auf Graf Gröben zu, dem er seinen Säbel übergeben wollte; dieser rief den Armeeprofoß, denselben in Empfang zu nehmen. Wenn Tiedemann wirklich erbleichte, so geschah es wohl nur, weil er dies als eine Beleidigung empfand. Ich setzte mich derselben nicht aus und bog mit dem Stab gleich rechts ab, wo wir unweit der Husaren abstiegen, und ohne Aufforderung unsere Säbel an die Erde warfen.

Das dritte Regiment setzte vor uns seine Gewehre zusammen und wurde dann wieder in das Thor zurückgeführt. Die ganze Procedur dauerte entsetzlich lange, bis zu ein-

brechender Dunkelheit. Der Stab — etwa zwanzig Officiere — ſtand noch immer auf dem Platz, als unſere Truppen denſelben bereits verlaſſen hatten. Endlich erfuhren wir den Ort unſerer Beſtimmung. Wir ſtiegen zu Pferde — dagegen hatte man nichts — und folgten unter Infanteriebedeckung einem Officier über das Glacis durch den Graben und eine Poterne in das Fort A. Unſer Wagen mit dem Gepäck, der auf dieſem Wege nicht folgen konnte, ſollte uns auf einem andern nachkommen.

Im Fort A angelangt, ſtiegen wir ab. Unſere Pferde wurden aufgezeichnet — es hieß, wir ſollten ſie wiedererhalten — und fortgeführt. Der preußiſche Officier hatte geäußert, wir könnten uns wählen, wo wir im Fort vorläufig untergebracht ſein wollten, und ich wählte die Baracke, in der Jakobi als Fortkommandant gewohnt hatte und die einen erträglichen Aufenthalt bot. Der Officier führte uns dorthin, — oder eigentlich wir führten ihn, denn er kannte ja die Feſtung nicht — aber die Baracke war verſchloſſen und wir mußten vor der Thüre bleiben, bis es ganz dunkel war. Es hatte unterdeſſen angefangen zu regnen und das Wetter wurde rauh und kalt.

Wir meinten, es handle ſich nur um ein Unterkommen für die Nacht und wir würden am Morgen vorläufig in die umliegenden Ortſchaften gelegt werden, bis man „mit einigen der Aufrührer ein Verhör angeſtellt“ habe und dann die Truppen in ihre Heimath entlaſſen. Es war ein tröſtlicher Gedanke, es wenigſtens erreicht zu haben, daß man uns als Kriegsgefangene betrachtete; mit Rebellen, mit Verbrechern hätte man keine Kapitulation ſchließen können. Auf uns konnten die Standgerichtsgeſetze nicht angewandt werden und General Gröben hatte ja meiner Meinung in dieſer Hinſicht beigeſtimmt. Freilich hatten wir uns auf

Gnade und Ungnade ergeben und man konnte uns nach dem Wortlaut sammt und sonders todtschießen; allein dann hatten wir ja durch die Kapitulation ein Recht erworben, ebenso behandelt zu werden, wie die Truppen, die sich in Freiburg ergeben hatten; von denen war noch Niemand weder erschossen, noch in ein Zuchthaus gesperrt worden; das mußte den Maßstab geben. Uebrigens fiel es auch Niemand ein, uns als etwas Anderes, denn als Kriegsgefangene zu betrachten und der Kommandant der Festung sprach es später grabezu aus, indem er sagte — (ich habe es mit eigenen Ohren gehört): „Nach meiner Meinung verdienen Sie natürlich Alle den Tod; allein Sie sollen nun einmal als Kriegsgefangene betrachtet werden, und darum sollen Sie anständig behandelt werden.“ —

Nach langem Warten, welches mir hinlänglich Zeit zu solchen Betrachtungen ließ, kamen zwei badische Officiere, die mit den uns bewachenden preußischen sprachen. Sie sagten: „O, wir wissen ein besseres Quartier für die Herren vom Generalstab.“ Damit gingen sie voran und wir mußten ihnen nach Cavalier I folgen. Man führte uns die stockfinstere Poterne hinab, dann eine kleine Treppe hinunter, links in eine Kasematte und ließ uns hier allein. Es waren dies die am tiefsten gelegenen Kasematten der Festung und dienten zur Vertheidigung des Grabens. Zum Wohnen waren sie nicht eingerichtet, die Schießscharten für Kleingewehr daher auch nicht geschlossen, ebensowenig wie die Luftlöcher für den Abzug des Pulverdampfes; sie waren noch nicht lange fertig und sehr feucht. Das Wasser schwitzte aus den dicken Quadern der Wände, und der Fußboden — natürlich die bloße Erde — war ebenfalls naß.

Bald darauf wurden noch gegen 200 Mann in die Grabengallerie gebracht, welche rechtwinklich auf unsere zwei

Kasematten stieß, und wir merkten aus Allem, daß dies nicht ein Unterkommen für eine Nacht, sondern für längere Zeit sein sollte.

Das Loch, in dem wir uns befanden, war schauderhaft; es erinnerte sehr lebhaft an die Burgverließe des Mittelalters, nur daß es an dem „halb vermoderten Stroh" und dem Trinkwasser fehlte, denn wir hatten keins von beiden. Demungeachtet waren wir alle nicht halb so niedergeschlagen, als man es in unserer traurigen Lage hätte erwarten sollen. Es hatte sich im Gegentheil der Meisten unter uns eine ganz eigenthümliche Lustigkeit bemächtigt, die wunderlich genug vom Ort abstach.

Jeder von uns zwanzig hatte sich ein Plätzchen an der Erde gesucht und darauf niedergelegt. Glücklich, wer zufällig warm gekleidet war oder einen Mantel bei sich hatte. Mir wurde es nicht so gut; ich hatte mich wegen der Hitze des Tages nur ganz leicht gekleidet, da ich meine Sachen bei mir zu behalten dachte und nicht erwartete, in ein solches Kellerloch gesperrt zu werden. Unser Wagen hatte sich unterwegs verirrt, er war wenigstens nicht zu uns gekommen. Später erfuhr ich, daß man ihn etwas geplündert hatte und nur ein Theil der Effekten mit Mühe und Noth durch den Kommandanten gerettet worden war.

Man sang, man recitirte Stellen aus den Klassikern in allen möglichen Sprachen, und mit Erstaunen entdeckte ich, welch' ein Schatz von Gelehrsamkeit sich in meinem Generalstab befand. Man suchte die Trostlosigkeit wegzuscherzen. Ich hatte mich nicht entschließen können, mich auf dem feuchten, unsauberen Fußboden niederzulegen. Ich gedachte die Nacht stehend zu durchwachen und hatte mich zu dem Ende in einen Thürbogen postirt. Allein ich hatte meinen Kräften zu viel zugetraut, und als ich Einige sanft schlafen

hörte, verlockte mich das und ich suchte mir auch ein Plätzchen. Eine Ecke war noch frei, ich wollte mich ihr aber nicht im Finstern anvertrauen. Glücklicherweise hatte ich Feuerzeug in der Tasche, steckte ein Hölzchen an und beleuchtete meinen Platz. Da guckten mich aus der Ecke mit ihren schönen, blitzenden Augen zwei dicke Kröten an, welche aber, wahrscheinlich wegen des mangelnden Lichtes, ganz merkwürdig blaß gefärbt waren. Ich machte ungefähr ein Gesicht wie Robinson Crusoe, als er auf seiner Insel im Meeressande kannibalische Fährten fand. Mein lebhafter Ausruf veranlaßte einige der Liegenden, sich die freundliche Erscheinung des Krötenpaares näher zu betrachten. Obwohl ich die Kröten nicht ausstehen kann, so wollte ich doch ihr Famlienglück nicht stören und suchte mir einen andern Platz. Ein Major diente meinem Kopf und ein Oberst meinem Unterkörper als Unterlage. So wärmten wir uns gegenseitig und schliefen die Nacht ganz gut.

Am Morgen regnete es noch und in unserer Kasematte wurde es kaum Tag. Alles hatte Hunger und Durst; aber wir hatten weder etwas zu essen noch zu trinken. Die 200 Mann, welche mit uns in der Grabengallerie eingesperrt waren, litten brennenden Durst; sie hatten Tags zuvor zu guter Letzt noch recht viel von dem jungen, sauren Wein getrunken. Nach langem Bitten brachten die Soldaten eine Bütte mit Wasser, welche sie auf die oberste Treppe niedersetzten. Wie die Schafe zur Tränke, so drängten sich die durstigen Gefangenen hinzu, und Mancher, der weit hinten war, mußte sich durstig wieder auf die Erde legen. Brod war nicht zu haben. Kurz, zum scheußlichen Aufenthalte gesellten sich als ganz dazu passend noch Hunger und Durst. Den preußischen Soldaten, die uns bewachten, erging es übrigens nicht viel besser. Sie waren völlig durchnäßt, be-

kamen nur ein kleines Stück Brod und mußten die Nacht in der zugigen Poterne faſt ohne Stroh zubringen.

Einige von uns fanden indeſſen bald mitleidige Soldaten, welche es übernahmen, uns für Geld etwas zu eſſen und zu trinken zu verſchaffen. Wir legten Alle zuſammen und erhielten denn auch Brod, ein Stück Fleiſch und einen Krug Wein. Das reichte natürlich für ſo Viele nicht hin und wir wiederholten unſere Verſuche ohne beſonderes Glück; das heißt wir wurden unſer Geld los, ohne etwas dafür zu erhalten. Ich habe, während wir da unten waren, für mehrere Kronenthaler nur ein Stück Brod, ein klein wenig Fleiſch und ein Glas Wein erhalten. Ob Andere glücklicher waren, weiß ich nicht.

Die Feuchtigkeit unſeres Kerkers hatte an Einigen bald ihre üble Folgen geäußert. Major Woynitzki, der die ganze Zeit krank geweſen war, hatte ſehr ſtark das Fieber, ſeufzte auf franzöſiſch nach Kaffee und verfluchte auf polniſch die Preußen; ein Pfälzer Hauptmann, der die ganze Nacht mit den Zähnen geklappert und laut gejammert hatte, klagte ebenfalls und ſo Mehrere.

Gegen Mittag kam noch Zuwachs — der Stabsarzt Dr. Welker, welcher wieder zum Thor herein und nach dem Spital geritten war. Er hatte gehofft, man werde ihn wegen der Menge der Kranken dort laſſen; allein dem war nicht ſo; zu ſeinem großen Leidweſen ſperrte man ihn ebenfalls ein.

Da man gar keine Anſtalten machte, uns aus dem nichtswürdigen Loche zu befreien, und ich fürchtete, daß wir Alle krank werden würden, wenn wir noch eine Nacht darin bleiben müßten, ſo ſchrieb ich mit Bleiſtift einen Brief an General v. d. Gröben, der in ſeiner nackten Einfachheit ſehr bitter war; er ſchloß: „Ich bitte Sie für uns nur um das,

was ich selbst dem Hunde meines Feindes nicht verweigern würde: um etwas Stroh und Wasser."

Als es schon spät am Abend war, kam endlich Brod für die verhungerten Leute und auch die Wasserquelle floß reichlicher. Wir hatten noch Cigarren und so fing unsere Lage an etwas erträglicher zu werden. Ich ließ es nicht dazu kommen, daß Jemand den Kopf hing, sondern suchte durch Erzählungen und Scherze die gute Laune zu erhalten, was mir auch gelang. „Wir wollen", hieß es allgemein, „Denen, die uns eingesperrt haben, zeigen, daß unser moralischer Muth über ihre Erbärmlichkeiten erhaben ist," und heitere Lieder ärgerten bis in die Nacht hinein unsere übermüthigen Feinde.

Am Morgen des andern Tages zeigte sich die Wirkung meines Briefs. — Wir Officiere des Generalstabes wurden an's Tageslicht beschieden, wo wir den Adjutanten des neuen preußischen Gouverneurs, Rittmeister von Borstell fanden, in dem ich einen Kameraden aus dem Cadettencorps zu erkennen glaubte, ohne es jedoch zu erwähnen. Er brachte uns in das Bermengebäude von Bastion II; hier, hieß es, sollten wir vorläufig bleiben, bis andere Lokale bereit seien, und auch Stroh erhalten. Das Bermengebäude, welches durch den Wall und den darauf befindlichen Cavalier überhöht wird, besteht aus zwei einstockigen Kasematten, welche rechts und links die Seiten eines kleinen, viereckigen Hofes bilden, dessen Grabenseite durch eine sehr dicke Mauer geschlossen ist, in welcher sich zwei Kanonenschießscharten befinden; die hintere, sehr schmale Seite des Hofraumes ist ebenfalls durch eine Mauer begrenzt, in welcher sich ein Thorbogen befindet, durch den man in die Poterne gelangt, welche durch den Hauptwall unter dem Cavalier hindurch in den innern Raum des Forts führt und durch ein eisernes Gitterthor verschlossen

wird. Rechts und links von diesen kleinen Gebäuden läuft die Berme, welche nach dem Graben zu durch eine crenellirte Mauer begrenzt und etwa zwanzig Schritte breit ist. Die Bermengebäude, in deren jedem sich zwei kleine Kasematten befinden, dienen dazu, die Berme zu bestreichen. Diese kleinen, ziemlich trockenen Kasematten waren nun unser Quartier. Nach dem Hof zu hatte eine der beiden Kasematten eines solchen Gebäudes ein großes, mit eisernen Stäben vergittertes Fenster und sowohl die Schießscharten als auch die Luftlöcher waren durch Glasfenster geschlossen.

In den Ecken dieser Kasematten waren zwar überall Spuren, daß menschliche Wesen diese Lokale für Abtritte gehalten hatten; dessen ungeachtet schienen sie uns Prachtsalons im Vergleich mit unserem ersten Aufenthalt. Als nun gar noch das versprochene Stroh kam, fanden wir uns luxuriös eingerichtet und beneideten kaum einen Kettenhund um sein Lager. Freilich sahen wir Bewohner des Bermengebäudes links lüstern nach dem rechts, in welchem sich eine schätzbare Pritsche befand; allein wir waren zu aufrichtig glücklich, um dieses Glück durch gemeinen Neid zu besudeln.

Bei näherer Bekanntschaft fanden sowohl preußische Soldaten als „Freischärler" zu ihrem gegenseitigen Erstaunen, daß man sich gewaltig in einander geirrt hatte. Die preußischen Soldaten waren keineswegs brutale Menschenfresser und fanatische Mittgottfürkönigundvaterlander, sondern ehrliche, verständige, gefühlvolle Leute, welche weit mehr von dem Geiste der Demokratie ergriffen waren, als wir uns jemals hätten träumen lassen; und die Soldaten fanden wiederum, daß die Freischärler keineswegs „Lumpengesindel" seien, und daß sich unter ihnen sehr viele Leute befanden, die gebildeter waren, wie ihre eigenen Officiere. — Kaum hatten die Soldaten diese Ansicht gewonnen, als sich auch ihr

Betragen gegen uns völlig änderte. Anfangs waren sie noch etwas zaghaft, denn jeder Verkehr mit uns war auf das strengste untersagt; dessenungeachtet boten einzelne Soldaten mit wahrer Aufopferung ihre Dienste an, besorgten uns Speise, Cigarren, und was sich sonst leicht verbergen ließ.

Unsere Lage verbesserte sich nun von Tag zu Tag. Kaum hatten die Rastatter Bürger gehört, wie elend es uns ging, als sie in großer Anzahl nach den Kasematten pilgerten und Lebensmittel und Wein herbeitrugen. Diese Theilnahme, besonders von Seiten der Frauen, ärgerte aber die Officiere und dergleichen Unterstützungen wurden auf's schärfste untersagt, ja endlich am Eingange des Forts eine sehr strenge Controlle eingeführt.

Von Seiten der Behörden sorgte man indessen nun auch für bessere Verpflegung. Wir erhielten — das heißt wir Officiere — Morgens eine große Tasse voll Kaffee, den zwei Leute in einer Weinbütte herbeischleppten, und der uns sehr wohl that, obwohl nicht Arabien oder Java, sondern Deutschlands Eichenwälder und Cichorienfelder das Material zu seiner Bereitung geliefert hatten. Dazu erhielten wir ein Stück Weißbrod und täglich ein halbes schwarzes Brod. Zu Mittag bekamen wir eine sehr kräftige Suppe mit Reis, Bohnen, Erbsen, Graupen ꝛc. worin das Fleisch in reichlichem Maaße kleingeschnitten lag. Das änderte sich jedoch bald; die Lieferung wurde auf dem in Baden so beliebten „Subhastationsweg" an einen Unternehmer überlassen; das Essen und das Brod wurden erbärmlich und der Kaffee fiel ganz weg.

Der Kommandant, Major von Weltzien, hatte die Aufmerksamkeit, uns einen Freischärler zu unserer Bedienung zu schicken, der Morgens die Stiefeln putzte und allerlei Dinge aus der Marketenderei des Forts herbeischleppte, welche der

Wachtkommandant grade passiren ließ. Auf den Rath des Dr. Welker versahen wir uns stets mit etwas Kirschwasser, und dieses erhielt uns so trefflich bei Gesundheit, daß von uns Allen kein einziger krank wurde, während die armen Leute in den andern Kasematten wie die Fliegen umfielen.

Eine große Annehmlichkeit war es für uns, daß man uns gestattete, den Tag in dem kleinen Hof zuzubringen. Unser Diener, ein sehr pfiffiger und anstelliger Mensch, der bereits irgendwoher wollene Decken bekommen hatte, wovon ich ihm eine für 24 Kreuzer abkaufte, zimmerte nun auch von Brettern, die er ebenfalls irgendwo „gefunden," einen Tisch und eine Bank im Hof, kurz, leistete uns sehr wesentliche Dienste.

Wir ertrugen unsere Lage mit dem besten Humor, ja Viele wurden so ausgelassen, daß wir Aelteren von Zeit zu Zeit irgend eine Trauerbotschaft erfinden mußten, um diese Lustigkeit etwas zu zügeln. Schon mehrmals hatten wir die Gesellschaft mit der Nachricht erschreckt, daß Dieser oder Jener erschossen worden sei; allein am Ende ward diese Erfindung Wahrheit; wir erfuhren die Hinrichtung von Elsenhans und Biedenfeld!

Was eigentlich Elsenhans Todeswürdiges verschuldet hat, mag der Himmel wissen und warum er der erste war, den man zur Schlachtbank schleppte, wissen Andere ebensogut als die Preußen. Diese konnten ihm den Festungsboten nicht verzeihen, der doch nur in der damals üblichen Weise geschrieben und in welchem ein gewisser Prinz „Kartätschenprinz" genannt und behandelt war, als sei er blos ein Mensch, was man doch von den Zeiten der Berliner Revolution her hätte gewohnt sein müssen. Um dem Prinzen zu gefallen, betrieb man Elsenhansens Urtheil mit großer Eile; er fiel als das erste Opfer. Die Kugeln tödteten ihn nicht

und man mußte ihn mit Bajonetten erstechen. — Die Leute, welche durch diese Eile dem Prinzen ein Zeichen ihrer Ergebenheit geben wollten, verkannten, scheint es, dessen Charakter; denn man erzählte sich, daß derselbe beabsichtigt habe, Elsenhans zu retten, eben weil derselbe ihn persönlich beleidigt und daß er sein Mißfallen und Bedauern über sein Zuspätkommen ausgedrückt habe.

Biedenfeld war vom Standgericht zum Tode verurtheilt worden. Nach den deßhalb erlassenen willkürlichen Bestimmungen, die man Standgerichtsgesetze zu nennen beliebte, mußte das ganze Verfahren — Gerichtsverhandlung, Urtheil und Vollzug desselben, innerhalb 24 Stunden abgemacht sein. Biedenfeld erwartete am frühen Morgen seinen Tod, als ihm mitgetheilt wurde, daß die Hinrichtung aufgeschoben sei. Der Grund dieses Aufschubs wird auf folgende Weise erzählt: Die angesehensten Einwohner Rastatts hatten den General v. d. Gröben gebeten, ein Gesuch um Begnadigung an den Prinzen von Preußen zu vermitteln und Gröben hatte an General Holleben, Gouverneur von Rastatt, geschrieben und die Verschiebung der Hinrichtung veranlaßt. Mit dem Gesuch kamen die Rastatter Bürger aber an den Unrechten; der Prinz hatte damals nichts zu begnadigen und am allerwenigsten in einem fremden Staate; das Gesuch ging daher nach Carlsruhe, wo man darüber in große Verlegenheit gerieth. Man war da gar nicht so blutdürstig gesinnt und hätte gern begnadigt, wenn man die Courage dazu gehabt hätte; allein man wußte noch gar nicht recht, wie man mit seinen „Freunden den Feinden" daran war. Als nun über diese Zwischenvorfälle die gesetzliche Frist von 24 Stunden verflossen war, verlangte der Anwalt des Verurtheilten die Herausgabe desselben von den standrechtlichen Behörden, und die Uebergabe an die ordentlichen Gerichte;

ja: es wurde die Frage aufgestellt, ob Biedenfeld, da das Standgericht damals den höchsten Gerichtshof in Baden vorstellte, überhaupt noch vor ein anderes Gericht gestellt werden könne. Die standrechtlichen Behörden waren über diese Mißachtung ihres Ansehens so empört, daß sie sich auflösen wollten und alles das mochte dazu beitragen, daß anstatt der gehofften Begnadigung vom Kriegsministerium in Carlsruhe die Anfrage kam, warum denn die Hinrichtung noch nicht vollzogen sei? Da die ganze gesetzliche Form des Standgerichts, wie ich später beweisen werde, eine Mißachtung der Gesetze und aller Formen und weiter nichts als ein Mantel war, gesetzlose Handlungen blöden Augen zu verhüllen, so fand man sich veranlaßt, von der ganzen begründeten Einsprache des Anwalts keine Notiz zu nehmen, und am zweiten Morgen wurde der in der Nacht dazu aufgeforderte Geistliche, zu dem sich bereits der Hoffnung hingebenden Biedenfeld gebracht, um denselben zur sofortigen Hinrichtung vorzubereiten. Er starb furchtlos und würdig, wie alle damals in Rastatt mit standrechtlicher Hülfe getödteten Märtyrer unserer heiligen Sache, mit einer einzigen Ausnahme. —

Solche traurige Nachrichten vermochten nur auf kurze Zeit die jungen Leute in unseren Kasematten zu verdüstern. Wer unser Treiben so mit ansah, mußte manchmal glauben, in den Bermengebäuden hause vielmehr eine Colonie von Narren, als ein höchst staatsgefährliches Nest vor standrechtreifen Hochverräthern. Es gab nichts Närrisches, das da nicht getrieben wurde. Ich hoffe, es interessirt den Leser, wenn ich einige Personen unserer bunten Gesellschaft flüchtig zeichne.

Lieutenant Hain habe ich schon früher erwähnt; etwas Kalmuckengesicht, braunes, nicht zu volles Haar, brauner,

etwas weißer Demokratenbart und Brille. Wegen den ihm von mir übertragenen polizeilichen Functionen ward er „Stabsspion“ genannt und erwarb sich in den Kasematten den Spitznamen „Reichsbarribal,“ da er in dem eisenvergitterten Fenster zu sitzen und mit wildem Gebrumm grimmig die Stäbe zu schütteln pflegte. Er war, wie erwähnt, preußischer Postbeamter, sagte aber stets, er sei „Ministerialbeamter“ gewesen, wofür er regelmäßig verhöhnt wurde. Er schien große Angst vor dem Erschießen zu haben, und kaum hatten das die Andern weg, als sie sich ein Vergnügen daraus machten, ihn zu ängstigen. Er traute sich großes Talent zur Propaganda zu und unterhielt sich daher fortwährend mit den Soldaten. Er wurde später nach Preußen abgeführt, von wo es ihm gelang, nach London zu entfliehen. Hier fand er viel Unterstützung, erzählte, daß er in Rastatt commandirt hätte und fand Beifall als Lehrer der deutschen Sprache; er heirathete eine Engländerin, ließ seine Frau im Stich, die darüber geisteskrank wurde und verschwand aus London.

Major Kraut, von Geburt ein Schweizer, war in der Pfalz Berghauptmann gewesen; ein tüchtiger Bergmann und Ingenieur, der weit und breit geschätzt war wegen seiner Geschicklichkeit. Den Dachstuhl zur Walhalla hat er auch gebaut. Er hatte ein an Abenteuern reiches Leben geführt, die er sehr ergötzlich zu erzählen wußte.

Lieutenant Forster aus Constanz, ein gebildeter junger Mann, hatte interessante Reisen gemacht und sich besonders lange in Finnland und Lappland aufgehalten, wovon er viel zu erzählen wußte. Er unterhielt uns oft durch finnische Lieder, die er sehr hübsch in der Ursprache zu singen wußte.

Oberſt Knoll aus Peſth wollte früher öſterreichiſcher Major geweſen ſein, ſeinen Abſchied genommen, Weib und Kind verlaſſen und ſeit achtzehn Jahren als Sprachmeiſter große Reiſen durch die wallachiſchen Fürſtenthümer, durch Aſien, Egypten und Nordafrika gemacht haben. Einige Zeit hatte er in Paris gelebt und ſich dann auf den Rückweg nach Wien begeben, wo ſeine Frau — der er übrigens ſeit jener Zeit gar nicht geſchrieben — ein Gut in der Umgegend beſaß. In Carlsruhe hatte man ihn anfangs als Spion verhaftet; bald aber wurde von Sigel dem „Oberſten“ Knoll eine Vollmacht zur Errichtung einer deutſch-ungariſchen Legion gegeben. Die Beute, welche dieſe Legion machen würde, hieß es in der Vollmacht, ſollte der Legion zu gut kommen u. ſ. w. — Dieſer alte Mann hatte viel erfahren, und wenn mir Manches in ſeinen Erzählungen nicht klar ſchien, ſo kam das wahrſcheinlich daher, weil Knoll Gründe hatte, nicht Alles zu ſagen. Woynitzki behauptete ſteif und feſt, Knoll ſei ein galiziſcher Jude; allein dem widerſprachen nicht nur die Kriegserfahrungen, die er zu haben ſchien, ſondern auch zahlreiche Narben von Schußwunden an ſeinem Körper. Vor Hüningen wollte er, hinter einem Schanzkorb frühſtückend, eine vor ſeine Füße fallende Granate auf die Hand genommen haben, um ſie über die Bruſtwehr zu werfen, als ſie zerplatzte. Die Verſtümmlung dieſer Hand unterſtützte die Glaubwürdigkeit dieſer Erzählung. Er war übrigens ein alter, gutmüthiger Mann, ziemlich ſtark, etwas gebückt, graues Haar, Kinnbart und etwas jüdiſches Ausſehen. Die öſterreichiſche Höflichkeitsmiene, die er annahm, wenn er mit preußiſchen Officieren redete, ärgerte uns ſtets, und wenn er mit vor der Bruſt zuſammengelegten Händen „J bitt!“ ſagte, dann hätt' ich ihn prügeln können.

Sein Adjutant war ein junger Buchhändler, der viel las, mit sehr großer Ungeduld auf das Essen wartete und die Gewohnheit hatte, sich im Schlafe laut mit seiner Fanny zu unterhalten.

Lieutenant Sigel, der jüngste Bruder des Obersten, hatte viel Aehnlichkeit mit diesem, auch in Wesen und Sprache, nur daß er jünger, heiterer und hübscher war. Doll hatte ihn von Steinmauern in die Festung geschickt, und er hatte das Unglück, nicht wieder hinauszukommen.

Herrmann, mein Adjutant, hatte sich den Namen „Stabsegoist" erworben, weil er stets für sich trefflich zu sorgen wußte und stets nur mit seiner Person beschäftigt war. Ich kannte ihn schon von Straßburg her und hatte ihn mit Aufträgen mehrmals nach Baden gesandt, wo er auf geschickte Weise den Gensd'armen, die ihn einmal schon gefaßt hatten, zu entgehen wußte. Dann war er in Besançon bei Willich gewesen, hatte sich hier kommunistische Neigungen und alle Leute mit Du anzureden angewöhnt. Als er in Mannheim zu mir kam, verstiegen sich seine Wünsche nicht höher, als auf neues Schießzeug und neue Hosen. Ich verschaffte ihm nicht allein beides, sondern auch einen Rock dazu, und er blieb bei mir als ziemlich brauchbare Ordonnanz. In Rastatt trachtete er fortwährend nach einem Pferde und wußte es auch dahin zu bringen, daß ich ihm eins verschaffte. Bald wollte er jedoch nicht nur ein schöneres, sondern auch eine Uniform haben. Auch diese erhielt er, und eines Tages erschien er bei mir in Officiersuniform. Ich lachte und dachte, hier, wo Alles Officier spielt, kann er es auch sein, und so ward er Officier und mein Adjutant. Auf einer Liste sah ich ihn später als Oberlieutenant aufgeführt. Ich lachte wieder und sagte ihm nur: es werde ihm einst noch gehen, wie jener Fischersfrau im Märchen, die

lieber Gott werden wollte. Bei der Uebergabe sah ich Herrmann mit einem ungeheuer weiten, schönen grauen Mantel, der vorn von oben bis unten mit breitem, feinem Scharlachtuch gefüttert war. Er hatte sich während meiner Abwesenheit von Tiedemann eine Anweisung auf Tuch zu einem Mantel zu verschaffen gewußt. Da ich Alles selbst that, brauchte ich ihn wenig. Indessen hatte er mir in Mannheim genützt und hatte mich sicher nach sich sebst am liebsten. Er war meist still und nahm wenig Antheil an unserer Unterhaltung, die gewöhnlich französisch geführt wurde, welches er nicht verstand. Er gefiel sich sehr mit Sporen an den Füßen und fand Unterhaltung darin, sich zu bewundern.

Major Woynitzki hatte als junger Mann die Schlachten von Grochow und Ostrolenka mitgemacht. Seitdem hatte er ein sehr wechselndes Leben geführt, war lange in der Schweiz, in Frankreich, in England und dann in Belgien gewesen. Bald ging es ihm gut, bald mußte er sich als Buchdrucker ernähren. Endlich ward er bei den Telegraphen in Belgien angestellt. Er kehrte nach Galizien zurück, lebte dort in den angenehmsten Verhältnissen, mußte aber bald wieder fort. Beim Ausbruch der badischen Revolution wollte er indessen wieder nach Galizien zurückkehren und kam über Hanau. Hier bewog man ihn, die militärische Führung der dortigen, nach Baden ziehenden, Turner zu übernehmen, von deren großbärtigen und großmäuligen Führern er als Feiglingen nicht verächtlich genug sprechen konnte, obwohl er sonst in seinen Urtheilen nicht hart war. Dessenungeachtet stand die Legion in einem sehr guten Ruf, und wenn man bedenkt, daß diese jungen Leute zum erstenmale in's Feuer rückten, so kann man wohl kleine Zeichen anfänglicher Zaghaftigkeit um so eher entschuldigen, als sie

sich trotz Mieroslawski's Bonmot selbst bei Waaghäusel, Hirschhorn und Durlach recht brav schlugen. Nach Hirschhorn hatte Woynitzki eine Compagnie der Hanauer Turner geführt, um diesen berühmten Odenwaldpaß zu vertheidigen. Sie besetzten das von den Baiern angegriffene und mit Artillerie beschossene Schloß, vertheidigten es und thaten dem Feinde bedeutenden Schaden durch ihre gut treffenden Büchsen, bis es ihnen an Munition gebrach. Woynitzki schickte um Hülfe an Germain Metternich, der in der Nähe befehligte; allein aus Feigheit wurde dieselbe verweigert, wie ein bei Ankunft des Boten anwesender Augenzeuge und Woynitzki selbst versicherten. Hirschhorn mußte daher aufgegeben werden, und Woynitzki froh sein, daß er mit seiner Compagnie über das Gebirge entkam. Die Hanauer Turner, nette, gebildete junge Leute, die schön sangen und sich gut zu präsentiren wußten, machten überall, wohin sie kamen, einen guten Eindruck.

Woynitzki war von mittlerer Größe und hübschem Wuchs. Seinem Kopfe sah man den slavischen Ursprung an und die gelbliche Farbe seines Gesichtes verkündete eine Leberkrankheit, welche Vermuthung durch sein oft ärgerliches, galliges Wesen unterstützt ward. Sein schönes blaues Auge hatte aber einen sehr treuen, lieben Ausdruck. Er hatte viel gesehen und gehört, sich viel unter Menschen von allen Ständen bewegt und sich dadurch ein stets gefälliges und schickliches Benehmen angeeignet. In allem, was er that, sah man den sorgfältigen alten Soldaten. Obgleich in unserer Kasematte ein abscheulicher Staub und Schmutz war, so sah Woynitzki doch immer aus, wie aus dem Ei geschält. Da er nur polnisch und französisch gut verstand, so sprachen wir, ihm zu gefallen, größtentheils letztere Sprache, und er erzählte uns aus seinem sehr bewegten Leben, wie aus dem

seiner Freunde, die interessantesten Dinge. Beim Alarm war Woynitzki immer schon zu Pferde vor meiner Thür, wenn ich herunterkam. Im Gefecht war er sehr ruhig und ritt dahin, wohin man ihn schickte; allein niemals setzte er sich unnöthig aus. Er hatte die richtige Art der Tapferkeit. Es war schade, daß er nicht deutsch sprach, denn mit seinem Französisch kam er bei unsern Leuten nicht durch.

Sensburg, der ehemalige Redacteur des Münchner Journals „Vorwärts", hatte sich durchaus dem Kriegerstande widmen wollen und war in Rastatt einer der Adjutanten Tiedemanns. Er hatte aber weit mehr Talent zum Professor als zum Soldaten und versah seinen Dienst so nachlässig, daß ich ihn einst mit vierundzwanzigstündigem Arrest bestrafen mußte. Früher kam ich wenig mit ihm zusammen und betrachtete ihn als ein gänzlich überflüssiges Anhängsel des Generalstabs; allein in der Kasematte lernte ich seine vortrefflichen Eigenschaften kennen. Obgleich Sensburg sich zum Stichblatt der Scherze der Andern hergab, so geschah dies doch eben nur aus Gutmüthigkeit und weil er stets guter Laune war und Andere darein zu versetzen wußte. Seine Pedanterie — man hatte ihn „Stabspedant" getauft — gab uns bei seinem damit verknüpften trockenen Humor natürlich viel zu lachen, und selbst der leberkranke Woynitzki fand Geschmack daran, wenn Sensburg des Tags oder auch mitten in der Nacht dreißigmal mit großem Pathos deklamirte: „Hildebrand und sein Sohn Hadubrand, Hadubrand, zogen selbander von Wuth entbrannt, Wuth entbrannt, gegen die Seestadt Venedig; kamen bis da wo ein Wirthshaus stand, Wirthshaus stand, Wirthshaus mit kühlen Bieren u. s. w." Oder: „Zween Löwen gingen einst einsamiglich in einem Wald spazoren u. s. w." Obgleich in der Kasematte kindisch wie ein Knabe von acht Jahren, wußte er nichts desto

weniger ernst zu sein, und aus seinen Gesprächen leuchtete tüchtige wissenschaftliche Bildung hervor. Er war ein junger, feiner und sehr hübscher Mann, der viel auf sein Aeußeres gab und immer nett aussah.

Dr. Welker, der seinem Vater auffallend ähnlich sah, war meistens schweigsam; wenn er aber sprach, konnte er sehr in Eifer gerathen; doch vertrugen wir uns vortrefflich mit ihm, beneideten ihn aber als einzigen Besitzer eines Schlafrocks.

Am Morgen bot unsere Kasematte einen eigenthümlichen Anblick dar. Die mit dem Fenster hatten wir zu unserem Wohn- und Schlafzimmer ersehen. Die auf der bloßen Erde gemachte Streu breitete sich durch das ganze Gemach aus und es war darin nicht ganz so ordentlich, wie in einem anständigen Hundestall. Gewöhnlich weckte uns der Bursche mit der Frage, wer Kaffee wolle? Denn die officielle Eichelbrühe kam erst um neun Uhr, und wir hatten es so eingerichtet, daß wir schon früher für unser Geld einen aus Kaffeebohnen und Cichorien gebrauten Trank aus der Kneipe des Forts erhielten, nebst einer großen Anzahl von Milchbroden. Wir bezahlten die große Tasse mit zwei Kreuzern, wofür wir allerdings keinen Mokka verlangen konnten.

Sobald wir aufstanden, wurde die Streu an den Wänden zusammen gerückt, wobei sich der vortreffliche Wohnitzki besonders thätig bewies und Sensburg unter dem Geschrei: „quelle poudre!“ — was Staub bedeuten sollte — in den Hof floh. Dann ging es an die Toilette, die mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, da die beiden Kasematten nur einen Wasserkrug und ein Waschbecken und gar kein Handtuch besaßen. Es ging indessen doch; es ging da in der Kasematte noch manches Andere, was man sich zu Hause nicht hatte träumen lassen. Der Kaffee wurde — gekaufter

oder offizieller — mit großem Appetit verzehrt und dann eine Cigarre oder Pfeife geraucht, da man uns glücklicher Weise das Rauchen nicht verboten hatte.

War es schön Wetter, so hielten wir uns meistens im Hofe auf. Die Einen lasen, die Andern spielten Schach — Major Wenger hatte ein Spiel aus Brodkrume fabricirt — oder Karten, welche die Soldaten uns verschafft hatten. Andere gingen im Hofe auf und ab, oder unterhielten sich mit der Wache. So kam der Mittag herbei. Nach dem Essen wurde ungefähr dasselbe getrieben und gegen Abend hatte Krüger — so hieß unser Bursche — so viel als möglich Getränk und Eßwaaren herbeizuschleppen, was er Alles sehr geschickt unter seinen Kleidern zu verbergen wußte; denn wenn auch die Wache dergleichen Contrebande sehen durfte, so mußte sie doch vor den Augen der preußischen Officiere sorgfältig versteckt werden.

Diese Besuche der Officiere waren, besonders in der ersten Zeit, in den Nachmittagsstunden unsere Ergötzlichkeit und unsere Plage. Ich kann wohl sagen, daß der bei weitem größere Theil der preußischen Officiere sich gegen uns anständig und rücksichtsvoll benahm, allein es besuchten uns doch auch eine große Menge ungeschliffener Herren, die sich zu ihrer Verdauung das wohlfeile Vergnügen machten, wehrlose Gefangene unverschämt anzugaffen und zu verhöhnen. Mit dem Kommandanten, Major von Weltzien, kamen einst einige junge Herren der letztgenannten Art. Als zwei Officiere von den Kürassieren meinen Namen hörten, sagte der Eine: „Armer Schmettow, mit dem hat er reisen müssen!“ Der Andere fuhr fort: „Schickt ihm sechs Flaschen Champagner! Welche Frechheit! Nun, sie sind doch zurückgeschickt worden.“ — Ein Infanterielieutenant v. Z. — fragte im gewöhnlichen Lieutenantstone: „Sind ja wohl

Officier geweſen?“ — Der kühne Held ſpuckte vor mir aus und drehte mir langſam den Rücken. Die Küraſſierofficiere — einer war ein Prinz — bemerkten, daß wir deutſche Kokarden an der Mütze trügen, und verlangten, wir ſollten ſie herunter reißen, allein Weltzien verwies es ihnen, und ich bemerkte, daß die preußiſchen Soldaten ja dieſelbe Kokarde an ihren Helmen trügen.

Herr von Weltzien war das perſonifizirte Preußenthum, eine Boruſſia mit einem Schnurrbart; allein ſonſt ein in jeder Beziehung höchſt achtungswerther Mann, der ſich jedoch in Baden viele Feinde gemacht hat. Preußenmanier, wie ſie in den Beamten und dem innerlich roheren Theil der Officiere zum unangenehmſten Ausdruck kommt, iſt ſchon vernünftigen Preußen lächerlich; allein den Süddeutſchen nebenbei noch geradezu tödtlich verhaßt. Weltzien hatte zwar nicht die tiefer verletzende Arroganz vieler jüngeren Offiziere; allein dafür war er Polterer, Majeſtätsfanatiker, ſtrenger Soldat und Feldprediger-Volontair. Der Mann hat ſich gegen uns immer anſtändig benommen und wenn auch aus ſeinem Munde manches harte Wort kam, nie hat ein beleidigendes uns verletzt, dagegen manches Zeichen eines kindlich guten Herzens mich gerührt, deſſen er ſich halb und halb zu ſchämen ſchien. Höchſt amüſant waren die langen Predigten, die er unſern gefangenen Soldaten hielt, welche er in den Forts um ſein Pferd verſammelte. Dieſe Reden waren höchſt originell und der Ausdruck aller charakteriſtiſchen Kennzeichen der modernen royaliſtiſchen Partei. Leider habe ich keine dieſer Reden — in denen wir Anführer entſetzlich ſchlecht wegkamen — nachgeſchrieben; allein Andere thaten es und ich habe eine derſelben in einem Journal jener Zeit abgedruckt geſehen, welche in das Gefängniß geſchmuggelt wurde. — Als die inſultirenden Beſucher zu häufig kamen,

beſchwerte ich mich darüber bei dem Gouverneur und unnütze Beſuche der Officiere wurden unterſagt.

Sobald es finſter wurde, ſchloß man uns in unſere Kaſematten ein und Jeder bereitete ſich ſein Lager ſo gut es gehen wollte. Wir blieben aber unter allerlei Geſprächen noch lange wach, oder es wurde geſungen, oder man trieb allerlei Poſſen, bis wir endlich müde wurden. Man ſieht, wir trugen unſere Lage mit gutem Muth und unſer Zigeunerleben war nicht ganz ohne Reiz.

Dieſes idylliſche Kaſemattenglück ſollte indeſſen nicht lange währen; es traf uns „ein Blitz aus heit'rer Bläue," der beinahe unſern Humor zerſchmettert hätte, und dieſer war doch wirklich ein derber Burſche. — Eines Mittags ſaßen wir, „keines Ueberfalls gewärtig," ganz gemüthlich bei unſerm Mittageſſen, als wir den Befehl erhielten, alle unſere Sachen zuſammenzupacken; es hieß, wir ſollten in ein beſſeres Local gebracht werden. Wir gingen arglos in die Falle und packten. — Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß ich durch den Commandanten meinen Nachtſack wiedererhalten, in dem jedoch mancherlei Dinge fehlten, namentlich alle Papiere, Bücher und Landkarten. Die Andern hatten ihre Effecten beim Ausmarſch zum Theil bei ſich gehabt, zum Theil ſpäter bekommen.

Als wir aus dem kleinen Hof durch das Thor traten, wurden wir auf die Berme rechts geführt. Dieſe Berme iſt eine zwanzig Schritt breite und etwa hundert Schritt lange Wieſe; an einer ſchmalen Seite durch ein Bermengebäude, an der andern durch eine Traverſe und an den langen Seiten durch den Hauptwall und nach dem Graben durch eine crenellirte Mauer geſchloſſen. Wir fanden daſelbſt eine Anzahl preußiſcher Subalternofficiere, Unterofficiere, Gensd'armen, Poliziſten und dazwiſchen Civilperſonen mit Geſichtern,

wie ich sie schon weit besser gesehen hatte; zusammen wohl achtzig Personen, bei deren Anblick uns das Gefühl irgend einer über uns schwebenden Nichtswürdigkeit ergriff, welches durch die Bemerkung nicht angenehmer gemacht wurde, daß die meisten der Unterofficiere dicke, rohe Knittel in den Händen trugen. Wir mußten uns nun, jeder drei Schritt vom andern entfernt, in einer Reihe aufstellen und unsere sämmtlichen Effecten vor uns niederlegen. Zu Jedem wurde sofort ein Unterofficier gestellt; die übrigen vertheilten sich vor der Front unserer Linie. Alsbald wurde uns der Befehl ertheilt, unsere Sachen auszupacken, damit sie Stück für Stück von den Unterofficieren unter Beistand der darin geübten Gensd'armen untersucht würden.

Als ein gemein aussehender Knirps von einem Hauptmann meinen Namen hörte, rief er: „Aha! ist das der Bursche?“ kam auf mich zu und widmete sich ganz besonders meiner Untersuchung.

Was wir an Geld, Uhren, Ketten, Nadeln, Ringen, Messern, Scheeren und Papieren besaßen, wurde uns abgenommen. Der Unterofficier, der meine Sachen untersuchte, verfuhr sehr anständig und ich hätte im Vergleich zu meinen Kameraden sehr zufrieden sein können, wenn nicht jener schwarzweiße Satan von Hauptmann dazu gekommen wäre. Ich mußte mich nun von Kopf bis zu Fuß entkleiden. Der Hauptmann untersuchte meine Stiefeln und meine Beinkleider, das Futter meiner Mütze und den Kragen meines Rockes; ja sogar die breiten Nähte meiner hirschledernen Reitunterhosen, die ich ausziehen mußte, wurden von ihm auf das allergenaueste besehen, als wäre er ein Seckler. Ich stand nun im Hemde auf der grünen Wiese und meinte, es sei nun nichts mehr an mir abzuschälen; aber ich irrte mich, auch das Hemde mußte herunter. Um den Hals trug ich

an einer Schnur eine kleine, geweihte silberne Medaille „von der unbefleckten Empfängniß", die vielleicht dreißig Kreuzer werth sein mochte, zum Andenken an eine liebe Freundin, die sie seit ihrer Kindheit getragen und mir in dem frommen Glauben geschenkt hatte, daß sie mich gegen die Kugeln schützen werde! Auch dieses Stückchen Silber entging der Aufmerksamkeit des preußischen Officiers nicht; allein ich behielt es dennoch durch Vermittelung des Unterofficiers, der sich seines Geschäftes aufrichtig zu schämen schien und mir mit theilnehmender Miene das Hemd überwarf. Der Hauptmann stand vor mir mit giftigem, schadenfrohem Gesicht; allein mein Zorn, der mich Anfangs zu ersticken drohte, hatte mich bereits verlassen; ich verlor kein Wort an ihn und betrachtete ihn mit ruhigem, ernstem Blick, dem er nicht Stand halten konnte, so daß er sich verwirrt davon machte.

Eine badische Kommission ging nun von Einem zum Andern und untersuchte, ob die Kleidungsstücke nicht aus „ärarischem" Tuch gemacht seien. Ich hatte mir in Mannheim Uniform, Rock und Beinkleider für mein Geld machen lassen; sie waren von ganz feinem Tuch, wurden aber dennoch für ärarisch erkannt. Da ich meine Civilkleider verschenkt hatte und man mir alle Militärkleider nahm, so stand ich nun da in Hemd und Unterhosen. Andern war es noch schlimmer gegangen. Man hatte ihnen die Sporen von den Stiefeln und die Epaulettenhalter von den Schultern gerissen, ja einem Major eine Ohrfeige gegeben.

Unter den Kommissären befand sich ein junger Mann, den ich schon gesehen und gesprochen hatte, ohne daß ich mich erinnerte wo. Er schien mich ebenfalls zu erkennen, und als er mich in so lächerlichem Aufzuge dastehen sah, verschaffte er mir einen meiner Röcke, der nun durch seine

Vermittelung nicht für ärariſch erklärt wurde und es auch nicht war.

Wenn Einige von uns bei Wegnahme ihrer Kleidungsſtücke äußerten, ſie hätten ſich dieſelben für ihr Geld und nicht von ärariſchem Tuch machen laſſen, ſo antwortete man ihnen: „Ja aber das Geld war ärariſch.“

Mein Generalſtab, in Hemd und Unterhoſen, machte einen ſehr trübſeligen Eindruck. Allein man wollte uns wenigſtens nicht nackt laſſen, und ſo führte man uns an einen Haufen alter, abgelegter Soldatenkleider und hieß uns darunter wählen. Unterdeſſen hatte man das Geld, die Uhren, Ringe jedes Einzelnen in ein Papier gewickelt, zugeſiegelt und mit dem Namen des ehemaligen Eigenthümers verſehen. Das Ganze wurde ſorgfältig in einen Kaſten gelegt; man ſagte, dieſe Dinge ſollten uns zurückgeſtellt werden. Man ließ uns jedoch einige Kreuzer; Viele erhielten dreißig Kreuzer, Andere gar einen Gulden bis einen Thaler; ich war einer dieſer Glücklichen.

Das Anpaſſen der alten Kleidungsſtücke hatte große Schwierigkeiten; die Lumpen, welche man uns anbot, waren ſo zerriſſen, ſchmutzig und ekelhaft, daß es ſehr dringender Nöthigung bedurfte, ehe ſich Jemand herbeiließ, ſie nur anzufaſſen, geſchweige anzuziehen. Ich für meine Perſon entſchloß mich nicht dazu, da ich noch einigermaßen bekleidet war; allein Andere mußten wohl, wenn ſie nicht mit bloßen Beinen umherlaufen wollten. Der dicke Oberſt Knoll konnte aber durchaus keine Beinkleider finden, welche für ſeinen Körper paßten. Zitternd vor Aufregung probirte er ein Paar nach dem andern, und trotz allem guten Willen wollte es nicht gelingen. Dabei proteſtirte er laut gegen ein ſolches Verfahren und ſagte, er ſei bei Türken, Arabern und Beduinen geweſen, habe aber nie gehört, daß Kriegsgefangene ſo

behandelt würden. „Was der Kerl für Löcher in die Beine hat!“ äußerte ein Unterofficier, als er bei den Ankleideversuchen den mit Narben bedeckten Körper des alten Mannes sah. „Mein Freund“, antwortete dieser, „diese Wunden habe ich für die deutsche Freiheit erhalten“. — Ach ja, einen Gallapfel von dem damals gepflanzten deutschen Freiheitsbaum hatten wir so eben gekostet!

Es wäre vergeblich, wollte ich versuchen, den Eindruck zu schildern, den die eben beschriebene Scene auf uns machte. Wie ich sie hier erzählt habe, erscheint sie vielleicht sehr einfach, und eben nicht besonders merkwürdig; allein ich kann versichern, diese halbe Stunde mit ruhigem Blut und mit Fassung zu ertragen, kostete mich größeren Aufwand von moralischer Kraft, als irgend etwas, das ich bisher im Leben erduldet hatte. —

Unsere Höhle war gleichfalls auf das Genaueste durchsucht worden, allein dessen ungeachtet hätte man Geld, Uhren und dergleichen verbergen können, wenn man nur entfernt geahnt hätte, was bevorstand. Viel Geld hatte man bei uns dennoch nicht gefunden; ich hatte nur noch siebenzehn Gulden gehabt. In anderen Kasematten fand man viel Tuch und andere Gegenstände, besonders bei den tapfern Dragonern; Tuchballen und dergleichen wehrten sich ja nicht. Eine Menge Tuch, Leder u. s. w. war an Schneider in der Stadt für Spottgeld verschleudert worden; bei manchen von ihnen fand man bedeutende Vorräthe versteckt. In der Kasematte der Artillerieofficiere soll man 5000 Gulden gefunden haben.

So betrübt und zornig wir auch Alle über die erlittene Mißhandlung waren, brachen wir doch bald darauf in ein tolles Gelächter aus, als wir uns gegenseitig in unserm Maskenkostüm betrachteten. Am lächerlichsten sah Sensburg

aus. Dieser hatte eine überall zu kurze Soldatenjacke und Beinkleider an, die wie die Karte von Deutschland aussahen, nur bis zur Hälfte der Waden reichten und an denen kein einziger Knopf war. Um sie nur am Körper zu behalten, hatte er Bindfaden in verschiedene Knopflöcher gebunden und denselben um den Hals gehängt. — Knoll ging gestikulirend und brummend mit gespreizten Beinen umher, noch immer vergeblich bemüht, seine Unaussprechlichen über sein Unaussprechliches zu bringen. Woynitzki sah vollkommen aus, wie die Karikatur eines französischen Rekruten, wie man sie in Paris an allen Bilderläden sieht. Herrmann ging tiefsinnig umher und beweinte innerlich den Verlust seines ungeheuern Mantels, an welchem man die Verschwendung des ärarischen theuern Scharlachtuches sehr mißfällig bemerkt hatte.

Gegen Abend hatten wir uns so ziemlich getröstet; allein der Geldmangel war ein Gegenstand ernsten Nachdenkens, denn wenn wir uns mit den gelieferten Lebensmitteln, ohne Tabak und ohne Kirschwasser behelfen sollten, so sah es sehr schlimm aus.

In der Nacht schlief Alles sehr unruhig. Knolls Adjutant, den wir seiner nächtlichen Gewohnheiten wegen in die Vorkasematte verbannt hatten, sprach allerlei ehrenrührige Verdächte gegen seine Fanny aus, fragte sie, ob sie eine preußische Badedirne werden wolle und fand ihre Chocolate ganz außerordentlich schlecht. Gut riechen konnte dieselbe keinenfalls, da er sich mit seiner Nase in eine Ecke gebettet hatte, wo frühere Bewohner der Kasematte nicht grade Vanillechocolate aufzuheben pflegten. — Woynitzki fluchte zwischen den Zähnen bald polnisch, bald französisch; Knoll stöhnte wie eine arme Seele im Fegfeuer und Sensburg rollte sich bald zusammen wie ein Igel, bald streckte er sich grade aus wie ein Lineal, oder schnellte sich in die Höhe wie ein Lachs.

Am Morgen erklärte sich das Räthsel unseres unruhigen Schlafs. Wir wurden durch Woynitzkys Stimme geweckt, der schrie: „Sacrrre mille tonnerrre! j'ai des poux!“ — Dieses Wort machte ungefähr denselben Eindruck auf uns, wie seiner Zeit der Ruf: Kosacken! auf die Franzosen. Flink wie die Hirsche sprangen wir von unserem Bette auf und Jeder unternahm eine Rekognoscirung in seinen Beinkleidern. „Feinde ringsum!“ — Man denke sich mein Entsetzen. Seit vielen Jahren hatte ich diese interessanten Thiere nicht gesehen, und nun hatte man sie gar am Körper.

Man entledigte sich augenblicklich dieser Nessuskleider und warf sie in eine Ecke des Hofes. — Sensburg spazierte in Unterbeinkleidern im Hofe umher und nahm in ernstlicher Entrüstung in jeder Minute fünf Prisen. Wir machten augenblicklich die Meldung, und alsbald kamen auch ein Hauptmann und ein Lieutenant, die Läuse zu inspiciren und brachten einen badischen Unterofficier mit, der einen Pack neuer Kleidungsstücke trug. Ich langte nun auch nach einem Paar Beinkleider und wollte sie eben anziehen, als Dr. Welker in seiner trockenen Weise zu mir sagte: „Ich würde doch erst hineinsehen“. Ich folgte seinem Rath, und richtig, die ganzen Nähte waren mit Läusen garnirt. Ich rannte in den Hof und hielt die lebenden Hosen den beiden Officieren hin, die einen Satz rückwärts machten, als ob sie eine Natter gebissen hätte. Man fand indessen reinliche Kleidungsstücke, welche man uns, wie auch wollene Decken, gab. Ein badischer Officier, dem die Aufsicht in Fort A übertragen wurde, nahm sich freundlich unserer an.

Das brutale Benehmen der Officiere und Unterofficiere am Tage vorher schien mir doch zu außerordentlich, wie überhaupt die ganze Plünderungsscene, als daß ich glauben konnte, man verfahre so mit Wissen und Willen des Gou-

verneurs. Dies war der Generallieutenant von Holleben. Meine Frau hatte an ihn geschrieben und einen Brief an mich eingelegt, den mir sein Adjutant, Herr von Borstell, selbst überbracht hatte. Der General war so freundlich gewesen, die Vermittelung unserer Correspondenz selbst zu übernehmen, während die Briefe gewöhnlich an den Commandanten geschickt wurden, und ich beschloß in einem Schreiben meiner Frau Alles zu schildern, was wir bisher erduldet hatten. Ich konnte mir wohl denken, daß man meinen Brief nicht abgehn lassen würde; allein das schadete nichts; mein Zweck wurde erreicht, wenn ihn der General las. Meine List glückte. Schon am andern Tage hörten wir, der General sei wüthend auf die Parade gekommen und habe sich sehr mißbilligend und derb über das Benehmen der Officiere, wie über das ganze Verfahren gegen uns ausgesprochen. Der Commandant besuchte uns und sprach sehr ernstlich mit dem badischen Hauptmann, der die Bekleidungsangelegenheiten unter sich hatte; er bestand darauf, daß die uns abgenommenen Kleider wieder herbeigeschafft würden; es sei sein Wille nicht gewesen, daß man uns dieselben vom Leibe nehme. — Es blieb indessen beim Alten; wir erhielten nichts zurück.

Mit den Verhören ging es unterdessen sehr langsam. Von unserer ganzen Gesellschaft war noch Niemand im Verhör gewesen, als Wohnitzki und ich, und das auch nur vor der sogenannten „Ausscheidungskommission", das heißt der Commission, welche die Preußen von den anderen ausscheiden sollte. Endlich kam ich zu einem wirklichen Verhör, welches ein preußischer Landwehrofficier im Beisein von zwei anderen Officieren mit mir vornahm. Mit Schrecken sah ich da auf dem Tisch und in den Händen dieser Officiere alle meine Berichte an Tiedemann, welche dieser als „historische

Dokumente" aufzuheben gewissenlos genug gewesen war. Der Verhörsrichter war ein humaner Mann und ich hatte Ursache, mit dem von ihm aufgenommenen Protokoll zufrieden zu sein. Im Laufe desselben sagte ich, daß ich Bürger in Leipzig sei. „Wie", sagte der Verhörsrichter, „Sie wären nicht mehr preußischer Unterthan?" Ich antwortete, daß ich bereits 1838 aufgehört hätte, das zu sein, zuerst nach vieler Mühe Frankfurter und endlich Leipziger Bürger geworden sei. Der Richter schien dies für ein Vorgeben zu halten, um Zeit zu gewinnen; allein ich blieb bei meiner Behauptung, die ich sehr schnell hätte beweisen können, woran mir aber wenig lag; ich hatte keine Eile, todtgeschossen zu werden, und wollten die Preußen sich das Vergnügen machen, so mochten sie beweisen, daß sie das Recht dazu hatten; ich wußte das Resultat, allein dachte: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Und Zeit wurde gewonnen, denn bei dem schleppenden Geschäftsweg vergingen Wochen, ehe mein Nichtpreußenthum konstatirt wurde.

Schon hatte ich den Verhörsrichter verlassen, als ich wieder zurückgerufen wurde; vor ihm lag ein eben gebrachtes, entsiegeltes Packet. „Ihr Adjutant Lindemann", sagte man, „der in Mannheim gefangen sitzt, hat sich von freien Stücken erboten, Alles was er über Sie weiß, auszusagen, und daß Sie die Beschießung von Ludwigshafen befehligt haben. — Ja, es ist eine Denunciation in aller Form". Lindemann war einer von diesen ächten Kerndemokraten, die bis an die Nase in die Halsbinde fahren, wenn sie „Bürger" sagen und natürlich davon überzeugt, daß ich ein Verräther sei. Er war einst in mein Zimmer in Mannheim getreten, als ich einen aus Berlin erhaltenen zum Theil mit chemischer Tinte geschriebenen Brief über einem Lichte lesbar zu machen im Begriff war und den ich bei seinem Eintreten bei Seite

legte. Ich hatte gar keinen Grund, Herrn Lindemann zum Vertrauten meiner Privatverhältnisse zu machen und in jener Zeit Gründe genug, durch Anwendung chemischer Tinte in Briefen aus Berlin auf der Hut zu sein! —

Eines Morgens erfuhren wir, daß auch Tiedemann erschossen sei. Diese Nachricht stimmte uns Alle ernst; denn wenn er auch manche Eigenheiten hatte und zu dem Posten, den er einnahm, wenig Befähigung zeigte, so war er doch ein guter braver Mensch. Er hatte lange Hoffnung gehabt, bis er einen Brief, den er einst an Struve schrieb, bei den Akten sah. Der Gedanke an sein armes Weib und seinen Sohn im fernen Griechenland beunruhigte ihn oft und ihrem Andenken floß in stiller Nacht manche Thräne. Biedenfeld hatte vor seinem Tode ausgesagt, er vermuthe, daß Tiedemann irgendwo eine bedeutende Geldsumme verborgen habe; ich glaube nicht daran und es hat sich auch nichts gefunden. Sein Todesurtheil vernahm er mit männlicher Fassung und starb wie ein Held. Er litt nicht, daß man ihm die Augen verband, sondern sagte: „Ich will meine Mörder sehen".

An seine Frau schrieb er in neugriechischer Sprache folgenden Brief. *)

„Mein geliebtes Weib! Mit bittern Thränen gebe ich Dir Nachricht vom Ende meines Lebens, denn morgen früh um die vierte Stunde werden die Preußen mich zum Tode bringen. Erwünscht ist mir der Friede. Ich bitte Dich um Verzeihung für Alles, wodurch ich Dich etwa beleidigt hätte, und als gute Christin wirst Du mir wohl Verzeihung gewähren, sowie ich auch Deinetwegen Alles verzeihe. Besser, wenn Du nicht allzusehr um mich leidest. Als gutes Geschöpf (*καλὸς ἀνθρωπος*) aber wirst Du das Herbe tragen,

*) Nach Fickler's Uebersetzung.

Vielduldende, für unser Kind. Meine Eltern werden mein Erbtheil für meinen geliebten Demetrius ausfolgen. Armes Weib, vielduldende Gefährtin! Der allmächtige Gott möge Dich heil bewahren. In der anderen Welt sehe ich Dich wieder. Ich umarme Dich im Geiste".

Den Archimandriten von Athen bat er, seine Frau und Kind auf die Todesnachricht vorzubereiten.

Den Tag nach Tiedemanns Tode kam ein badischer Officier und hieß mich, meine Effekten zusammenpacken, da ich in ein anderes Gefängniß gebracht werden solle. Dergleichen Veränderungen waren damals sehr bedenklich, da man die Todteskandidaten stets besonders zu verwahren pflegte.

Ein wenig bestürzt machte ich mich bereit und nahm Abschied von meinen bisherigen Leidensgefährten, die mir mit bangen Ahnungen und trüben Mienen nachsahen. Ich folgte der Wache durch die Poterne, wo wir auf den Officier warten mußten, der noch einen anderen Gefangenen hatte. Nach einer Weile kam er und zu meiner Ueberraschung mit Professor Kinkel. Wir kannten uns flüchtig vom demokratischen Kongresse her. Er hatte die badische Revolution als Freischärler beim Willich'schen Corps mitgemacht und erhielt in einem Gefecht an der Murglinie einen Streifschuß am Kopf, der ihn betäubte, so daß ein Kamerad ihn aus dem Gefecht führen mußte. Dieser Mann wußte sich nicht zurecht zu finden, führte ihn grade in die Preußen hinein und Beide wurden gefangen genommen. — Er sagte mir, daß er seit seiner Ankunft in Rastatt in einem schauderhaften Loche gesessen habe und bei einer Veränderung nur gewinnen könne. Diesen Vorzug erhielten alle Preußen unter den Gefangenen; es wurden ihnen die schauderhaftesten, ungesundesten Kasematten angewiesen.

Man brachte uns nach Baſtion XXX; hier hatte früher Struve geſeſſen und ſpäter Major von Hinderſin. Ich hoffte mit Kinkel in daſſelbe Gefängniß zu kommen und freute mich ſehr darauf; allein es wurde nichts daraus; er kam in das Reduit rechts, ich in das links, wo ich die Stelle einnahm, welche durch Tiedemanns Tod frei geworden war. Ein böſes Omen! Mein Stubengenoſſe in dieſem von Struve eingeweihten feſten Zimmer war Major Fach.

Vierzehntes Capitel.

Die neue Kasematte. — Kinkel. — Oberst Böning und Major Heilig todt. — Ich will durchaus kein Preuße sein. — Meine Frau. — Wirkliches Verhör. — Amtmann von Stengel. — Sehr viel „historische Documente". — Ein Wort über Standgerichte. — Ihr Charakter in Baden. — Fluchtgedanken. — Brief an General Gröben. — Antwort. — 'ne Kugel vor'n Kopp. — Obergerichtsadvokat Kusel. — Verschiedene Ansichten. — Geist preußischer Militärgerichte. — Die Nacht vor dem Standgericht. — Das Standgericht. — Ein blutdürstiger Haase. — Meine Vertheidigung. — Zeugenverhör. — Ein sehr unbedachter Haase. — Die Rede meines Anwalts. — Keine Hoffnung. — Standrichter-Portraits. — Eine unangenehme halbe Stunde. — Das Todesurtheil. —

In materieller Hinsicht gewann ich bei der Veränderung meines Gefängnisses. Die Kasemätte war gedielt, eine Treppe hoch gelegen, und enthielt zwei Betten, einen Tisch und zwei Stühle, Luxusgegenstände, welche wir in der früheren Kasematte nicht kannten. — Mit meinem Kasemattengenossen vertrug ich mich gut, trotz seiner Neigung zum Aufschneiden. Er hatte im Hause des Bankier Mayer im Quartier gelegen, der zwar selbst aus der Festung geflohen war, aber seine Frau zurückgelassen hatte. Fach hatte die Dame gegen mancherlei Erpressungen in Schutz genommen und sie zeigte sich nun dankbar dadurch, daß sie ihm stets gutes Essen und täglich eine Flasche Wein ins Gefängniß schickte,

welches so reichlich war, daß wir Beide daran genug hatten; auch mit Cigarren wurden wir aus derselben Quelle versorgt mit Erlaubniß des Commandanten, der bei Herrn Mayer sein Quartier hatte. Ja, die freundliche Dame begleitete Fach's alte Mutter, die aus Rheinbaiern herüber gekommen war, in die Kasematte.

Da wir uns mit den Soldaten sehr gut standen, so fehlte es uns auch nicht an Gelegenheit, Briefe abgehen zu lassen und Geld zu empfangen. Vormittags und Nachmittags gingen wir eine Stunde lang im Hofe der Bastion spazieren. Gewöhnlich wurden nur die Gefangenen eines der Reduits zusammen in den Hof gelassen; allein meistens ließen uns die Unterofficiere der Wache Alle zusammengehen, so daß ich Gelegenheit hatte, öfter mit Kinkel zusammen zu kommen. Es hieß, er sei zum Tode verurtheilt, das Urtheil aber zur Bestätigung nach Berlin abgegangen; er schien davon nichts zu wissen. Seine Thätigkeit in Baden fiel wenig in die Wagschaale; allein er hatte sich bei revolutionären Bewegungen in Rheinpreußen betheiligt und unter den Papieren des nachlässigen Struve, die derselbe zurückgelassen, fand sich ein von Kinkel entworfener Plan zur Revolutionirung der Rheinprovinz. Kinkel und ich schlossen uns herzlich an einander an und wir freuten uns jedesmal, wenn wir im Hofe zusammenkommen konnten; wo nicht, so wechselten wir doch immer einige Worte, wenn einer von uns im Hof war und der andere am Fenster stand, was die Wachen nicht verhinderten. Er sagte mir, daß er unter dem Sitz des Stuhles in seiner Kasematte, in welcher er allein saß, ein versiegeltes Packet verborgen habe, welches ich mir verschaffen und an die Adresse befördern möchte, wenn er einmal unvermuthet weggeholt werden sollte, was ich natürlich zu thun versprach.

In der Bastion waren noch eine Menge gefangener

Soldaten, denen man gestattete, den ganzen Tag über im Hof zu bleiben, wo sie sich auf alle mögliche Weise amüsirten. Da die Cholera herrschte und andere Krankheiten in den Kasematten wütheten, wo gegen Tausend der Gefangenen ihr Leben verloren haben sollen, so wurden alle Abende Branntweinrationen ausgetheilt.

Eines Tages hielt vor Bastion XXX ein Wagen, den zwölf Mann Infanterie und zwei Gensd'armen begleiteten. Es hieß, Oberstlieutenant Corvin und Professor Kinkel sollten sich ankleiden. Ich war sehr überrascht; denn ich wußte nicht, wie ich mit Diesem zusammen kam, da wir uns in Baden während der Revolution niemals getroffen hatten; diese Zusammenstellung schien mir etwas bedenklich, da es, wie schon bemerkt, hieß, daß Kinkel zum Tode verurtheilt sei. Nachrichten von Hinrichtungen mehrten sich jetzt. Major Heilig war erschossen worden; er hatte zwei Flaschen Wein geleert und ging gleichmüthig, seine Cigarre rauchend, zum Tode. Der alte gute Böning war gleichfalls todt. „Vater im Himmel", sagte er, „ich komme, meine Mörder bei Dir anzuklagen". Die Kugeln führten ein Stück seiner Hirnschale, mit einer langen, grauen Locke daran, weit weg.

Wir stiegen nebst den beiden Gensd'armen in den Wagen, der sich langsam, wie ein Leichenwagen fortbewegte, damit die Bedeckung folgen konnte. Frauen und Mädchen, welche am Wege standen, stürzten weinend und händeringend in die Häuser; sie meinten, wir würden zum Tode geführt und es hatte auch wirklich ganz den Anschein.

Ich wollte Kinkel befragen, weshalb wir wohl zusammen geholt würden? wurde aber von den Gensd'armen barsch zur Ruhe gewiesen. Die Sache war indessen sehr einfach; wir hatten denselben preußischen Verhörsrichter und saßen in derselben Bastion gefangen. Die preußischen Untersuchungs-

richter waren ſtets ſo artig, Leuten von einiger Bedeutung einen Wagen zu ſchicken, obwohl ich ihnen dieſe Artigkeit gern erlaſſen hätte, denn es war eine wahre Pönitenz, ſo im Schritt den weiten Weg zu fahren. Die badiſchen Richter waren nicht ſo umſtändlich; ſie betrieben die Sache weit gemüthlicher; gewöhnlich wurde ich ſpäter durch eine Patrouille von drei Mann, dann nur blos durch einen badiſchen Unterofficier ins Verhör geführt. Der preußiſche Auditeur ſagte mir, daß man von der Magdeburger Regierung die Kopie eines Schreibens geſandt habe, durch welches mir der definitive Abſchied aus dem Officierſtande und dem preußiſchen Unterthanenverbande abgeſchlagen war. Ich wies das Gericht nun an das Miniſterium des Innern, wo die Sache durch einen Vetter von mir, einen Geheimrath, damals doch noch bewirkt worden war. Solch ein Vetter in einem Miniſterium iſt eine prächtige Sache! Dadurch war wieder Zeit gewonnen.

Hin und wieder erhielten die Eltern und Schweſtern der gefangenen Soldaten Erlaubniß, dieſe zu beſuchen. Das harte Loos der Gefangenen in den Kaſematten erregte allgemeine Trauer und Theilnahme im Lande und es war rührend anzuſehen, wie dieſe armen Leute zitternd und weinend die gefangenen Angehörigen begrüßten. Die Soldaten nahmen aber die Sache bei weitem kühler und intereſſirten ſich weit lebhafter für die mitgebrachten Lebensmittel, als für die Thränen.

Meine Frau hatte mir nach Mannheim geſchrieben: „Ehe Du Dich von den Preußen gefangen nehmen läßt, lieber erſchieße Dich“. — Das war zwar ein ganz vortrefflicher ſpartaniſcher Vorſchlag, in der Theorie; allein ich fand für gut, ihn in der Praxis etwas zu modificiren. Man muß ſich mit dergleichen Dingen, die man nicht ungeſchehn

machen kann, nicht übereilen und dann haben die Preußen, wenn's doch einmal todtgeschossen sein soll, im Todtschießen weit mehr Uebung als ich, und sechs Mann, die auf fünf Schritt auf den Kopf, und sechs, die auf die Brust zielen, tödten weit angenehmer als eine Pistolenkugel, die ich die Unbequemlichkeit habe, mir selbst durch meinen Hitzkopf zu schießen.

Als meine Frau meinen Brief aus Freiburg erhalten hatte, glaubte sie ganz naiv, daß wir „vorsätzlich unsere Seligkeit gesucht" und uns mit den Festungswerken bis in den siebenten Himmel gesprengt hätten. Durch die Zeitungen erfuhr sie indessen, daß wir zwar nicht so heroisch, aber vernünftiger gehandelt hätten, zum Aerger einer Menge sehr weit entfernter Demokraten, welche sehr viel von Anderer Heldenthaten halten und heroische Opfer zwar nicht zu bringen, aber doch zu loben bereit sind. Solche Leute verzeihen auch nur sich selbst das Davonlaufen und betrachten es als unverzeihlichen Verrath, wenn man nicht die erste beste Gelegenheit benutzt, todtgeschossen zu werden.

Solch wohlfeiler Heldensinn beseelte meine Frau nicht. Jetzt, da ich noch lebte, zitterte sie für mein Leben; aber sie zitterte nicht allein, sie handelte, es zu retten. Der Justizrath Dortu in Postdam war von einer Reise nach Baden zurückgekehrt, wo er seinen in Freiburg gefangenen Sohn besucht hatte. Er war zurückgekehrt, um für die alte Mutter ebenfalls die Erlaubniß zu erwirken, ihren Sohn sehen zu dürfen. Ach, er war das einzige Kind und ein schöner, feuriger, braver Junge. Ich sah ihn zwei Mal; das erste Mal als Präses „des in Permanenz sitzenden Ausschusses des Demokratencongresses" und dann als eine Art von Adjutant von Becker, in Carlsruhe. Meine Frau fuhr von Berlin nach Potsdam, um den Justizrath über die Verhältnisse in Baden

zu befragen. Derselbe wohnte in einem eleganten Landhause an der Havel, etwa eine halbe Stunde von der Stadt. Als er den Namen meiner Frau hörte, ergriff er ihre beiden Hände und führte sie dann zu seiner Frau. —

Mit Mühe war es dem Vater gelungen, seinen Sohn für eine halbe Stunde zu sprechen und man zwang ihn, sogleich mit dem nächsten Bahnzuge wieder abzureisen. Der junge Dortu war nicht niedergeschlagen. Er hatte seinem gebeugten Vater Muth eingesprochen und ihm gesagt, er möge stolz darauf sein, daß sein Sohn für die Freiheit Deutschlands dulden und sterben dürfe. Der Vater hatte sich gefaßt und die Mutter auch; — doch sehen wollte sie ihr liebes Kind noch einmal und wartete mit schmerzlicher Ungeduld auf die Erlaubniß. Ihr Koffer war bereits zur Reise gepackt und meine Frau kam mit ihr überein, mit ihr zusammen zu reisen. — Einige Tage darauf erhielten die Eltern statt der erbetenen Erlaubniß die Nachricht, daß ihr Sohn in Baden erschossen sei. — Meine Frau fuhr abermals nach Potsdam, die betrübte Mutter zu trösten; allein Madame Dortu wollte Niemand sehen, obwohl ihre Dienerin sagte, daß sie gefaßt sei.

Nach Berlin zurückgekehrt, schrieb meine Frau an den Prinzen von Preußen und ging nach Schloß Babelsberg bei Potsdam, um die Prinzessin persönlich zu bitten, dieses Gesuch, bevorwortet, dem Prinzen einzusenden. Als sie sich melden ließ, erschien die Hofdame der Prinzessin, Gräfin Haake. Diese zeigte sich sehr liebenswürdig und theilnehmend, erkundigte sich nach Allem und ging dann mit dem Briefe an den Prinzen zur Prinzessin. Als sie zurückkehrte, sagte sie, daß dieselbe meine Frau annehmen wolle, wenn sie drauf bestünde sie zu sprechen; allein sie müsse ihr im Voraus sagen, daß selbst ihre Befürwortung nichts nützen werde, in-

dem der Prinz versprochen habe, in diesen Sachen nichts zu thun und auch die Damen habe versprechen lassen, sich nicht einzumischen; das Schicksal der Gefangenen liege einzig in den Händen der in Baden commandirenden Generale. Unter solchen Umständen drang meine Frau nicht weiter auf eine Unterredung und fuhr trostlos nach Berlin zurück, und von hier nach Baden.

Unterwegs nahm sie mit Zittern jedes Zeitungsblatt in die Hand, denn sie fürchtete darin die Nachricht von meinem Tode zu finden. Sie hielt sich in Frankfurt nicht einmal auf, ihre Eltern zu besuchen, sondern eilte weiter. Dem ersten preußischen Officier, den sie in Heidelberg sah, gab sie sich zu erkennen und fragte, ob ich noch lebe? — Mit etwas leichterem Herzen fuhr sie weiter nach Rastatt. Mit ihr im Wagen saß ein junges Weib, eine Schwäbin, deren „Brüderl" gefangen war; sie wollte auch nach Rastatt zum Prinzen, um ihn loszubitten. Am Bahnhof erschien derselbe zufällig zu Pferde, gefolgt von einer zahlreichen Suite. Die junge Schwäbin drängte sich furchtlos durch all die Pferde, rufend, daß sie zum Prinzen wolle, da ihr Brüderl gefangen sei.

Meine Frau war in Rastatt unbekannt, und als sie einen Herrn nach dem besten Hotel fragte, erbot sich derselbe sie zu begleiten. Er war ein Badenser, hatte das Gespräch mit der Schwäbin gehört, und blieb gleichfalls in Rastatt. Er geleitete meine Frau in das am Markte liegende Kreuz und rieth vorsichtiger Weise, zuerst mit dem Wirth besondere Rücksprache zu nehmen. Der Kreuzwirth fürchtete sich vor den Preußen fast ebenso sehr wie vor seiner Frau, die sich übrigens gut demokratisch gezeigt hatte, und war durch das Erscheinen meiner Frau in große Angst gesetzt; allein er war ein gutmüthiger Mann und brachte sie in ein Zimmer, bat

ſie aber, daſſelbe verſchloſſen zu halten und nur auf ſein beſonderes Klopfen zu öffnen. Wenn die Officiere von Tiſch aufgeſtanden ſein würden, wolle er es ſagen. Er kam und brachte meiner Frau mit großer Heimlichkeit ein Glas Wein und etwas Brod und ſagte, daß jetzt der Commandant, Major von Weltzien, in ſeinem Büreau ſei und ſie ihn ſprechen könne.

Sie ging über den Markt in dieſes Büreau und ließ ſich melden. Der Major kam ihr ſchnaubend entgegen: „Was wollen Sie? — Ihren Mann ſehen? — Das iſt ja auch einer von denen, die Freiheit und Gleichheit predigen. Nein, Sie können ihn nicht ſehen.“ — Meine Frau erwiderte, daß ſie nicht gekommen ſei, meine politiſchen Anſichten zu vertheidigen; ſie ſtehe hier vor ihm als eine bittende, tiefbetrübte Gattin, die Tag und Nacht gereiſt ſei, um ihren in der Gefahr ſchwebenden Mann eine halbe Stunde zu ſehen. „Ich war in der That auf die Vorwürfe nicht vorbereitet, die Sie mir machen,“ fuhr ſie fort, „ſondern glaubte bei den höhern Officieren die Theilnahme zu finden, welche jede unglückliche Frau in meiner Lage von gebildeten Männern erwartet.“ — Weltzien, ein ſehr braver Officier, war ein Polterer den Schwachen gegenüber und lärmte nur um ſein Herz zu übertäuben, welches weich wie Butter war. Er wurde denn auch bald gerührt und ſagte, daß er nichts gegen die Unterredung habe, wenn der Gouverneur, Generallieutenant von Holleben, ſie erlaube. — Der Gouverneur wohnte auf dem Schloß. Auf der Straße fragte meine Frau einen Soldaten nach dem Weg dorthin; der Mann ſah ſie an und gab ihr keine Antwort. Sie wandte ſich an einen andern Soldaten; dieſer fragte zum Fenſter hinausſehende Officiere, ob er antworten dürfe? Als dieſe Erlaubniß gegeben war, zeigte er meiner Frau den Weg. Nach einigen Zögerungen gelang es ihr

angemeldet zu werden und der General kam heraus. Es war das ein sehr wohlwollender alter Mann, der sich mitleidig und theilnahmvoll zeigte. Er führte meine Frau in sein Zimmer, weigerte sich aber, die erbetene Erlaubniß zu geben, da er so eben dasselbe Gesuch der Frau Kinkel abgeschlagen, die sich in wenig angemessener Weise benommen habe. Frau Kinkel war außerordentlich aufgeregt gewesen und hatte den General mit einem Schwall von emphatischen Vorwürfen überschüttet, deren Ungeeigentheit selbst den wohlwollenden Mann erzürnt hatte. Meine Frau benahm sich klüger. Sie fuhr fort zu bitten und sagte, daß sie morgen wieder kommen und ihre Bitten erneuern wolle, wenn er sie heute abschlüge. Er könne das nicht thun, er werde nachgeben, er könne nicht so hart sein, dafür habe er ein zu gutes, wohlwollendes Gesicht. Damit rückte sie ihm den Stuhl zurecht und gab ihm die Feder in die Hand. Die alte Excellenz lächelte und gab nach. Meine Frau wurde zum Commandanten zurück begleitet und dieser ersucht, ihr einen Officier als Führer nach Bastion XXX mitzugeben. Der Platzmajor, Lieutenant von Münchhausen erschien und benahm sich mit großer Theilnahme und Schicklichkeit, ebenso wie Herr v. R., welcher sie begleitete.

Es war am 16. August Nachmittags: ich war in meiner Kasematte, als ich vom Hofe herauf Kinkels Stimme mich rufen hörte. Als ich ans Fenster trat, sagte er mir, daß meine Frau käme. Das war eine schmerzliche Freude! — Der sie begleitende Officier war mit mir Cadet gewesen; ich erkannte in dem Gesicht des Mannes die Züge des Knaben. Er benahm sich sehr rücksichtsvoll und freundlich und veranlaßte den nicht so rücksichtsvollen Fach in den Hof zu gehen. Er selbst blieb auf dem Vorplatz und ließ uns allein, nachdem er auf sehr anständige Weise daran erinnert hatte,

daß es nicht gestattet sei, Briefe fortzuschicken, oder anzunehmen u. s. w. Ehe er noch ausgesprochen hatte, wußte ich was er wollte und gab ihm mein Ehrenwort, daß ich seine rücksichtsvolle Freundlichkeit nicht mißbrauchen wolle.

Unser Wiedersehen war traurig. Meine Frau konnte es sich nicht vorstellen, daß ich erschossen werden sollte und dennoch hatte sie keine Hoffnung! Was kehrten sich die Preußen an den Jammer der Frauen! Hatte nicht Trützschler auch eine Gattin und Kinder, die ihn liebten und dennoch mußte er sterben; obwohl er nicht einmal Soldat war; der Boden von Mannheim trank sein edles Blut. Die Liebe ist kein Talisman gegen Spitzkugeln, die „mit Gott" aus frommen Nadelflinten geschossen werden! — — „Und mußt Du denn sterben," sagte meine Frau endlich, „so stirb wie ein Mann. Ich weiß, Du bist muthig und wirst herzhaft sterben." — Da sie durchaus etwas thun wollte, so rieth ich ihr, zu Graf Gröben zu gehen, der in Baden war. —

Wir wollten die Güte des wackern Officiers nicht länger mißbrauchen und sagten uns Lebewohl. Als meine Frau die Treppe hinabstieg, wankte sie und ich eilte ihr nach, um sie zu unterstützen. Wie rührte mich diese Schwäche bei solcher Kraft. Sie blieb stehen, erholte sich und bat mich, sie allein gehen zu lassen. Im Hofe traf sie Kinkel, dem sie schweigend die Hand reichte. — Sie fuhr sogleich nach Baden und wurde augenblicklich von Graf Gröben angenommen, welcher eben von Tische aufgestanden war. Der General zeigte gleichfalls sehr viel Theilnahme und versprach für mich zu thun, was in seiner Macht stünde; allein ich erschwere das ja durch meine Hartnäckigkeit. Sie möge doch dahin wirken, daß ich Reue bezeuge und eingestehe, verführt worden zu sein und dergleichen. Darauf erwiderte jedoch meine Frau, daß sie das nicht könne; denn was ich gethan, habe ich aus

voller Ueberzeugug gethan und sie wolle sich lieber darauf gefaßt machen, mich zu verlieren, als mich zu einer Verleugnung meiner Grundsätze zu bewegen suchen. — Der General bemerkte erstaunt, „daß sie ja noch schlimmer sei, als ihr Mann.“ —

Von Baden ging meine Frau nach Mannheim, um dort liebe Freunde über einen Plan zu befragen, den sie sich zu meiner Befreiung ausgedacht hatte. Als sie sah, daß man sie allein zu mir ließ und der Officier bemerkte, daß sie einen Wagen nehmen könne, wenn sie wieder komme, da der Weg so weit und unangenehm für sie sei, kam ihr der Gedanke, mich dadurch zu befreien, daß sie die Zeit der Dämmerung zum Besuch wählen und mich bereden wolle, in ihren Kleidern in den Wagen zu steigen und zu entfliehen; sie selbst wollte in meinem Anzuge im Gefängniß zurückbleiben. Unsere Freunde ergriffen die Idee mit großer Begierde und sogleich wurden passende Kleider für diesen Zweck zurecht gemacht. Die Sache wurde mit großer Heimlichkeit betrieben und sorgfältig vor den Dienstboten verborgen, vor denen meine Frau auch nicht bei ihren Namen genannt wurde. Als alle Vorbereitungen fertig waren, wurden französische Schmuggler bestellt, sich für einen gewissen Abend am Rhein bereit zu halten, wohin ich nach meiner Flucht mich wenden sollte. Besondere Erkennungszeichen waren natürlich verabredet. Voll der besten Hoffnungen fuhr meine unermüdlich thätige Frau wieder nach Rastatt und stieg zum Entsetzen des Wirths abermals im Kreuz ab. Sie ging zu General Holleben, fand ihn aber dies Mal unerbittlich, denn man hatte ihm wahrscheinlich über seine erste Nachgiebigkeit Vorwürfe gemacht. Ein Brief von ihr, ihr Portrait, um welches ich gebeten und Kleinigkeiten zu meinem Gebrauch wurden mir indessen durch einen Husaren überbracht, darunter auch Parfümerien, da sie

wußte, daß ich dieſelbe Liebhaberei wie Mahomet hatte. General von Holleben ſchickte ſeinen Adjutanten in den Gaſthof und ließ meiner Frau ſagen, er könne ſie nur bis zum Abend ſchützen; ſie möge lieber abreiſen, um ſich keine Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Sie ſtieg alſo in den Omnibus, als ob ſie der Aufforderung Folge leiſten wolle, ging dann aber in einen kleinen Gaſthof, welcher den „drei Königen“ gegenüber am Markte lag. Die Tochter des Hauſes war freundlich geſinnt und meine Frau erhielt ein Zimmer im obern Stock, wo ſie die Nacht blieb. Am andern Morgen kam aber ſchon wieder ein Poliziſt, der ihr die Ordre brachte, mit dem zehn Uhr abgehenden Zuge abzureiſen. Das koſtete viele Thränen, denn damit war das Fluchtproject zu Waſſer geworden. —

Meine Frau kehrte abermals nach Mannheim zurück, wo man ihr ſagte, daß General von Holleben im Gouvernement von Raſtatt durch den General von Coelln abgelöſt werden ſolle und daß derſelbe vielleicht eher geneigt ſein würde, eine Zuſammenkunft mit mir zu bewilligen, ſo daß die Flucht am Ende doch noch ausgeführt werden könne; bis dahin möge ſie warten. Da in der That nichts Beſſeres zu thun war, ſo ging meine Frau einſtweilen zu ihren Eltern nach Frankfurt.

Die Zeit verging mir im Gefängniß ſchnell. Wir rauchten viel, laſen, ſpielten Karten und ich ſchrieb „Erinnerungsblätter“ nieder, wovon Auszüge im Morgenblatt abgedruckt worden ſind. Unterdeſſen hatte man endlich ausfindig gemacht, daß ich kein Preuße mehr ſei und der Adler mußte ſich für dies Mal den Schnabel putzen und mich dem Zähringer Löwen überlaſſen, der von Natur gar nicht ſo blutdürſtig war.

So kam denn endlich der gefürchtete Tag meines Verhörs, vor dem badiſchen Amtmann von Stengel. Vor

ihm lag ein dicker Actenstoß, der nur Papiere enthielt, die mich betrafen und meist von meiner Hand waren. So oft er darin blätterte, erkannte ich mit Schrecken einen der Briefe, die ich bei verschiedenen Gelegenheiten geschrieben hatte. Glücklicherweise ist mein Gedächtniß gut, so daß ich mich bei der Form der Briefe auch gleich des Inhalts und der Umstände erinnerte, unter denen sie geschrieben worden. Das Vorhalten der Papiere überraschte mich daher nicht sehr, denn ich war darauf vorbereitet. Das Schicksal hatte es in der That wunderbar gefügt. Auch nicht das unbedeutendste Zettelchen, das ich in Baden geschrieben und nicht selbst vernichtet hatte, war zu Grunde gegangen; wohin ich sie auch geschickt haben mochte — die Briefe an meine Frau ausgenommen — sie waren alle in den gefährlichen Actenstoß geschlüpft. Von einer flüchtigen Disposition zu einem beabsichtigten Ausfall, die Tiedemann acht oder neun Mal hatte kopiren lassen, fanden sich Original und sämmtliche Kopien unter den „historischen Documenten."

Stengel verlangte von mir eine Darstellung meines Wirkens in Baden. Da es mir daran lag, Zeit zu gewinnen, so erzählte ich Alles sehr umständlich, wenn auch nicht so wie in diesen Blättern, und — wie leicht erklärlich — mit etwas mehr Bescheidenheit, wozu ich meine Gründe hatte. Stengel verfehlte denn auch nicht, manchmal zu sagen: „Aber Herr von Corvin, Sie müssen Ihre Wirksamkeit nicht gar zu gering anschlagen, wo doch hier die Beweise vorliegen, daß sie eine sehr bedeutende gewesen ist." — „Oh, — bitte" — erwiderte ich, aufrichtiger diese Anerkennung ablehnend, als Cäsar die Königskrone. — Uebrigens muß ich auch meinerseits anerkennen, daß Stengel bei dem Verhör, welches mehrere Nachmittage dauerte, sich sehr loyal benahm. Ich hätte

keinen Untersuchungsrichter finden können, der es besser verstanden, die Erfüllung seiner Pflicht mit der Humanität zu verbinden.

Die erste Hauptbeschuldigung, die gegen mich vorlag, war die, daß ich bei der Beschießung von Ludwigshafen das Commando geführt habe. Die Leser wissen wie es sich damit verhielt; allein ohne Lindemanns Denunciation hätte man mich immer noch als bloßen Zuschauer betrachten können, wie ich mich denn überhaupt bei dem ganzen Verhör als einen höchst neugierigen Menschen zu erkennen gab. Als man nun vollends auf meine Wirksamkeit in Rastatt kam — nun, da war die Sache sehr klar: zu jedem meiner Schritte hatte man ein „historisches Document," wie Tiedemann gesagt haben würde. Mit Einem Wort, ich sah nicht ein, weßhalb ich nicht todt geschossen werden sollte, es sei denn, daß mein altes Glück dies nicht zuließ, oder die geweihte Medaille an meinem Halse selbst mein Ketzerleben beschützte.

Stengel empfahl mir den Advokaten Kusel in Bruchsal zu meiner Vertheidigung. Obgleich derselbe nicht zu denjenigen Advokaten gehöre, welche verpflichtet seien, die Vertheidigungen zu übernehmen, so glaube er doch, daß er es gern thun werde, da mein Prozeß der interessanteste sei, der bis jetzt vorgekommen. Ich muß gestehen, mich interessirte er auch mehr als jeder andere.

Ich hatte indessen wenig Hoffnung auf den glücklichen Ausgang desselben und das aus mancherlei Gründen. Es waren Leute erschossen worden, die weit weniger Antheil an der Revolution genommen hatten als ich; ferner war ein an mir gegebenes Beispiel weiter tragend als bei den meisten Andern, da ich durch meine schriftstellerische Wirksamkeit in einem größeren Kreise bekannt war; endlich war ich einst

preußischer Officier gewesen, wurde als solcher und als abtrünniger Edelmann doppelt strafwürdig befunden und schließlich stopften, wenn man mich todtschoß, die Kugeln einen unbequemen Mund, und dann zu allerallerletzt, obwohl ich es zuerst hätte anführen sollen, saßen in dem badischen Standgericht Preußen als Richter. Es war das äußerst witzig, pickelhäubisch-spitzig, ausgedacht, und da die Gerechtigkeit bekanntlich blind ist, so konnte sie die Ungerechtigkeit dieser Maßregel nicht sehen, obwohl behauptet wird, daß sie bei dieser ganzen Todtschießerei ihre Binde sehr gut zu verschieben wußte, wenn Merkur oder ein anderer Vetter sie am richtigen Flecke kitzelte.

Es scheint mir hier am Platz ein Wort über diese Standgerichte zu sagen. Sie sind von vornherein ein testimonium paupertatis, welches die Gesetzgebung eines Landes sich ausstellt; allein da alle menschlichen Institutionen unvollkommen sind, so wollen wir es hingehen lassen, daß außerordentliche Zustände außerordentliche Abweichungen von den Landesgesetzen rechtfertigen. Standgerichte mögen eintreten, wenn Gefahr im Verzuge ist und das mag man während einer Revolution als Factum annehmen. Hätte man die in Mannheim und an anderen Orten gefangen genommenen Insurgenten sogleich standgerichtlich behandelt, so war das nichts ungewöhnliches; allein man hütete sich wohl das zu thun, und erließ vielmehr Proklamationen, welche unter gewissen Bedingungen Verzeihung versprachen. Mit dem Fall Rastatts war aber die Revolution unterdrückt; die alte Regierung hatte vollständig gesiegt und es war durchaus keine Gefahr im Verzuge, die alten Gesetze reichten vollkommen hin, die Angeklagten zu bestrafen und das Standgericht wurde unter solchen Umständen nicht nur unnütz, sondern es war eine offenbare Verhöhnung der Gesetze. War es aber

recht, die politischen Verbrecher nach Unterdrückung der Revolution standgerichtlich zu behandeln, so mußte es mit Allen geschehen, was aber nicht der Fall war. Ueberdies waren die Standgerichtsgesetze auf ganz ungesetzliche Weise erlassen, und die nachträgliche, unter dem Schutz preußischer Bayonnete erfolgte Bestätigung derselben, durch die unter dem Schutz derselben Bayonnete freierwählte Kammer war ein Spott.

Doch abgesehen von der Ungesetzmäßigkeit und der Unnothwendigkeit dieser Standgerichte nach der Uebergabe von Rastatt, waren sie auch durch ihre Zusammensetzung eine Verletzung der ersten Elemente des Rechts, die als gültig anerkannt werden, sobald die Völker nur über das ABC der Civilisation hinaus sind.

Die „Standgerichtsgesetze" waren vielleicht ursprünglich nur zur Abschreckung abgefaßt; denn als Gesetze betrachtet, auf die ein wirkliches Gerichtsverfahren begründet werden sollte, waren sie gradezu wahnwitzig. Nach ihnen konnte jede darin als revolutionär bezeichnete Handlung, ja selbst das Helfen am Bau einer Barrikade, mit dem Tode, oder zehnjähriger Zuchthausstrafe bestraft werden. Mehr als Dreiviertel der Bevölkerung Badens hatten sich eines der mit solchen Strafen bedrohten Verbrechens schuldig gemacht.

Zur Auslegung und Anwendung dieser mehr als drakonischen Gesetze wurden nicht unbetheiligte Personen, sondern fremde Soldaten berufen, die erbittertsten Feinde der Angeklagten, deren schon sehr hochgesteigerter Parteihaß durch die letzten Kämpfe mit denselben — (die darin erschlagenen Todten waren kaum unter der Erde und die erhaltenen Wunden noch frisch) noch weit glühender ange-

facht war. Unter diesen Umständen war das ganze standgerichtliche „Rechtsverfahren“ nichts als eine Farce.

Das badische Standgericht bestand aus einem preußischen Major als Präses; einem Hauptmann, einem Premier- und einem Secondelieutnant, einem Feldwebel, einem Unterofficier und einem Gemeinen, sämmtlich von den Regimentern, die uns wenige Tage vorher im Felde gegenüber gestanden hatten. Wie diese Richter die Standgerichtsgesetze auffaßten und wie sie sich derselben bedienten, beweist die Hinrichtung von Elsenhans. Gegen die Urtheile dieses Standgerichts fand kein Rekurs, keine Revision der Akten statt; ja der Landesherr verlor ihnen gegenüber das Recht der Begnadigung!

Der Leser wird begreifen, daß ich diesem Gerichte gegenüber keinen Schimmer von Hoffnung für mein Leben haben konnte. Ich lebe sehr gern und wenn ich auch kein Feigling bin, so dränge ich mich doch keineswegs zu einem nutzlosen Märtyrium. Mein Tod wäre für die Sache, der ich mein Leben geweiht, in jenem Augenblicke ganz nutzlos gewesen; der wichtigerer Männer ging spurlos vorüber. Durch den Besuch meiner Frau traten die Pflichten, die ich gegen sie hatte, anfordernder hervor; der jedem Geschöpf innewohnende Trieb der Selbsterhaltung machte sich mehr geltend als bisher und ließ mich auf Mittel denken, dem Tode zu entgehen. Es konnten nur Mittel sein, die sich mit meinen Ansichten von Ehre vertrugen. Der Gedanke an eine Flucht wurde nicht mehr so entschieden zurückgewiesen und ich fing an ihn zur Ausführung zu bringen; es reizte mich wenigstens, die Mittel dazu in meiner Hand zu haben. Von den Plänen meiner Frau wußte ich nichts.

Ich bemächtigte mich beim Spaziergange im Hof eines Fensterhakens und machte mir daraus mit großer Kunst und

noch mehr Geduld einen Schlüssel, wobei ich kein anderes Werkzeug anwandte als Sandstein. Dieser Schlüssel schloß bald das Schloß meines Gefängnisses einmal herum und es bedurfte nur einer kleinen Veränderung, hoffte ich, ihn zum vollständigen Oeffnen des Schlosses zu vervollkommnen. Im untern Stock, grade unter dem Lokal, in welchem sich hundert Soldaten befanden, war eine große Kasematte, in der einige Geschütze standen. Gelang es mir, Abends in diesen Raum zu kommen, so war meine Flucht leicht, denn durch die vermittelst nur angelehnter Gitter verschlossenen Kanonenschießscharten konnte man bequem hinaussteigen. Freilich standen zwei Schildwachen vor dem Gebäude; allein man konnte sie durch die kleinen Schießscharten stets beobachten und einen Augenblick wahrnehmen, wo sie plaudernd an dem zurückliegenden Thore der Bastion standen. Das Gehen eines Menschen so nahe dem vorspringenden Gebäude fiel aber nicht auf, da die große Straße hart an demselben vorüberführt. Ich hatte mir bereits mein Costüm zurechtgelegt. Mit Stock und Bündel und brennender Pfeife wollte ich hinaussteigen und ganz gemüthlich bei den Schildwachen vorbei zum Niederbühler Thor hinausgehen, oder nöthigenfalls mich die Nacht über im Holzhof verbergen und am frühen Morgen die Stadt verlassen, wo ich dann bald den Rhein erreicht hätte, über den ich geschwommen wäre, da die Passagen besetzt sein konnten. Mußte ich bei Nacht fliehen, so ging ich im Bette der Murg — damals ging es noch — zur Festung hinaus. Man vermißte mich erst nach sieben Uhr Morgens. Ein Passirschein für das Thor wäre nicht schwierig zu erhalten gewesen.

In dieser Zeit brachte mir der Platzmajor, Lieutenant von Münchhausen, ein Schreiben des Generals von Gröben aus Carlsruhe, in welchem es hieß: „Mein Ihnen gegebenes Ver-

sprechen, Ihrer zu gedenken, wenn die Kapitulation pünktlich gehalten werde und die Uebergabe ohne Störung vor sich gehe, habe ich treu und gewissenhaft bereits am 31. Juli erfüllt.“ Außerdem ließ mir General von Coelln am andern Tage noch sagen, Graf Gröben habe ihm aufgetragen, mir mitzutheilen, er habe sich für mich beim Großherzog verwendet und werde es nochmals thun. Herr von Münchhausen bemerkte, dies werde hoffentlich wenigstens zur Folge haben, daß das Urtheil zur Bestätigung nach Carlsruhe verlangt werde. Aus Versehen kam auch das Schreiben Gröben's an den General Coelln in meine Hände, worin dieser angewiesen wird, seine Verwendung für mich dem Präsidenten des Standgerichts mitzutheilen. Ich schrieb diese Nachricht meiner Frau und gab mich wirklich so der Hoffnung hin, daß ich darüber den Gedanken zur Flucht fallen ließ.

Dieselben Gründe, welche mich früher davon abgehalten hatten, walteten noch und verursachten, daß ich die ganze Sache nicht mit rechtem Eifer betrieb; auch hatten wohl die Nachrichten von mißglückten Fluchtversuchen einigen Einfluß darauf. Manche derselben waren freilich sehr ungeschickt angefangen. Fünf Freischärler, die in Fort B arbeiten mußten, flohen am hellen Mittag. Vier wurden auf der Stelle erschossen und den fünften, den man später einholte, traf dasselbe Schicksal. Der Kommandant von Weltzien ließ die Leichen auf Bretter legen, in den verschiedenen Kasematten umhertragen und ihren Kameraden zeigen. Dabei hielt er eine Predigt.

Ich habe hier meine Handlungsweise und deren Beweggründe mit der größten Offenheit dargelegt, obwohl ich ohne besondere Mühe meinen Bekenntnissen sehr leicht eine andere Färbung hätte geben können. — Man hat nur ein Leben

zu verlieren und ſo freudig ich es geopfert haben würde, wenn ich dadurch einen dem Opfer angemeſſenen Zweck erreicht hätte, ſo wenig bin ich geneigt, es wegen des Lobes oder Tadels einiger Perſonen zu opfern, die ſtets gute Sorge tragen, ihr liebes Leben nicht zu verlieren; ich meine die Ausreißer, die mich beſonders von London aus mit ihren elenden Verläumdungen bewarfen, als ich außer Stande war, mich zu vertheidigen.

Dieſe Predigten des Kommandanten waren höchſt ergötzlich; uns Führer verſchonte er damit, er wollte nur die Gewiſſen der Verführten rühren; uns gab er als unverbeſſerlich auf; allein nicht ſelten hörten wir, durch ein im Hofe der Baſtion ſtehendes Gebüſch verdeckt, unſer Lob mit an.

Aergerlicher als die Predigten dieſes martialiſchen Abraham à Sta. Clara waren die Grobheiten einzelner ungebildeter Officiere, die uns bis in die einſame Kaſematte verfolgten. Ein Major, mit waſſerblauen, vorſtehenden Froſchaugen und Falſtaffgeſicht, blieb vor der geöffneten Thür der Kaſematte ſtehen und rief mit flegelhaftem Ausdruck mir zu: „Kommen Sie einmal her!“ Ich ging bis an die Thürſchwelle und ſah ihm ruhig in's Geſicht. Er glotzte mich, ohne ein Wort zu ſprechen, wohl drei Minuten lang an und ging dann fort.

Eines Abends, als wir eben beim Nachteſſen ſaßen, erſchien in der ſich öffnenden Thür ein junger Lieutnant, dem die Kadetteneierſchale noch auf dem Helm klebte; hinter ihm ſtand der wachthabende Unterofficier. Es war ſchon etwas dunkel und Fach ſah ihn nicht, oder glaubte, es ſei der Burſche, blieb daher auf ſeinem Bette ſitzen und ließ ſich nicht im Eſſen ſtören. Dieſer Embryo von einem Militär vermerkte das aber ſehr übel und ſchrie mit ſeiner Kinder-

trompetenstimme: „Herr, können Sie nicht aufstehen, wenn ein preußischer Officier kömmt?“ Und als er sich zum Gehen wandte, sagte er zum Unterofficier: „Wenn die Kanaillen nicht pariren, gleich 'ne Kugel vor'n Kopp! ohne Umstände, gleich 'ne Kugel vor'n Kopp!“ Nach meiner Meinung hätte diesem jungen Menschen etwas anderes auf den dem Kopfe entgegengesetzten Theil gehört. Solche Officiere waren indessen nur Ausnahmen, wie ich zur Steuer der Wahrheit beifügen muß. Die Unterofficiere waren nur fanatisch unter den Augen der Officiere, sonst benahmen sie sich durchschnittlich anständig und oft sehr delikat und die Gemeinen konnte man gar nicht besser wünschen, sobald sie uns nur ein Wenig kennen gelernt hatten. Die Officiere hatten sie durch allerlei empörende Lügen über uns fanatisirt und unter Anderm erzählt, daß wir zwei preußische Gefangene in Stücke geschnitten hätten! Manche Truppentheile, erzählten die Soldaten, weigerten sich nach Baden zu marschiren und man mußte sie dazu zwingen; ja einzelne Compagnien seien entwaffnet und nach Preußen zurückgeschickt worden.

In der zweiten Woche des Septembers reiste meine Frau abermals nach Rastatt und nahm alles mit, was sie zu meiner Flucht erforderlich hielt. Sie stieg in dem kleinen Gasthof ab, wo man sie vorher so freundlich aufgenommen hatte und ging gleich zu General von Coelln. Dieser sagte jedoch, daß er grade jetzt eine Zusammenkunft mit mir nicht gestatten könne, da mein Standgericht bereits auf Sonnabend den 15. September festgesetzt sei; doch versprach er, daß es ihr gestattet sein solle, mich nach dem Urtheilsspruch zu sehen. —

Es schien meiner Frau wichtig, mir die Nachricht mitzutheilen, und für vier Kronenthaler fand sie Jemand, der

mir ein Zettelchen überbrachte und die Antwort mit zurücknahm. Mit Geld hätte meine Frau damals sehr viel ausrichten können; allein ihre Mittel waren beschränkt und diese Reise ꝛc. kosteten viel. Zum Unglück war mein Schwiegervater durch einen Associé in einen Prozeß verwickelt worden, der ihm für den Augenblick all seines Einkommens beraubte, so daß von dieser Seite keine Hülfe geleistet werden konnte und von der demokratischen Partei wurde keine geboten. —

Es kam meiner Frau nun sehr darauf an, den Advokaten kennen zu lernen, der mich vertheidigen sollte und sie stellte zu diesem Ende Erkundigungen an, die indessen lange erfolglos blieben. Endlich erfuhr sie dessen Adresse und reiste augenblicklich nach Bruchsal ab, um mit dem Obergerichts-Advokaten Kusel Rücksprache zu nehmen. Dieser war auch so eben von Rastatt gekommen. Es war dies Mittwoch Abend. Er hatte sich noch nicht zu meiner Vertheidigung entschlossen und die Akten noch nicht gelesen, was er jedoch in der Nacht thun wolle. Er ersuchte meine Frau am andern Morgen mit ihm auf dem Bahnhof zusammenzutreffen. Dort gab er ihr den Rath, nochmals zu Graf Gröben zu gehen und womöglich zu bewirken, daß ich vor ein preußisches Gericht gestellt würde. Das sogenannte badische Standgericht hatte sich freilich so hart gezeigt, daß jedes andere erwünschter sein mußte.

Graf Gröben antwortete meiner Frau, daß ich vor kein preußisches Gericht gestellt werden könne; das habe ich ja selbst unmöglich gemacht — (und ich bin sehr froh, daß ich es gethan). — Er wolle thun, was er könne, allein er könne nichts versprechen. „Vertrauen Sie auf Gott!“ schloß er endlich, aber meiner Frau klang dies förmlich wie ein Hohn und sie sagte mit einiger Heftigkeit: „Wie können Sie mich

auf Gott verweisen, wenn das Schicksal meines Mannes von einem Zuge Ihrer Feder abhängt!“ —

Sie ging nun auch zu dem badischen Kriegsminister, Oberst von Roggenbach. Als derselbe sie empfing, hatte er Mühe, seine Thränen zu unterdrücken und sagte: „Ich stehe so eben vom Krankenbette auf, auf welches mich der Kummer über all den Jammer geworfen hat. Wir haben nicht gedacht, daß die Sache eine solche Wendung nehmen würde. Jetzt haben wir verfügt, daß wenn die Todesurtheile nicht einstimmig, vorher bei uns angefragt werden müsse, damit wir im Stande sind, Begnadigungen eintreten zu lassen. Richten Sie darauf Ihre Hoffnung.“

In Rastatt traf meine Frau im Gasthof zu den drei Königen mit Dr. Kusel zusammen; dieser rieth ihr nach Mannheim zu gehen und dort Entlastungszeugen für mich aufzusuchen. Sie reiste also wieder dorthin und wurde in ihren Bemühungen von Freunden unterstützt. Sie fand auch einige Personen, die für mich günstige Aussagen machten und dieselben auch unterschrieben; allein sie fand keinen Notar, welcher bereit gewesen wäre, diese Unterschriften als richtige zu bestätigen. — Sie wandte sich auch an den Gastwirth zum europäischen Hof, der Gelegenheit genug gehabt hatte, mich während der Beschießung von Ludwigshafen zu sehen, wobei ich sein Haus nicht mit Truppen besetzte — obgleich es durch seine Lage dazu ganz besonders geeignet war — einzig, um nicht die preußischen Kanonenkugeln gegen dasselbe einzuladen. Der Mann, der wahrscheinlich die Angst, die er gehabt, noch nicht vergessen, hatte jedoch die Rücksicht vergessen, die ich ihm gezeigt und schrie meine Frau wie besessen an: „Wie, ich soll günstig für Ihren Mann zeugen? Sein Sie froh, daß ich nicht gegen ihn als Zeuge auftrete; denn das war ja gar kein Mensch, das war ja ein

wahrer Teufel. Das war ja der Schlimmſte von Allen! Immer lief er mit ſeinem Perſpectiv herum und befahl wohin geſchoſſen werden ſollte und wo ſich nur ein paar Pickelhauben ſehen ließen, ſchickte er eine Kanonenkugel dazwiſchen!“ — Der Oberkellner dagegen hatte ein weicheres Herz und verſprach für mich als Zeuge aufzutreten. Er hielt denn auch ſein Wort und ich mußte ſehr lachen, als er erzählte, ich habe im Gaſthofe immer gegeſſen und getrunken, aber er müſſe ſagen, ich habe immer anſtändig und ordentlich bezahlt! — Auch einige Einwohner von Mannheim traten für mich auf und erkannten an, daß ich bei der Aushebung der Volkswehr mit Rückſicht und Schonung verfahren ſei, obwohl ich nur meine Pflicht that und einzige Söhne von Wittwen, die ihre Mütter ernährten, und Leute in ähnlichen Lagen frei gab.

Als ich am 14. eben damit beſchäftigt war, einige Notizen zu meiner Vertheidigungsrede aufzuzeichnen, erſchien mein Anwalt Kuſel in Begleitung eines Officiers. Er befragte mich über einige Punkte und verſprach Nachmittags wiederzukommen, was er auch that. Ich zeigte ihm, was ich von meiner Vertheidigungsrede niedergeſchrieben hatte; allein er war nicht ganz damit einverſtanden. Er meinte, es handle ſich hier nicht um eine Jury, ſondern um ein Standgericht und es komme nur einzig und allein darauf an zu verhindern, daß mir beſtimmte Thatſachen, deren ich angeſchuldigt ſei, bewieſen werden könnten. Es ſei daher ein verkehrter Weg und verlorne Mühe, wenn ich auf das Gefühl der Richter zu wirken ſuche.

Als Juriſt mußte er ſolche Anſichten vom Standgericht haben; allein ich theilte dieſelben keineswegs und hatte im Gegentheil die volle Ueberzeugung, daß die mangelhafte Bildung der Standrichter eine objective Anſchauungsweiſe

gar nicht zuließ, und daß die Richter durchaus nur nach ihrer subjectiven, durch Parteihaß und meine Persönlichkeit influenzirten Meinung urtheilen würden. Officiere dünken sich meistens viel zu weise, als daß sie auf juristische „Spitzfindigkeiten" etwas geben sollten; in meinem Fall war ihnen die Sache sonnenklar, ehe nur der Angeklagte den Mund aufthat. Ich kannte das Wesen der Stand- und Kriegsgerichte besser als Dr. Kusel; ich hatte oft als Richter in ihnen gesessen und nicht selten gegen die Art und Weise derselben geeifert. Wie Stand- und Kriegsgerichte urtheilen, davon habe ich im ersten Bande ein Pröbchen gegeben, wo ein solches Gericht meinen Freund Sallet wegen eines unschuldigen Aufsatzes zu zehn Jahre Festungsstrafe und Cassation verurtheilte!

Wie oft habe ich es erlebt, daß der Präses, oder die Officiere, die niedern Chargen im Kriegsgerichte bedrohten, weil sie es wagten anderer Meinung zu sein und daß dieselben sich einschüchtern ließen und ihr Urtheil änderten, trotz dem Eide, den sie vor der Verhandlung geschworen hatten. Wenn nun solche Vorfälle schon im gewöhnlichem Lauf der Dinge vorkamen, wo höchstens verletzte Standesvorurtheile influenzirten oder bloße Rechthaberei, um wieviel mehr mußte ich ein Urtheil nach subjectivem Gefühl erwarten, wo die mächtigsten Leidenschaften mir entgegen standen; ich beschloß daher, mit aller Macht und aller mir zu Gebote stehenden Kunst grad' nur auf das Gefühl zu wirken, das Juristische und die Vernunft ansprechende aber hauptsächlich dem Advokaten zu überlassen. Ich hatte um so mehr Grund die allerstärksten Redemittel zu gebrauchen, als ich leider nicht zuletzt das Wort haben konnte und sorgen mußte, daß meine Vertheidigung einige nachhaltige und nicht nur momentane Wirkung äußerte.

Das ruhige und besonnene Wesen meines Vertheidigers machte einen sehr günstigen Eindruck auf mich und ich faßte sogleich großes Zutrauen zu ihm. Er hielt es für nöthig, mich darauf vorzubereiten, daß der Staatsanwalt auf die härteste Strafe antragen werde; das dürfe mich indessen nicht erschrecken, das sei so gebräuchlich. Daß das Standgericht am andern Tage stattfinde, wollte er nicht wissen, vielleicht um mir die Nacht nicht zu verderben; er kannte mich ja nicht. Er hoffte viel von der Verwendung des Grafen Gröben und sie war auch mein einziger Halt, denn ich wußte sehr gut, daß das Gefühl der Richter sehr schwer zu rühren und für sie meine Schuld ganz unzweifelhaft war; hätte ich in dem Gericht gesessen, ich würde mich selbst zum Tode verurtheilt haben, wenn einmal die Standgerichtsgesetze die Norm abgaben.

Gegen Abend waren wir alle im Hof beisammen. Als es Zeit zum Hinaufgehen in die Zelle war, sagten mir meine Unglücksgefährten Lebewohl und wünschten mir Glück. Kinkel kehrte noch einmal zurück und schloß mich bewegt und schweigend an seine Brust. — An jenem Abend war der Befehl gekommen, daß wir kein Licht brennen sollten. Nun war ich schlimm daran, denn ich wollte am Abend meine Vertheidigungsrede völlig niederschreiben. Ich wußte mir indessen zu helfen. Das Fenster wurde mit einem Mantel dicht zugehängt, und das Schlüsselloch, wie es immer geschah, gleichfalls verdeckt. Ich schrieb bis gegen zwölf Uhr, auch noch an meinen Erinnerungsblättern und schlief dann sehr sanft. Ich hatte einen seltsamen Traum. Mir träumte, ich gehe mit einer ungeheuren Fliegenklappe durch das Land und vernichte mit jedem Schlage eine ganze Stadt. Eine kolossale Idee, so komisch sie ist.

„Ahnungsgrauend, todesmuthig“ brach der Morgen des 15. September 1849 an. Die brave Wirthin zu den „drei Königen,“ wo meine Frau zu logiren pflegte, sandte mir zum Frühstück Chokolate und einen Schoppen Markgräfler, um mich für den schweren Tag zu stärken. Fast zugleich damit traten auch die Gensd'armen in mein Zimmer, um mich abzuholen. Der fatale Wagen stand vor dem Thor nebst der gewöhnlichen Bedeckung. Ich kleidete mich so sorgfältig als möglich, zog meinen Uniformsrock, Stiefeln mit Sporen und ein Paar helle Glacéhandschuh an; die Epauletts hatte der Kommandant leider aus meinem Nachtsack zurückbehalten. Ich wollte als Kriegsgefangener erscheinen.

Die Stadt schien mir sehr lebhaft. Alle Leute auf meinem Wege grüßten mich mit traurigem Gesichte trotz der scharf aufpassenden Gensd'armen; ich hatte, ohne daß ich es wußte, mir unter den Einwohnern von Rastatt viele Freunde erworben.

Ich mußte lange Zeit allein in einem Zimmer warten, nachdem ich noch einmal bei dem Untersuchungsrichter gewesen war, den ich bereits im schwarzen Frack und seine Papiere ordnend fand. — Als ich endlich in den Gerichtssaal geführt wurde, fand ich ihn gedrängt voll. Sogar außerhalb an den Fenstern standen die Menschen, die in dem Saale keinen Platz fanden. An der einen schmalen Seite des Saals war der Fußboden um zwei Stufen erhöht. Auf der höchsten Stufe saßen hinter einem Tische die sieben Standrichter. Rechts von ihnen auf einer Rednertribüne befand sich der Staatsanwalt, einige juristische „bottleholders“ neben sich, während neben ihm auf einer ähnlichen Tribüne, aber eine Stufe tiefer, der Verhörsrichter seinen Platz fand. Links von den Richtern, mehr im Vordergrund, saß mit Feder und Papier ein Officier, der wahrscheinlich die Funktionen eines Auditors

versah und das Resumé der Verhandlung den Standrichtern, in's Preußische übersetzt, vortragen mußte, wenn sie sich in das Berathungszimmer zurückzogen. Auf der linken Seite, jedoch vor der Gallerie, welche die Erhöhung abgrenzte und auf dem Fußboden des Saals, stand die Tribüne des Vertheidigers. Links von ihm auf der Bank der Angeklagten saßen ich und zwei Gensd'armen mit geladenen Gewehren. Neben dem Eingang zu der Erhöhung stand ein Tisch, an welchem ein Gerichtsdiener saß. Die Belastungszeugen nahmen die ganze erste Reihe der Zuschauer ein; ihre Gesichter waren mir meistens bekannt.

Der Staatsanwalt beschuldigte mich sofort sämmtlicher Sünden, die im Standrechtspreiscourant verzeichnet waren und trug darauf an, mich todtzuschießen. Als er nun aufgefordert wurde, dieses kuriose Verlangen zu begründen, that er dies mit dem Tone eines Menageriewärters auf der Messe: „Hier, meine Herren, sehen Sie den bengalischen Königstiger. Während Sie bis jetzt nur kleineres, untergeordnetes Raubzeug betrachtet haben, kommen wir nun zu dem allergefährlichsten der ganzen Gattung ꝛc." Ja, er machte mir das Kompliment, er schenkte mir die Ehre, mich für einen sehr gefährlichen Menschen zu erklären, für das Kabinetsstück der ganzen Sammlung von Hochverräthern, die man bisher verurtheilt. Nach ihm war ich einer der geheimen Urheber der Revolutionen, denen man so lange vergeblich nachgestellt hatte. Die närrischen Leute kommen mir vor wie ein Zerstreuter, der seinen Hut sucht, den er — auf dem Kopfe trägt!

Die ganze Rede war gemein, roh und plump, wie mit der Holzaxt zugehauen und entsprach der äußern Erscheinung des Redners vollkommen. Derselbe gefiel sich in Ausfällen gegen meine Person und Kusel schob mir ein Zettelchen zu,

worauf er geſchrieben hatte: „Dieſe Perſönlichkeiten ſind mir lieb.“ — Mir waren ſie gleichgültig.

Kuſel hatte mir geſagt, daß ich meine Vertheidigung erſt nach dem Zeugenverhör vorzubringen habe; als mich daher Herr v. Stengel aufforderte von meinen Lebensumſtänden etwas Näheres anzugeben, dachte ich keineswegs, daß meine Vertheidigung daran geknüpft ſei. Ich ließ daher Manches ungeſagt, was ich für dieſe aufſparen wollte, bis ich endlich merkte, daß ich mitten darin war. Nun mußte ich die Ordnung meiner Rede umkehren und froh ſein, daß noch ein leidliches Ganze daraus wurde. Es war ein Glück, daß ich Tags zuvor dieſe Vertheidigung flüchtig niedergeſchrieben hatte; dadurch war ſie mir ſo gut im Gedächtniß geblieben, daß ich das während einer Rede ſtets gefährliche Experiment des Verſetzens und Umkehrens mit ziemlicher Leichtigkeit bewerkſtelligen konnte.

Im Sprechen war ich warm geworden; allein ich redete ſehr bedächtig und wog jedes Wort; es iſt ein ſeltſames Gefühl, gewiſſermaßen von der Art wie man die Worte ſetzt, ſein Leben abhängig zu wiſſen! Ich fühlte, was ich ſagte, denn vor meinen Augen ſtand mein armes, troſtloſes Weib, welches wenige Häuſer entfernt die Entſcheidung meines Schickſals abwartete; allein dennoch ließ ich mich nicht hinreißen, ſondern behielt den Kopf oben und ſtrebte nach Wirkung; ſo ungefähr muß, denke ich mir, ein guter Schauſpieler fühlen. Ich ſprach faſt zwei Stunden und glaubte zu bemerken, daß meine Rede dieſen Zweck erreichte, wenigſtens bei den Zuhörern, die meiſtens Officiere waren; endlich ſchloß ich:

„Meine Herren Richter, Sie bekleiden ein göttliches Amt! Möchte nicht nur ein Strahl göttlicher Weisheit, ſondern auch göttlicher Milde in Ihre Herzen fallen. —

Richten Sie mich, wie Sie wünschen, einst vor dem Richterstuhl des Allmächtigen gerichtet zu werden!"

Als es an die Vernehmung der Zeugen kam, wurde gefragt, ob sie vereidigt werden sollten? Der Staatsanwalt verlangte es nicht, allein mein Anwalt bestand darauf und so geschah es. Bei diesem Zeugenverhör stellte sich der merkwürdige Umstand heraus, daß mehr als die Hälfte der Belastungszeugen sich in Entlastungszeugen verwandelten, zum großen Aerger des Staatsanwalts, der seinen Verdruß deutlich genug zeigte und die Zeugen durch arglistige Fragen irre zu leiten suchte, was ihm jedoch sofort von meinem Anwalt abgeschnitten wurde. Es kam hauptsächlich darauf an zu beweisen, daß ich bei der Beschießung von Ludwigshafen das Kommando geführt habe, was durch einigermaßen geschickte Fragen leicht hätte konstatirt werden können, denn die Zeugen waren meistens Artilleristen, die unter meinem Befehl in Mannheim gestanden hatten, sich aber damit begnügten, nicht mehr zu beantworten als mit gänzlicher Unkenntniß militärischer Verhältnisse gefragt wurde. Haase meinte es recht gescheut zu machen und die Sache zu beendigen, als er an die Artilleristen die Frage stellte: „ob ich Feuer kommandirt habe?" — was natürlich verneint wurde; denn das war bei den einzelnen Geschützen Sache des Wachtmeisters oder Lieutenants. Sie sagten nur, daß ich immer mit einem Fernohr nach den Preußen hinüber gesehen hätte, und das konnte der Staatsanwalt leider nicht todtschießenswürdig finden, obgleich die Officiere im Parterre — das Ganze war ja nur eine Komödie — sich mit bedeutenden Blicken ansahen. In Mannheim, bei dem Prozesse des Hauptmanns Stöck, hatten die Artilleristen, um seine Schuld zu erleichtern, mir desto mehr aufgebürdet, da unglücklicherweise in einer Zeitung stand: ich sei mit meiner Frau in der Schweiz angekommen.

Nun sahen die Leute ihren Befehlshaber lebend — auf der Armsünderbank; das änderte die Sache. — Genug, die beiden Hauptpunkte der Anklage: daß ich die Beschießung von Ludwigshafen befehligt und die Uebergabe von Rastatt verhindert habe, konnten mir nicht bewiesen werden.

Jedermann hielt den Staatshaasen für geschlagen und er selbst mußte wohl seine Schwäche fühlen, da er zu so schönen und lobenswerthen Mitteln griff, als er wieder das Wort nahm. Er sagte, es sei wunderbar, daß ich überall nur als Zuschauer dabei gewesen sein wolle. Was davon zu halten sei, habe man aus dem ironischen Lächeln abnehmen können, das bei dieser Aussage meinen Mund umspielt. Schließlich bemerkte er, wenn die Richter mich nicht verurtheilten, man sagen werde, sie hätten mir als ihrem Landsmann durchhelfen wollen. — Pfui Haase! — Darüber erhob sich ein allgemeines Gemurmel des Unwillens unter den Zuhörern und mein Anwalt fiel dem Ankläger schnell in die Rede: „Nein, im Gegentheil, man würde eher sagen, sie hätten ihn verurtheilt, weil er ihr Landsmann ist.“ —

Weshalb im Laufe der Verhandlung mein Anwalt mit dem Ankläger an einander gerieth, das weiß ich nicht mehr; allein letzterer bließ seine Backen auf, wurde roth im Gesicht wie ein Truthahn und sagte, daß er im Namen des Staates dastehe und den Präsidenten ersuche, Herrn Kusel zur Ordnung zu rufen, was dieser auch gehorsamlichst that.

Die Vertheidigungsrede meines Anwaltes, dem ich schon sehr viel Material vornweg genommen hatte, war klar, scharf und warm. Er sprach ganz ausgezeichnet und der Eindruck, den seine Rede hervorbrachte, war ein sehr günstiger. Ich habe nicht behalten, was er Alles sagte, denn ich studirte die Gesichter der Richter und war zerstreut; ich hörte nur, daß.

er unter Anderm meinte, man müsse doch mit diesen Blutscenen endlich einmal enden und Milde walten lassen; man möge bei mir den Anfang machen. Dann bezog er sich auf das Schreiben des Generals von Gröben, welches er auf den Tisch der Richter niederlegte. Mit hämischem Ausdruck und arroganter Manier, welche die Officiere beleidigte, bemerkte der Staatsanwalt schnell: „Allerdings habe General von Gröben seine Verwendung eintreten lassen, dieselbe habe jedoch keine Berücksichtigung gefunden.“ Das war allerdings „a settler“ für meine Hoffnungen und ich gab keinen Schuß Pulver mehr für mein Leben.

Während der Rede meines Anwalts hatte ich, wie gesagt, die Gesichter der Richter studirt. Du lieber Gott, in diesen Gesichtern war überhaupt nicht viel zu lesen, am allerwenigsten Erfreuliches! — Am äußersten rechten Flügel saß ein blonder, sehr gutmüthig aussehender Unterofficier. Man sah es dem Mann auf den ersten Blick an, daß ihn die Verhandlung sehr langweilte und daß er sie allen gern geschenkt hätte; er schien viel zu gutmüthig, um dem Staatsanwalt seinen so dringend ausgesprochenen Wunsch abzuschlagen, zumal wenn derselbe durch den Wunsch der Officiere im Standgericht und silberne Feldwebeltroddelgedanken unterstützt werden sollte. — Der neben ihm sitzende Secondelieutenant hatte ein verlebtes, interessantes Gesicht; allein die Bewegungen des langen magern Halses, der auf einem langen ausgemergelten Körper saß, und die stechenden Augen, gaben ihm das Aussehen einer Schlange, welche den Kopf hin und her bewegend, nach Beute umherspäht. — Neben dem Secondelieutnant saß der Hauptmann, auf der Brust das goldene Kreuz, das Zeichen, daß der Besitzer bereits seine silberne Hochzeit mit Frau Kamasche gefeiert hatte; eine ächte, preußische Hauptmannsphysiognomie. In seinem

Kopfe, schien es mir, steckten nichts Anderes, als das Exercirreglement und die Schuhsolen, das Hosenfutter und sonstiger Plunder seiner Soldaten! — Dann kam der Major und Präsident dieses stattlichen Gerichts, dessen Krone er auch war. Jedem Zug seines Gesichts sah man es an, daß sein Besitzer stolz darauf war, auch nicht eine Spur von Scharfsinn zu besitzen. Unter den Nasenflügeln konnte man jedoch einen Zug unterscheiden, welcher unverkennbar Grausamkeit und Blutdurst verkündete. — Sein Nebenmann zur Linken war der Premierlieutenant. Hätten wir Portrait und Unterschrift gespielt, so würde ich unter dieses Bild geschrieben haben: „Nach so vielem Leiden, reicht mir mal die ꝛc.“ Kurz, eine gewöhnliche Natur; unintelligent, gleichgültig und avancementbedürftig. — Neben ihm saß der Feldwebel; ein Mann finster wie Pluto, mit schwarzem Haar und Bart. Während der ganzen Verhandlung verzog er nicht die Miene, sah nicht einmal vom Tische auf, und nichts verrieth, daß er Theil an der Sache nehme. Es war jedoch Charakter in dem Gesicht, und wenn er nicht aufblickte, so geschah es vielleicht aus Scham darüber, in einer so blutigen Farce mitspielen zu müssen. — Der linke Flügelmann war der Gemeine. Er hatte im Ausdruck des Gesichts außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Major, und wenn man ihm dessen Epauletten aufheftete, so bin ich überzeugt, daß er dessen Functionen ganz ebensogut versehen haben würde, als der Major selbst. —

Ich habe diese Portraits nicht mit großer Liebe zu den Personen skizzirt, allein ich habe auch keine Ursache dazu und gebe sie hier wieder, wie ich sie in jenen Augenblicken zeichnete. Du lieber Himmel, wenn man einen Antrag auf Todtschießen als Brille auf der Nase hat, so erscheinen durch dieselbe gesehen, selbst die Gesichter von Engeln verzerrt. Ich

erkläre hiermit feierlichst, daß ich alle meine Standgerichtsengel für Biedermänner halte.

Die Richter zogen sich in das Berathungszimmer zurück und ich ward aus dem Saal in ein Wartezimmer geführt, wo ein freundlicher Hauptmann, der mich aus dem Kadettenhause kannte, mir durch seine Unterhaltung über die fatale halbe Stunde hinweg half. Die Berathung dauerte sehr lange und der Hauptmann erklärte dies für ein gutes Zeichen, denn wären die Richter einig, so kämen sie stets sehr schnell zurück.

Endlich wurde ich in den Saal zurückgeführt. Die Richter waren noch nicht da. Advokat Kusel sagte zu mir: „Nun, wie das Urtheil auch ausfallen möge, Sie werden es als ein Mann anhören."

Die Richter traten ein; die Gesichter der Officiere sahen erhitzt und verdrießlich, der Feldwebel noch finsterer als früher und die Andern nichtssagend aus. Sämmtliche Anwesende standen. Der Präsident las eine lange Geschichte ab, aus der hervorging, daß man mich all der Sorten von Hochverrath für schuldig fand, deren der Staatshaase mich angeklagt hatte. Gespannt wartete ich auf ein „Indessen"; es kam nicht und der Schluß des interessanten Dokuments lautete: „Mit fünf Stimmen gegen eine zum Tode durch Erschießen und in die Kosten verurtheilt." —

VI.

Das Zuchthaus.

Erstes Capitel.

Die Fahrt durch die Stadt. — Die Todtenkasematte. — Meine Frau. — Ein Bruchstück aus ihrem Tagebuch. — Fluchtpläne. — Ich will nicht — Hoffnungsschimmer. — Bereitschaft zur Hinrichtung. — Abschied von meiner Frau. — Letzte Toilette. — Geisterstimmen. — Sie kommen. — „Wir bringen bessere Nachrichten." — Tagebuch meiner Frau. — Major von Bernigau. — Jean Jansen. — Abschied von ihm. — Ein wichtiger Brief. — Zehnjährige Zuchthausstrafe. — Ein paar Worte über die Capitulation. — Abreise. — Der fromme Wirbeltambour. — Bruchsal. — Gott sei Dank, wir sind „letz." — Das Zuchthaus. — Die erste Nacht. — Mahler und Stöck. — Der Director. — Die Einkleidung. — Der Wollsaal. — Dr. Kaucher. — Knpferberg. — Tagesordnung. — Schlafsaal. — Der Morgen. — Ich spinne. — Meine beiden Nachbarn. — Der Brief an meine Frau. — Folgen. — Eingabe an den Aufsichtsrath. — Glückliche Veränderung. — Zufriedenheit. — Sträflingsglück. — Donner und Blitz! — Im Zellengefängniß.

„Zum Tode durch Erschießen und in die Kosten verurtheilt." — So schloß der Präsident des Standgerichts das Urtheil. Ein leises Gemurmel durchlief die Versammlung; ich fühlte, daß die Blicke Aller auf meinem Gesichte hafteten. Ich war auf den Tod gefaßt; allein jedes lebende Wesen sträubt sich dagegen, und der Ausspruch der Gewißheit trieb mir für einen Augenblick das Blut zum Herzen zurück. Es war das in der That nur ein Augenblick; der nächste fand mich gesammelt; ich würde vielleicht sogar gelächelt haben, wenn nicht der Gedanke an meine arme Frau das Lächeln in der Geburt erstickt hätte.

Ich gab Kusel die Hand und dankte ihm; er drückte sie schweigend. Die Gensd'armen geleiteten mich an den Wagen, der im Schloßhofe hielt. Es war etwa halb drei Uhr Nachmittags. Ich stieg ein und erwartete mit unterschlagenen Armen die Abfahrt. „So bist du denn," dachte ich, „am Ende all deiner Träume, und die Ahnungen, die dich durch das Leben begleiteten, haben dich geäfft; sie waren nichts als Spiele deiner Phantasie. Also hat dich die Natur mit so mancherlei Talenten, mit ungewöhnlichen Kräften begabt, um nur so Gewöhnliches, so Kindisches auszuführen? — War das der Mühe werth, zu leben?" Es bildete sich um den Wagen ein Kreis theilnehmender Neugieriger; allein meine Gedanken schweiften über sie hinaus, sie waren bei meiner Frau, die im Gasthofe zu den drei Königen weilte. O hätte ich ihre Last mittragen konnen; die meinige drückte mich nur ihretwegen. Endlich stiegen die Gensd'armen in den Wagen, die Bedeckung vertheilte sich, und er rollte langsam wie ein Leichenwagen über das holprige Pflaster. Im obern Stock des Gasthofes zu den drei Königen waren die Fenster geschlossen; allein als der Wagen um die Ecke bog, hörte ich aus einem Fenster des Erdgeschosses einen Schrei und sah eine weiße Hand sich mir entgegenstrecken. Ich erkannte die Stimme meiner Frau und bog mich zum Wagen hinaus, um noch einmal — vielleicht zum letztenmal — ihr Gesicht zu sehen; die Gensd'armen rissen mich brutal zurück; der Wagen rollte vorüber.

Man brachte mich nach Fort A, in dasselbe Bermengebäude, in welchem ich mit den heiteren Kameraden die erste Zeit meiner Gefangenschaft verlebt hatte; jetzt wurden hier die zum Tode Verurtheilten bis zur Vollziehung des Urtheils aufbewahrt; auf der Berme, der Wiese, die einst

der Schauplatz der schamlosen Plünderungsscene war, wurden die noch schamloseren Hinrichtungen nun vollzogen.

Es war drei Uhr Nachmittags, Sonnabend den 15. September 1849; da Sonntag keine Hinrichtungen stattfinden sollten, so mußte ich erwarten, um sieben Uhr desselben Abends erschossen zu werden, wie es in solchem Falle zu geschehen pflegte; vier Stunden waren noch mein.

Ueber zwei Drittheile der Kasematte, in welcher ich mich befand, war durch eine hölzerne Pritsche eingenommen, in deren einer Ecke ein zerwühltes Strohlager die Thränen des unglücklichen Schade getrunken hatte, der am Morgen erschossen worden war. Der Gang zum Tode wurde ihm schwerer, als irgend einem anderen der Rastatter Märtyrer, die sämmtlich im Bewußtsein der heiligen Sache, für die sie starben, dem Tode muthig in's Auge blickten.

Der Gefangenwärter fragte mich mit mitleidigem Gesicht und kläglicher Stimme, die mich sonst zum Lachen gereizt haben würde: „ob ich denn noch etwas wünsche, und ob er den Herrn Pfarrer bestellen solle?“ Ich erbat mir Schreibzeug, ein gutes Mittagessen nebst einer Flasche Wein und guten Cigarren; für den Herrn Pfarrer dankte ich; ich verlangte nichts von dem Stolze Nebukadnezars, oder von dem vor der Bundeslade tanzenden David zu hören, womit mich der dortige Pfarrer wahrscheinlich unterhalten haben würde; überdies war mein Geist nicht ermattet; allein mein Körper war erschöpft, denn seit acht Uhr war ich vor dem Standgericht gewesen und hatte selbst mehrere Stunden gesprochen.

Während ich auf der Pritsche sitzend schrieb, fiel mein Blick durch das offene, mit Eisenstäben vergitterte, Fenster auf den preußischen Soldaten, der hier Wache stand. Es war das ein blauäugiger, blonder, rothbäckiger, ehrlicher Junge aus Thüringen, der weinte, daß er schluchzte. Als

er sich bemerkt sah, wandte er sich eilig um und trocknete seine Thränen mit der Rückseite der Hand, ich aber rief ihm zu: daß er keinen Grund habe, sich zu schämen; solche Thränen machten auch einem Soldaten Ehre.

Der Gefangenwärter hatte mir gesagt, daß meine Frau die Erlaubniß erhalten habe, mich vor meinem Tode zu sehen und gleich kommen werde. — Sie war am Freitag Nachmittag nach Rastatt gekommen, wo sie sogleich Dr. Kuse aufsuchte. Dieser konnte ihr keine Hoffnung geben. „Stünde Ihr Mann," sagte er, „vor einem Civilgerichte, dann würde ich mit Bestimmtheit sagen können, daß keine Momente zur Begründung der Todesstrafe vorliegen; allein von dem Standgericht läßt sich das Aeußerste fürchten." Er rieth ihr nach Carlsruhe zu gehen, und sie reiste augenblicklich dorthin ab. Sie ging zu dem Bruder des Advocaten, der dort lebte und Leibarzt des Großherzogs war. Derselbe konnte jedoch nichts thun, die Wünsche meiner Frau zu befriedigen, und sie ging am andern Morgen allein in das Schloß, um den Versuch zu machen, den Großherzog zu sprechen. Niemand fand sich, der den Muth gehabt hätte, die Frau eines Hochverräthers zu begleiten. Die Lakaien und Kammerdiener wagten es nicht, sie zu melden und gingen ihr mit Thränen in den Augen aus dem Wege. Rathlos irrte sie aus einem Zimmer in's andere, bis sie sich nicht mehr zurechtfinden konnte. Endlich sagte ihr ein freundlicher Mann, der ängstlich aus einer Thür guckte, daß der Geheimsekretär des Großherzogs bald kommen würde und zeigte ihr den Weg in ein Zimmer, durch welches er gehen mußte, sie bittend, nichts von dem Rath, den er gegeben, zu sagen. Sie wartete in der entsetzlichsten Angst, die Glockenschläge zählend, zwei volle Stunden, denn sie wußte, ich stand in demselben Augenblicke vor dem Standgerichte. Endlich kam der Erwartete.

Sie beschwor ihn um seinen Beistand, in Worten, wie sie die Angst um das Leben des Gatten einem liebenden Weibe eingiebt; der Geheimsekretär war sichtlich bewegt; allein auch er konnte keinen Trost geben und ebensowenig es auf sich nehmen, sie zum Großherzog zu bringen, der sich überdies des Rechts entäußert hatte, ein übereinstimmendes Urtheil des Standgerichts umzustoßen. Ohne Trost, fast verzweifelnd kehrte sie nach Rastatt zurück. Was sie that und fühlte, werden am besten ihre eigenen Worte schildern, die ich ihrem Tagebuche entnehme.

„Es war halb zwei Uhr Nachmittags, als ich in Rastatt ankam. Die gute Wirthin kam mir freudig entgegen und sagte: „„Es geht Alles gut; Corvin vertheidigt sich selbst und so schön, daß Alle, welche eben aus dem Gerichtssaal kommen, sagen, er werde durchkommen. Die meisten Belastungszeugen haben zu seinen Gunsten ausgesagt; fassen Sie Muth und Hoffnung.“ Ich athmete wieder auf; ich wagte daran zu glauben, daß noch Alles gut enden werde. Da kam mein Bruder Franz. Er war leichenblaß; Otto's Todesurtheil stand auf seiner Stirn geschrieben. „Er ist zum Tode verurtheilt!“ rief ich und laut weinend fiel er mir um den Hals. —

„Er kommt!“ riefen die Leute in der Gaststube und stürzten an die Fenster. Auch ich riß eins auf. Da kam der Wagen, von Soldaten umgeben; Gensd'armen saßen darin und er in ihrer Mitte. Sein trauriger Blick suchte mich, da er wußte, daß ich in dem Gasthause abgestiegen war. Halb besinnungslos fiel ich der Wirthin in die Arme. Aber bald raffte ich mich auf und rief Otto's Namen; es war ein Angstruf aus gefoltertem Herzen. Ich wollte hinaus auf die Straße, da ich glaubte, der Wagen hielte; doch man hielt mich zurück und in einem an Wahnsinn grenzenden

Zustande brachte ich eine halbe Stunde hin; ich rang vergebens nach Fassung. Endlich konnte ich wieder denken und meine Hoffnung klammerte sich jetzt mit ganzer Verzweiflung an den vorbereiteten Rettungsversuch. Ich ging mit meinem Bruder Franz auf mein Zimmer, zog ihm meine Kleider an, scheitelte sein Haar und paßte die Haube und den Hut auf. Er ward dadurch unkenntlich und sah gar nicht auffallend aus; auch hatte das Kleid die gehörige Länge und Weite; Franz selbst zweifelte nicht an dem Gelingen meines Planes. Diese Kleider sollte Otto anziehen und damit nichts fehle, probirte ich sie an meinem Bruder, der mit ihm von fast gleichem Wuchse war.

Gestärkt und angeregt durch die Hoffnung auf das Gelingen meines Plans ging ich zu Otto. Er war bereits in der Kasematte, hinter welcher der Platz ist, auf dem die Hinrichtungen stattfanden. Die Hoffnung, ihn zu retten ließ mich stark bleiben. Das Gefängniß war halb dunkel und nichts darin als zwei Bund Stroh, ein Wasserkrug und ein halbes schwarzes Brod. Otto saß und schrieb Abschiedsbriefe an seine Freunde und an das Volk, für welches er sterben sollte. Als ich in sein Gefängniß trat, kam er mir mit raschen Schritten entgegen. „Muth, Helene, Muth! es muß nun einmal sein," sagte er und drückte mir die Hand. Ich blieb auch stark und sprach mit ihm rasch und viel, um nicht von einer Weichheit befallen zu werden, die bereits Herr über Franz geworden war, der an der Erde saß und weinte. —

Man brachte dem Verurtheilten das Essen, welches ihm die Stadt schickte. Er versuchte es und sagte: „Das ist meine Henkersmahlzeit; laßt doch sehen, was sie mir geschickt haben und ob der Wein gut ist. Nein, er ist nicht gut; ich

will auch nur wenig trinken und für das Essen dank' ich; ich habe jetzt keinen Appetit."

Kaum war der Gefangenwärter fortgegangen, so theilte ich Otto meinen Plan mit. Er wollte ihn nicht billigen. Er habe mit dem Leben abgeschlossen und die Bitterkeit des Todes überwunden; sein Schicksal sei nicht zu ändern.

„Nein, rief ich, das ist nicht der Fall; Du bist nicht einstimmig verurtheilt und Dr. Kusel ist mit Herrn von Stengel nach Carlsruhe gegangen, um eine Umänderung des Urtheils zu erlangen." Ich hatte es auf dem Wege zum Gefängniß erfahren. — „Nein, das ist vergeblich; eine Stimme gegen fünf! Was kann das helfen; es ist nur unnütze Quälerei," sagte Otto und ging mit mir im Gefängnisse auf und ab. Ich wurde nun selbst zweifelhaft und bat den Officier zu mir, welcher die Menschenfreundlichkeit gehabt hatte, mich bei Otto allein zu lassen, da mir doch eigentlich nur eine Unterredung in seinem Beisein gestattet war. Er kam und bestätigte, was ich Otto gesagt hatte, ja er fügte hinzu, da Morgen Sonntag sei, würde er auch an diesem Tage nicht erschossen werden. Ein Tag gehörte also noch uns.

„Nun wollen wir aber auch nichts Anderes denken, als wie Du Dich retten kannst," sagte ich zu Otto, und vor allen Dingen muß Franz fort, damit wir ihn nicht betheiligen."

Der Wagen, welcher mich an das Gefängniß gebracht hatte, hielt noch am Eingang der durch den Hauptwall führenden Poterne. Franz sollte den Wagen wieder zurückschicken und melden, ob er unangehalten an derselben und zum Thore hinausgekommen sei. Der Gefangenwärter brachte mir eine halbe Stunde darauf ein kleines Zettelchen von Franz, auf

welchem mit Bleistift geschrieben stand: „Dr. K. ist nach Carlsruhe — unangehalten durchgefahren.“

Nun ließ ich für Otto Essen aus meinem Gasthof holen und bat ihn zu essen: „Du kannst ja nicht wissen, wie lange Du hungern mußt, wenn Du fliehst.“ Aber er sagte: „Ich will nicht fliehen, ich darf nicht fliehen. — Was soll aus dem Officier werden, der gegen seine Pflicht uns erlaubt, so lange beisammen zu sein? Was aus Dir, die Du den Mißhandlungen erbitterter Soldaten preisgegeben, statt meiner im Gefängniß zurückbleibst?“ So machte er immer neue Einwendungen gegen meine dringenden Bitten. Er wollte nicht fliehen; eine Dame, die ihm noch eine Stunde vor der Uebergabe die Mittel zur Flucht angeboten hatte, sagte mir, daß er es ihr gleichfalls abgeschlagen. Dieselben Gründe, die ihn damals abhielten, verhinderten ihn auch jetzt auf meinen Plan einzugehen. Er wollte lieber sterben, als dem Verdacht der Verrätherei einen Anhalt geben. Das Essen kam. Otto aß Alles auf und trank zwei Gläser Wein. So war es dunkel geworden und mein Herz brach in gänzlicher Trostlosigkeit zusammen. Er will nicht fliehen! — und es war Alles weit günstiger, als ich es mir vorgestellt hatte. —

So vergingen die Stunden und der freundliche Officier kam, um mich abzuholen; doch ich bat ihn, mich bis zum Morgen bei Otto zu lassen, was er auch bewilligte; um fünf Uhr wolle er mich abholen, dann solle der Wagen wieder da sein, mich in die Stadt zu bringen.

Es war sieben Uhr Abends und Otto war glücklich, daß ich noch einige Stunden bei ihm bleiben konnte. Mir war bange zu Muth, doch hatte ich Kraft genug, es ihn nicht merken zu lassen. Ich sprach unaufhörlich von dem Fluchtplan und verzweifelte fast, als er darauf nicht eingehen

wollte. „Ich bin recht angegriffen und müde," sagte er dann, „vielleicht sehe ich später die Sache anders an." Schon um acht Uhr schlief er in meinem Arme ein. Er schlief so fest und ruhig, als schwebe nicht die schreckliche Vollstreckung eines Todesurtheils über ihm.

Mir ward immer ängstlicher und beklommener. Ich hörte jeden Schritt der Schildwachen vor dem Gefängniß und das Ablösen derselben. Die Stunden flogen und doch waren unter den unerträglichen Qualen die Minuten so lang. Plötzlich hörte ich Schritte einiger Personen sich der Gefängnißthür nähern und weckte Otto. Er ging den Kommenden, die in der Dunkelheit hereintraten, entgegen. Es waren zwei Officiere, die ihm mit zagenden Worten leise mittheilten, daß Alles zur Exekution auf halb fünf Uhr bereit zu halten befohlen sei. Ich hörte jedes Wort.

„Das ist hart," sagte Otto, „daß man bei mir eine Ausnahme macht; es soll ja doch am Sonntag Niemand erschossen werden."

„Ja, das glaubten wir auch," erwiederten die Officiere, „allein es ist dennoch so befohlen; doch geben wir unser Ehrenwort, daß wir nichts Näheres bestimmt wissen, daß auch nur der Befehl gegeben ist, Alles bereit zu halten, und wir wollen nur bitten, daß Ihre Frau Gemahlin schon um drei Uhr weggehen möge; wir werden selbst die Ehre haben sie zu begleiten."

„Ich danke Ihnen, meine Herren," sagte Otto, sie wird bereit sein."

Vergeblich würde ich es versuchen, diese Stunden unsäglicher Qual zu schildern, deren Erinnerung niemals aus meinem Gedächtniß ausgelöscht werden kann. Nur das ist gewiß, nie würde ich wieder solche Stunden überleben. Der Gedanke und die Furcht weich zu werden und Otto diese

Weichheit mitzutheilen, machten mich so gefaßt, daß auch nicht eine Thräne meinem Auge entfiel. Wir sprachen unaufhörlich; mein Gatte hielt mich in seinen Armen und sprach mir Trost ein. Ich hatte aber nur einen Gedanken: seine Hand so warm, sein Athem so heiß — und in wenigen Stunden sollte Alles kalt sein — todt — was noch so frisch lebte. Es war entsetzlich und ich glaubte, die Gedanken daran müßten mir Kopf und Brust zersprengen.

Es war noch nicht drei Uhr und schon kamen die Officiere mich abzuholen! — Welche schreckliche Augenblicke! — Otto hielt mich fest in seinem Arm — ich hätte noch manches Jahr mit ihm glücklich sein können! — „Leb' wohl," sprach er mit leiser Stimme, „leb' auf ewig wohl; es ist unabänderlich."

Ich riß mich los, festen Willens seine Qual nicht durch einen längern Abschied zu vermehren; — doch vor der Thür des Kerkers sank ich fast in die Knie; ein Zittern durchbebte meinen ganzen Körper. Ich überwand jedoch auch dies und ging mit den zwei Officieren in die Stadt. Dort klopfte ich bei freundlichen Bürgersleuten an und man öffnete mir. Ich stand an dem offenen Fenster, nachdem die guten Leute sich auf mein Bitten wieder zu Bette gelegt hatten, und schaute allein und trostlos dem dämmernden Todesmorgen entgegen. Ich horchte auf jede Bewegung in der Ferne; mein Körper war ohne alle Wärme, aber ich hatte mein volles Bewußtsein; weinen konnte ich nicht. Meine Gedanken waren bei Otto; ich fühlte mit ihm alle Qualen, die er in diesem Augenblicke zu leiden hatte. Das waren Augenblicke, die ewige Dauer zu haben schienen. Die Glocke schlug ein Viertel, Halb, Dreiviertel; sie schlug Vier Uhr! Jetzt lebt er nur noch eine halbe Stunde — da hörte ich Schüsse —

die Leute im Hause hörten sie gleichfalls — und ich fiel bewußtlos zur Erde.

Dieser Zustand dauerte jedoch nicht lange. Ich dachte bald wieder klar und war ruhiger in dem Gedanken, daß er nun überstanden habe; in der Stunde vorher konzentrirten sich in meiner Brust alle Schmerzen, die ein Menschenherz ertragen kann ohne zu brechen. Da kam Dr. Kusel mit dem Platzmajor, Lieutenant von Münchhausen. Ich stand am Fenster, denn ich erwartete die beiden Officiere, die ich gebeten hatte, bei der schrecklichen Exekution zugegen zu sein; sie sollten mir sagen, wie Otto gestorben sei. Ich ging den Herren auf die Straße entgegen und fragte: „Wie ist er gestorben?"

So weit der Auszug aus dem Tagebuche meiner Frau.

Als diese mich verlassen hatte, bereitete ich mich zu meinem letzten Gange. Ich legte frische Wäsche an, nahm ein kleines Medaillon vom Halse und schnitt mir eine Locke ab. Diese Gegenstände hatte ich zu Andenken für theure Personen bestimmt. Da ich gehört hatte, daß man sich die Augen verbinden müsse, so wählte ich ein scharlachseidenes Tuch. Es war das letzte Andenken, welches ich meiner Frau bestimmt hatte. Wahrscheinlich wurde es von Kugeln durchbohrt und mit meinem Blute getränkt. Ich steckte dann eine Cigarre an und erwartete die Stunde, überlegend mit welchen Worten ich das Leben verlassen wollte.

More are men's ends marked, than their lives before.

Ich weiß es, solche Worte gehen durch alle Zeitungen und werden bis auf spätere Zeiten durch die Tradition aufbewahrt. Ich wollte daher mit Worten aus der Welt scheiden, die meiner würdig wären, wie der heiligen Sache, für die ich starb.

Sagte ich, daß ich auch nur eine Anwandlung von Furcht gehabt hätte, so spräche ich die Unwahrheit. Ich hatte nicht einmal das Gefühl, das ich zu Zeiten momentan im Gefecht oder im Duell empfunden, das der gespannten Erwartung, ob und wo mich die Kugel treffen werde, was ich nicht grade Furcht nennen kann, aber jedenfalls ein unbehagliches Gefühl ist. Hier konnte ich gar nicht in Zweifel sein; die zwölf Spitzkugeln, welche auf mich in solcher Nähe abgefeuert wurden, trafen gewiß und machten meinem Leben jedenfalls sogleich ein Ende. Ich war überzeugt, daß ich nicht einmal Schmerz empfinden würde. Das man Elsenhans mit Bayonetten hatte erstechen müssen, erfuhr ich erst später.

Hin und wieder kam es mir vor, als sei Alles, was mir begegne, nur ein böser Traum, oder als sitze ich mitten in einem Märchen. — Ich weiß nicht, ob es Andern ähnlich geht, doch zweifle ich nicht daran. In größter Gefahr erfaßt mich eine gewisse Freudigkeit, eine Art von Trunkenheit, die ich mit nichts Anderem als mit dem Gefühl vergleichen kann, welches ich als ganz junger Officier empfand, wenn ich in einen Ballsaal voll schöner, geschmückter Frauen trat. Es liegt dem, glaub ich, eine Art Stolz zum Grunde, erhebender Stolz des Bewußtseins, da nicht zu zagen, wo Tausende zittern. In solchen Augenblicken ist mir selbst der Humor nicht fremd.

Das Aufregende einer Lage, wie diejenige, in welcher ich mich befand, wird jeder begreifen, und leicht erregbare, sensitive Personen werden auch verstehen wenn ich sage, es war mir, als umkreise mich geistiges Weben, als höre ich flüsternde Stimmen nahe meinem Ohr. „Sei doch vernünftig," flüsterte es, „und mache dir nicht so dumme Gedanken! Hoffe! Glaubst du, ich dein Schutzgeist, oder dein

Glück, wie du es nun nennen willst, habe mir so viel Mühe gegeben, dich unbeschädigt durch alle Gefahren zu führen, um dich hier von den Preußen todtschießen zu lassen? — Wo ist dein altes Vertrauen? — War ich nicht immer da, wenn die Noth am größten und gar kein Ausweg mehr vorhanden schien? Hast du mir doch sonst vertraut und schwerfällige Menschen haben dich manchmal deshalb leichtsinnig gescholten, und ich habe dich lieb gehabt wegen dieses heitern Muthes. Sei gleich wieder so leichtsinnig oder ich lasse dich wahrhaftig todtschießen!" — Ich mußte lächeln bei diesen lebhaften Phantasieen und es fiel mir die Stelle aus Faust ein, wo Mephisto sagt:

Wo solch ein Köpfchen kein Ausweg sieht,
Stellt es sich gleich das Ende vor.

„Nun," dachte ich, „mein guter Spiritus familiaris, wenn du mir diesmal aus der Tinte hilfst, dann mußt du es verzweifelt gescheidt anfangen und Zeit hast du auch nicht viel dazu."

Ich dachte nun an meine alte Mutter, an die Lieben, die ferne von mir mit Zittern die Zeitungen in die Hand nahmen, um mein Schicksal zu erfahren. Auch an meinen Stiefpapa dachte ich, den Dichter des Preußenliedes und wie ihm an dem Abend weder Austern noch Rheinwein schmecken würden; es war doch gar zu kompromittirend einen todtgeschossenen Hochverräther zum Stiefsohn zu haben! — Dann dachte ich wieder an meine arme Frau, die in ihrem einsamen Zimmer ihrem gepreßten Herzen durch Thränen Luft machte. Ich dachte an die schöne Erde, an den Frühling, den ich nicht mehr sehen sollte und wünschte mir eine Rose, nach der ich schon am Tage vorher ein Gelüst gehabt. — Endlich dachte ich wieder, was morgen um diese Zeit mit

mir vorgegangen sein würde, und welcher von den Philosophen mit seinen Ansichten über das Schicksal nach dem Tode wohl Recht gehabt haben möchte.

Von der Seelenangst, welche manche Menschen in ihren letzten Stunden empfinden sollen, habe ich auch nicht die leiseste Anwandelung gehabt, und noch weniger das abgeschmackte Gelüst, mich nun plötzlich zu irgend einer Religion zu bekehren — „da man doch nicht wissen könne" — an die ich bisher nicht geglaubt. — Wenn die Geschichte lehrt, daß manche „große Geister" in ihren letzten Augenblicken kleinmüthig wurden und die Grundsätze verläugneten, welche sie ihr ganzes Leben hindurch gelehrt hatten, nun so waren sie eben keine großen Geister, oder ihre Geisteskraft war durch vorhergehende Krankheit geschwächt worden. — Sokrates blieb sich bis zum letzten Augenblicke gleich und — man braucht eben nicht Sokrates zu sein um eben so ruhig zu sterben. — Victor Hugo's „letzte Nacht eines Verurtheilten" mag nichts desto weniger nach der Natur gemalt sein; allein glücklicherweise habe ich eine andere Natur.

Schon graute der Tag, als mich Schritte im Hof aus meinen Gedanken erweckten. „Sie kommen! — Nun lebe wohl Welt, lebt wohl meine Freunde, leb' wohl mein liebes, armes Weib! — Nun, mein Spiritus familiaris?" — „Du bist noch nicht todt!" glaubte ich fast an meinem Ohr zu hören.

Die Thür öffnete sich und der Platzmajor von Münchhausen trat mit einem andern Officier in die Kasematte. Ich ging ihnen entgegen und sagte: „Nun, meine Herren, ist es so weit?" — „Nein, wir bringen bessere Nachrichten!" rief die Stimme des Advokaten Kusel, der in den Mantel gehüllt nun auch in mein Gefängniß trat. Der wackre

Mann war schon um ein Uhr von Carlsruhe zurückgekehrt, hatte aber nicht früher und dann nur durch die eifrige und theilnehmende Gefälligkeit des braven Platzmajors Zutritt zu mir erhalten können. Durch persönliche Bekanntschaften im badischen Kriegsministerium wurden die Schritte, die er in Carlsruhe für mich that, erleichtert und es ihm möglich gemacht, den Kriegsminister noch am Abend zu sprechen, so daß er noch zu rechter Zeit die Nachricht von der Veränderung des Urtheils nach Rastatt bringen konnte. Er hatte dem Frieden gar nicht getraut und gefürchtet, er möchte post festum kommen. Es war damals die Zeit der „Mißverständnisse."

Ich umarmte den braven Mann, dem ich wohl zunächst mein Leben verdankte, von ganzem Herzen und bat ihn, sogleich zu meiner Frau zu gehen und diese aus ihrer Angst zu erlösen. Auch den freundlichen Officieren drückte ich dankbar die Hand. Ich bin überzeugt, sie tragen eine freundlichere Erinnerung durchs Leben, als jene Elenden, die sich bestrebten unser hartes Loos noch durch Hohn und Uebermuth zu verbittern.

Todtgeschossen zu werden ist eine Ueberraschung, auf die man gern verzichtet und so war ich denn im Augenblick auch froh, daß sie mir erspart wurde; indessen war ich ebenso wenig außer mir wie bei Anhörung des Todesurtheils. Es war eine freudige Nachricht, die ich erhielt, wenn ich an meine Angehörigen dachte; allein für mich war sie keineswegs so außerordentlich berauschend; ja, nachdem ich einige Zeit zum Nachdenken gehabt hatte, wurde ich fast mißmuthig, denn statt der plötzlichen Erlösung von aller Qual, hatte ich eine traurige Zukunft im Zuchthause zu erwarten, obwohl es noch nicht ausgesprochen war, in welcher Weise man mein

Urtheil umgeändert hatte; von einer Begnadigung war durchaus nicht die Rede.

Das für den Augenblick vorherrschende Gefühl war jedoch Freude. Die frische Cigarre, die ich mir anbrannte, schmeckte mir weit besser als die, von der ich glaubte, daß sie meine letzte sei. — Lächelnd über die Stimme meines Spiritus familiaris, der mir komische Vorwürfe ins Ohr flüsterte, hing ich meine kugelschützende Medaille von der unbefleckten Empfängniß wieder um den Hals und sah heiter dem Morgen entgegen, der klar und schön aufging. — Nach dem Frühstück kam meine Frau, vor Freude strahlend wie dieser Morgen; ich lebte ja noch und erst mit dem Tod hatte jede Hoffnung ein Ende.

Ich blieb noch bis zum 20. September in der Todtenkasematte; die Erlebnisse in dieser Zeit entnehme ich wieder dem Tagebuch meiner Frau:

„Ich wollte gleich zu Otto hin, doch man hielt mich zurück; ich durfte nicht. Ich schrieb augenblicklich an meinen Bruder, an die Mannheimer Freunde und an meine Schwiegermutter. Um halb sieben Uhr war ich wieder bei Otto, der sehr ruhig war und nicht zeigen wollte, daß er sich freute; er wollte ebenso gleichmüthig die Errettung tragen als das Todesurtheil. Doch ich war froh, ach unendlich froh für ihn, weil er doch das Leben so sehr liebt. Den ganzen Tag über — denn ich hatte es durch Bitten dahin gebracht, daß ich bis Abends spät bei ihm beiben durfte — kamen Officiere und Soldaten an das Eisengitter und gaben ihre Freude über seine Rettung zu erkennen. Es war eine so große Theilnahme wie bei keinem seiner andern Vorgänger; warum, das weiß ich nicht; allein seine Leidensgefährten in den Kasematten wie auch die Gegner nahmen das lebhafteste Interesse an ihm. Ein alter Unterofficier sagte mir, daß

unter den Soldaten in der Kaserne wegen des Todesurtheils große Aufregung gewesen sei, da sie meinen Mann wegen seines guten Benehmens gegen die Besatzung von Rastatt sehr wohl leiden mochten. Er sagte mir auch, daß am Abend zuvor, zu der für die Hinrichtung festgesetzten Zeit, auf dem Hauptwall mehr als tausend Mann Soldaten gewesen wären, obwohl das Betreten desselben mit fünf Tage Arrest bestraft wurde. Er redete sehr geheimnißvoll und wollte nicht mit der Sprache heraus und ich verstand nicht, was er mit seinen Andeutungen meinte. — Die freundliche Wirthin sandte ein sehr gutes Mittagsessen und köstliches Obst und Otto aß mit dem besten Appetit. Wie froh war ich, ihn wieder mit solcher Lust essen zu sehen.

Montag 17. September. Der Commandant hat mir schon gestern eine neue Karte gegeben, die mir der Hauptmann von der Wache auf meine Bitte zurückgab; ja er ließ mich sogar auf seine Verantwortung die ganze Nacht bis heute Abend bei Otto bleiben. Welches Lager auf diesem Stroh, in den kalten, feuchten Gewölben! und so müssen die armen Gefangenen schon Monate lang liegen — und wie lange werden sie noch liegen müssen! Ich habe nicht schlafen können, denn diese Gedanken hielten mich wach, doch Otto, die Leiden des Gefängnisses gewöhnt, schlief sehr fest und gut.

Schon ganz früh kam der Gefangene, welcher seit gestern in der nächsten Kasematte war, an unser Gitter; die Schildwache war gut und erlaubte ihm mit uns zu reden, was strenge verboten war. Es war ein Herr von Bernigau, ehemals preußischer Premierlieutenant aus Cöln, dem Otto ein Bataillon seines Regiments verschafft hatte. Er war krank geworden und in Heidelberg zurückgeblieben, als die Preußen einrückten, denen er sich freiwillig auslieferte! Wie

bleich und elend sah er aus; wie aufgeregt und doch wie entmuthigt sprach er sich aus. Schon vor vier Wochen hatte man ihm sein Todesurtheil verkündet, welches zur Bestätignng nach Berlin abgegangen war. Gegen ehemalige Officiere war man ganz besonders erbittert und hatte den armen, kranken Bernigau allein in eine tiefliegende sehr ungesunde Kasematte gesperrt. Die Menschlichkeit eines badischen Officiers, der dort die Aufsicht hatte, verschaffte ihm die Verlegung in das neue, trocknere Lokal. Wie froh war er, Corvin zu sehen und mit uns reden zu können; wie herzlich nahm er an meiner Freude Theil. Ich machte ihm Hoffnung auf Begnadigung, da es doch gar zu grausam sein würde, nach so langem Zögern das Urtheil vollziehen zu lassen. Am Nachmittag wurde er, mit Rücksicht, auf seine schwache Gesundheit, durch denselben freundlichen badischen Oberlieutenant in ein besseres Gefängniß abgeholt. Er gab mir einen Brief an seinen Bruder, den ich zu besorgen versprach. — Nicht lange darauf wurde er erschossen.

Seine Stelle nahm noch an demselben Nachmittage Jansen ein, der Präsident des Arbeitervereins in Cöln gewesen war. Es war das ein tüchtiger junger Mann, der seinen kecken Muth behalten hatte und ein besonderer Freund und Anhänger von Corvin war. Auch er war schon seit vier Wochen zum Tode verurtheilt und erwartete wie Bernigau, die Entscheidung von Berlin. „Am Anfang," sagte er zu mir, „war es ein garstiges Gefühl, wenn sie Morgens zu mir kamen und mein Gefängniß aufschlossen; ich dachte dann immer: jetzt holen sie dich! — Doch jetzt habe ich mich daran gewöhnt; es ist mir gleichgültig was geschieht, nur an meine arme Braut darf ich nicht denken! Sie war hier, nachdem sie mich überall aufgesucht hatte, aber man hat sie nicht zu mir gelassen." Das sagte er mit gleichmüthigem

Ton; aber man fühlte doch hindurch, wie der Schmerz in seinem Innern wühlte.

Jansen hatte während Bernigaus Krankheit dessen Bataillon übernommen. Dieses, meistens aus Mannheimern bestehend, kehrte nach dieser Stadt zurück, am Tage als die Preußen dort einrückten. Er selbst wollte allein nach Heidelberg reiten, um sich der revolutionären Armee wieder anzuschließen; als er in einem Hohlwege von den Bauern eines benachbarten Dorfes gefangen genommen wurde, welche sich dadurch bei den Preußen einzuschmeicheln dachten, wenn sie ihnen einen gefangenen Insurgentenofficier entgegen brachten. Die Truppen waren damals noch sehr erbittert gegen die Freischärler und Kürassiere, welche Jansen von Schwetzingen nach Heidelberg transportirten, verfuhren barbarisch mit ihm. Mit einer Kette an Hand und Fuß geschlossen mußte er zwischen den Pferden laufen, wozu er mit Säbelhieben angetrieben wurde. Selbst vorübergehende Soldaten stürzten auf ihn zu, ihn zu schlagen. So kam Jansen in Heidelberg an, am ganzen Körper braun und blau und blutend; allein am Kopf hatte er sieben Wunden und das Blut strömte über sein Gesicht, so daß er nicht sehen konnte. Officiere, bei denen er sich beklagte, hatten gesagt: „die Soldaten müßten auch ihren Spaß haben.“ Kaum in einem elenden Gefängniß von diesen Wunden hergestellt, wurde er nach Rastatt gebracht und in eine der ungesundesten Kasematten gesteckt.

Er und Otto erzählten sich den ganzen Tag Erlebnisse aus dem Feldzug. Die Wachen waren gut und ließen uns immer zusammen plaudern. Wir blieben im Gefängniß, Jansen durfte vor dem Gitter stehen; kam ein Officier, so gab die Schildwache ein Zeichen und Jansen ging in dem kleinen Hofe auf und ab, welcher die beiden Gefängnisse trennte.

Dienstag den 18. September. Otto ist so heiter und sein jetziger Zustand in der feuchten Kasematte auf dem Strohlager in meiner Gesellschaft, bei der guten Kost, welche meine freundliche Wirthin alle Mittage schickt, ist ein neues Leben voll Ueberfluß im Vergleich zu den letzt vergangenen Wochen.

Wie hart ist das Loos der armen Gefangenen, die sich schon freuen, wenn eine Schildwache vor ihrem Kerker steht, die mit ihnen redet. Wie schauerlich ist diese Einsamkeit ohne Beschäftigung, ohne Licht, ohne Bücher, ohne Tabak, der den Gefangenen so viel werth ist. Jansen wünschte nur ein wenig Branntwein, da er ohne denselben die grobe Nahrung nicht vertragen könne. Ich habe ihm drei Mal mein Essen und Wein geschickt, was ihm so gut schmeckte und ihn so sehr erquickte. Auch er freute sich über Otto's Erhaltung, der ihn um einige Zeilen der Erinnerung bat, welche ich mitnehmen und als ein theures Andenken aufbewahren will. Jansen schrieb:

„Mein lieber Freund Corvin!

Zum erstenmal sahen wir uns fern von dem heimathlichen Boden als Flüchtlinge; — wir trennten uns, um uns wieder zu finden bei unserer Mutter, der Revolution. — Heute*) abermals scheiden wir von einander; Du gehst weg, um durch Kerkerhaft Deine Treue für die gute Sache zu beweisen, und ich — ich weiß noch nicht, ob ich sie mit meinem Blute werde besiegeln müssen. Doch, sei mir nun Leben oder Tod beschieden, sei versichert, daß unsere Herzen, die Herzen von Männern, die durch gleiches Streben vereint

*) Das Blatt wurde kurz vor meiner Abführung nach Bruchsal geschrieben und ich schalte es hier nur ein.

wurden, durch Nichts können getrennt werden. — Wir wollen gegenseitig des andern Andenken in treuer Freundschaft bewahren. Lebe wohl, mein Corvin! Ich schreibe nicht „auf ewig"; denn vielleicht sehen wir uns im Leben noch wieder. Lebe wohl!

Auf immer
Dein
Jean Jansen."

Die Officiere, welche heut Otto besuchten, machten ihm Hoffnung, daß er für einige Zeit nach Kißlau auf Festung kommen werde. Gebe Gott, daß es wahr sein möge! —

Wie peinlich war es heute, als der Hauptmann du jour mich aus dem Gefängniß abholte. Der Lieutenant von der Wache hatte mir gesagt, ich solle mich versteckt halten, wenn der Hauptmann käme, der sehr strenge sei. Als die Schildwache ihn anmeldete verbarg ich mich auf dem Strohlager und Otto deckte mich mit dem Mantel zu. Der Hauptmann trat in die vordere Abtheilung der Kasematte und sagte:

„Ich habe gehört, daß Ihre Frau hier ist; wo ist sie?"

„Sie schläft," antwortete er.

„Nun, dann wecken Sie sie auf; ich kann nicht gestatten, daß sie länger bei Ihnen bleibt als eine Unterredung dauert, die übrigens im Beisein eines Officiers stattfinden muß; so lautet unsere Verordnung."

Otto mußte nun den Mantel wegnehmen, ich stand von dem Strohlager auf und folgte ganz verlegen dem Hauptmann. Otto sagte mir, es sei derselbe, welcher in dem Standgericht gesessen habe. Ich fürchte mich, eine neue Karte von dem Commandanten zu holen und wieder in die Kasematte zu gehn; ich will es Morgen thun und heute zu Hause bleiben. Meine Wirthin und ihre Tochter sind so gut

und theilnehmend. Sie kennen beide Otto, der oft in dieſem Gaſthof zu Mittag gegeſſen hat. Es thut ſo wohl, gute Menſchen zu finden, wenn man ſo betrübt iſt. Das junge Mädchen freute ſich ſehr, als Otto ihr auf ihren Wunſch, ein Andenken zu beſitzen, ſeine Reitpeitſche ſchickte. — Man ſagte mir, daß der Platzmajor ſeine Stelle als ſolcher verloren habe, weil er, durch Dr. Kuſel dazu veranlaßt, die Nachricht von der Umänderung des Urtheils ohne Befugniß Otto ſelbſt gebracht habe. Vermuthlich wollte man ihm dieſelbe erſt im Augenblick anzeigen, wenn er vor den Gewehren ſtand, oder als blutiger Leichnam auf dem Sandhaufen lag. Es würde nur ein Mißverſtändniß geweſen ſein.

Mittwoch den 19. September. Ruhig und glücklich brachte ich den ganzen Tag mit Otto im Gefängniß zu. Major von Weltzien war ungewöhnlich zuvorkommend gegen mich und hat mir eine neue Karte gegeben, worauf bemerkt war, daß ich ohne die Gegenwart eines Officiers und auf unbeſtimmte Zeit meinen Mann ſehen könne. Die Wachen waren jedoch an dieſem Tage garſtige Menſchen, die uns nicht das Geringſte erlaubten. Ein rothhaariger Kaſſube geberdete ſich ganz wüthend, obgleich ihm Niemand etwas in den Weg gelegt hatte. Er knackte fortwährend mit dem Hahn ſeines Gewehres und ſchien die größte Luſt zu haben, den armen Janſen todtzuſchießen, wenn er ſich an ſeinem Fenſter blicken ließ; und wenn derſelbe ein Wort ſprach, hieß es gleich: „Nicht gemuckſt!“ Als mein Mann in Bezug auf den Gefangenwärter eine Bemerkung machte, fuhr der Kaſſube ihn an: „Sonſt waren Sie Herr, jetzt bin ich's und Sie haben gar nichts zu ſagen!“ Auch auf mich ſchimpfte er auf die pöbelhafteſte Weiſe. Er war jedoch der einzige Soldat, über den ich mich zu beklagen gehabt hätte. —

Morgen wird wieder ein Standgericht gehalten und bei dieser Gelegenheit soll Otto sein umgeändertes Urtheil bekannt gemacht werden. Die Officiere behaupten, daß es auf Festungsstrafe laute und Otto glaubt es nur zu gern. Gott gebe, daß er sich nicht täuscht, denn die Zuchthausstrafe würde ihn mehr erschüttern als zehn Todesurtheile." —

Dem Tagebuche meiner Frau habe ich nur wenig hinzuzufügen. Vor meiner Verurtheilung cirkulirte in den Kasematten das Gerücht, meine Frau habe verschiedenen Personen 20,000, ja 100,000 Gulden geboten, wenn sie mir zur Flucht behüflich sein wollten; ja es wurde erzählt, ich habe die preußische Wache — ich weiß nicht wie viel Mann! — überredet oder bestochen und sei mit derselben nach Frankreich geflohen. Daß meine Frau auch nicht einmal den Schatten jener Summe besaß, brauche ich nicht erst zu versichern.

Meine Erklärung, daß ich kein Preuße sei und die deshalb angestellten Nachforschungen sind die erste Ursache — daß ich nicht erschossen wurde, denn ich gewann dadurch — Zeit. Wäre eine Woche früher Standgericht über mich gehalten worden, so wäre das Urtheil an demselben Abend vollzogen worden; denn der Befehl, nicht einstimmige Urtheile zur Bestätigung nach Carlsruhe zu schicken war erst acht Tage alt und ich der erste, der davon Vortheil zog. Die eine Stimme im Standgericht, die meinen Tod zum Heil der Monarchieen nicht für nöthig hielt, war die des Feldwebels Löhr vom 20. Infanterie-Regiment. Als ich am Vormittag des 20sten Septembers abermals vor das Standgericht gebracht wurde, welches eben einen andern Unglücklichen verurtheilt hatte, vermißte ich in demselben den Feldwebel Löhr, der durch einen andern ersetzt war.

Der übergroße Eifer, den der Staatsanwalt zeigte, trug auch viel dazu bei, daß er sein Ziel verfehlte. Als in späterer Zeit meine Frau es für angemessen hielt, dem badischen Kriegsminister für die Veränderung des Urtheils zu danken, antwortete ihr dieser, „daß sie nicht nöthig habe zu danken; das Urtheil sei auf ungehörige Weise durch den Staatsanwalt provozirt worden und hätte deshalb nicht vollzogen werden dürfen."

Das Todesurtheil war in zehnjährige Zuchthausstrafe verwandelt worden!

Folgender Brief eines Freundes an meine Frau giebt intressante Aufschlüsse über die Art und Weise, wie man verfuhr. Der Brief wurde am 16. September, also einen Tag nach meiner Verurtheilung, geschrieben, von der der Schreiber am 19. noch nichts wußte, als dieser Brief auf die Post gegeben wurde.

„—, 16. September 1849.

„In meinem letzten Briefe, meine theure Freundin, schrieb ich Ihnen, daß ich in Folge des bei mir vorgefundenen Zettels von C. (Corvin) noch einen Versuch machen wolle, in irgend einer Weise für ihn zu wirken. Es mußte dies auf einem indirecten Wege geschehen, und ich habe deshalb mit dem Baron *** gesprochen, dessen Namen Sie von mir wohl schon früher gehört haben. Er steht in unmittelbarer Verbindung mit den Leuten, die nach unserer Meinung in Corvin's Angelegenheiten entscheidend eingreifen können. Allein leider eröffnete er mir Folgendes: Es habe schon kurz vor der Einnahme von Rastatt der Prinz von Preußen Verordnungen getroffen, die ihn der in seiner Stellung als Thronfolger doppelt unangenehmen Nothwendigkeit entheben mußten, auf Gnadengesuche, die er von vielen Seiten unter dringenden Motiven erwartete, einen abschläg-

lichen Bescheid zu geben. Eben dieser unangenehmen Nothwendigkeit wollte sich auch der König entziehen und deshalb wurde von Beiden eine jede Einmischung in die kriegsgerichtliche Justiz ganz entschieden abgelehnt, indem man dem General von Hirschfeld als Commandirenden des Armee-Corps die Verpflichtung auferlegte, die Erkenntnisse des Kriegsgerichts gegen preußiche Staatsbürger zu bestätigen, in zweifelhaften Fällen aber die Entscheidung des Berliner Kriegs-Ministeriums aufzurufen. Für Badenser und Ausländer aber wurde die Entscheidung in zweifelhaften Fällen dem badischen Kriegs-Ministerium übertragen. Dies Alles war schon vorher bestimmt und daher wohl der Ausspruch des Obersten, mit dem Sie bei der Prinzessin sprachen: daß Alles umsonst sein werde. Als mir Baron *** dies vor einigen Tagen sagte fügte er hinzu, daß eben deshalb von Seiten des Prinzen von Preußen in dieser Sache umsoweniger etwas geschehen könne, als Corvin nicht einmal Preuße sei. Nur von Seiten des badischen Kriegs-Ministeriums sei also eine Einwirkung auf Corvins Schicksal möglich, allein dies auch nur dann, wenn sich in dem Urtheile irgend ein Formfehler oder ein sonstiger Verstoß vorfinde, und sebst dies nur dann, wenn das Todesurtheil nicht einstimmig erfolge, weil sonst die Execution nicht aufgehalten werden könne. Es käme also ganz allein darauf an, daß ein etwaiges Todesurtheil durch irgend einen Formfehler und Nichteinstimmigkeit zur Bestätigung dem Badischen Kriegs-Ministerium vorgelegt werden müsse. Dafür könne man natürlich nicht wirken und müsse dies rein dem Zufalle überlassen. Träte indeß dieser Fall ein, so ließe sich am Ende etwas dafür thun, daß eine Verwandlung der Todes- in zehnjährige Zuchthausstrafe stattfinde. Er selbst sei zwar mit dem Badischen Kriegs-Ministerium nicht bekannt; allein er kenne einen höheren Officier

in Carlsruhe, der beim Kriegsminiſter Geltung habe. Er wolle ſogleich denſelben auf das Vorkommniß aufmerkſam machen, damit, wenn jener Fall eintrete, das Nöthige gethan werden könne. — Ich geſtehe zwar, daß ich mir von dieſem Wege einen beſondern Erfolg nicht verſpreche; allein leider iſt er der einzige, der uns übrig bleibt. — Daß die Strafen der Hauptbetheiligten ſchon im Voraus beſtimmt ſind, wie ich immer vermuthete, weiß ich jetzt gewiß. Allein nicht die eigentlichen Richter werden dazu inſtruirt, ſondern nur der Staatsanwalt. Er bekommt den Auftrag, auf was er antragen ſoll, und man verläßt ſich auf die bei Kriegsgerichten gemachten Erfahrungen, daß die Beiſitzer faſt immer dem Antrage gemäß erkennen. Es kommt indeſſen auch wohl vor, daß Einer oder der Andere von dem Antrage abweicht, und dies iſt oft entſcheidend, weil nach einer neuern Verfügung, wie ich in den Zeitungen leſe, nur die einſtimmig gefällten Urtheile ſofort vollſtreckt werden ſollen. Das war früher nicht der Fall, und ſo wird denn jetzt die Vertheidigung etwas wichtigeres, als ſie ſonſt war. Corvin ſoll ſich aber bei der Vertheidigung nicht von juridiſchen Auseinanderſetzungen leiten laſſen; — das iſt der Gewalt gegenüber lächerlich, — ſondern ſoll einfach auf das Gefühl der Richter zu wirken ſuchen. Vielleicht daß ſich doch der Eine oder der Andere beſtimmen läßt, von dem Antrage des Staatsanwaltes abzuweichen."

Man iſt in Berlin darüber empört geweſen, daß ich mich über Nichthalten der Kapitulation und der mir für die Beſatzung gemachten Verſprechungen beklagt habe, ja man hat mich der Undankbarkeit beſchuldigt. — Ich habe den Vorgang der Sache treu und gewiſſenhaft in dieſen Blättern erzählt und das Publikum mag urtheilen, ob ich ein Recht gehabt habe mich zu beklagen oder nicht. — Ich zweifle

nicht im Entferntesten daran, daß General v. d. Gröben es mit seinen Versprechungen ernstlich und aufrichtig gemeint und daß er Alles was in seinen Kräften stand gethan hat, sie zu erfüllen; ich bin ihm persönlich dankbar für seine Verwendung für mein Leben; allein das kann mich nicht verhindern als meine Meinung auszusprechen, daß man uns behandelte, wie es ein loyaler Feind nach einer Kapitulation nicht thun durfte.

General v. d. Gröben konnte allerdings nicht mit Bestimmtheit versprechen, daß seine Verwendung bei dem Großherzoge von Erfolg sein werde; allein er mußte wissen, ob er berechtigt war, überhaupt eine Kapitulation abzuschließen. Er that es und betrachtete uns dadurch als Kriegsgefangene; darüber hatte ich gar keinen Zweifel und zum Ueberfluß hörte ich es aus dem eigenen Munde des Commandanten. Daß Graf Gröbens Unterschrift unter der Kapitulation fehlt, wird gewiß von ihm nicht geltend gemacht werden, denn er schrieb ja eigenhändig und in meiner und des armen Biedenfelds Gegenwart das Original derselben nieder, welches augenblicklich aus dem Zelt hinausgereicht und auf der Stelle mehrmals kopirt wurde.

Kriegsgefangene, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben, konnte man, — wenn man die Versprechungen milder Behandlung mißachten wollte — erschießen oder auf Festung schicken; sie aber als Verbrecher zu behandeln, sie einem seltsam zusammengeflickten Blutgericht zu übergeben und nach eigens für den Fall, nachträglich gemachten, willkürlichen Gesetzen zu richten und zum Theil in die Zuchthäuser zu sperren, also eine „entehrende“ Strafe über sie zu verhängen, war eine vielleicht zu rechtfertigende Handlungsweise, aber gewiß keine, die sich durch ihre Ehrlichkeit auszeichnet.

Am Nachmittage des 20sten Septembers wurde mir angekündigt, daß ich noch an demselben Tage in das Zuchthaus nach Bruchsal gebracht werden solle. Meine Frau beschloß mit demselben Zuge zu reisen, in der Hoffnung, noch einige Stunden länger in meiner Gesellschaft bleiben zu können. Als die Patrouille mich aus der Todtenkasematte abholte, um mich nach dem Bahnhof zu bringen, ging sie an meiner Seite bis in die Stadt und versprach an der Eisenbahn wieder mit mir zusammenzutreffen. Da der Commandant so freundlich gewesen und ich wußte, daß es ihm sehr unangenehm war, mich jetzt noch in Officiersuniform zu sehen, so erschien ich schon am Morgen im Standgericht in Civilkleidern.

Die Soldaten, welche mich nach Bruchsal eskortiren sollten, waren entlassene Landwehrmänner aus dem Magdeburgischen, die nach Hause gingen. Es waren artige und brave Leute, welche ihre Pflicht auf eine menschliche Weise auszuüben verstanden. Der Unterofficier hatte nichts dagegen, daß meine Frau, an meiner Seite sitzend, die Reise nach Bruchsal machte.

Während wir im Wartezimmer der Ankunft des Zuges aus dem Oberland harrten, trat ein preußischer Unterofficier herein, der mit einer extrafeinen, eigenen Uniform, sehr neuen goldenen Tressen, sehr wohlgepflegtem blonden Haar, sehr feinem, weißen Teint und sehr rothen Backen, über welche sehr helle, blaue Augen sehr vergnüglich und lebenslustig hervorschauten, — sich ganz besonders commißnobel ausnahm. Er hatte eine Stimme, fein wie ein Zwirnsfaden und große Lust, sich in ein Gespräch mit mir einzulassen. „Na," sagte er, „Sie haben wohl auch eine schöne Angst ausgestanden, als Sie erschossen werden sollten?!" — „Mein Freund", antwortete ich ihm, „man hat keine Angst, wenn

man für eine gute Sache ſtirbt.“ — „Ja, ja, — das iſt recht gut; allein was hilft das Alles, wenn wir nicht in Chriſtum Jeſum ſterben?“ — Einer der Landwehrmänner, ein ehrlicher Schönebecker, der ſchon lange mit Schultern und Daumen geringſchätzige Bewegungen gemacht hatte, hielt nun die Hand vor ſeinen Mund und flüſterte mir mit geringſchätzigem Ausdruck ins Ohr: „Ach Herr Oberſcht, es is man ein Wärbeltambour!“ — Dem frommen Wirbeltambour ſchien einer ſeiner Wirbel in den Kopf gefahren zu ſein, denn er langte zwei Traktätchen hervor, welche er mir mit einiger Verlegenheit verſetzte und die ich meiner Frau als neupreußiſche Curioſität mit nach Frankfurt gab.

Am Bahnhof in Carlsruhe ſtanden eine Menge Herren mit weißen Halsbinden und Ohrfeigengeſichtern, die von einem Hofdiner zu kommen ſchienen, um ſich zum Deſſert einen der in Ketten geſchlagenen „Rebellen“ anzuſehen, vor denen ſie ſich zum Lande hinaus gefürchtet hatten. Was übrigens die Ketten anbetrifft, ſo täuſchten ſie ſich in ihrer Erwartung; die Preußen waren anſtändig genug, die politiſchen Gefangenen beim Transport mit Ketten oder Handſchellen zu verſchonen; ich wenigſtens trug keine.

Es war faſt dunkel, als wir in Bruchſal ankamen. Mit ſchwerem Herzen nahm ich von meiner Frau Abſchied und folgte der Eskorte durch die Stadt. Der Unterofficier war in derſelben nicht bekannt, und da die Leute ſich eben nicht beeilten, ihm auf ſeine Fragen Auskunft zu geben, ſo gingen wir endlich nach vielem Hin- und Herfragen am andern Ende der Stadt zum Thor hinaus und ſahen bald ein baſtillenartiges Gebäude vor uns liegen. An dem äußerſten, in der hohen Ringmauer befindlichen eiſernen Gitterthor machten wir Halt. Der Pförtner ſchien gar nicht geneigt zu öffnen und fragte ſehr lakoniſch: „Mehr als zehn Jahr?“ —

Als dies verneint wurde antwortete er: „Ich hab' es mir doch gleich gedacht, daß Sie letz (falsch, unrecht, irrig) wären," und beschrieb uns den Weg nach dem alten Zuchthaus. Die vor uns liegende Bastille war nämlich das „neue Männerzuchthaus," die Einsiedelei Bruchsal, das St. Leopoldskloster, Zwing-Baden, die Jagomanie, — kurz das berüchtigte, pennsylvanische Zellengefängniß! — Es fiel mir eine große Last vom Herzen, als ich hörte, daß wir hier „letz" wären. Bei dem bloßen Anblick dieses Gebäudes hatte es mich kalt überlaufen und wäre es nicht gar zu abgedroschen, würde ich die einzige Stelle aus dem Dante citiren, welche ich in der Originalsprache weis. Hätte mir Jemand gesagt, daß ich in diesem entsetzlichen Hause sechs volle Jahre würde aushalten können und müssen, den würde ich für verrückt erklärt haben. Fast vergnügt machte ich den Weg durch die Stadt zurück und langte endlich im alten Zuchthaus an.

Durch einen Thorweg, vor welchem sich innerhalb noch ein durch Stacketen begrenzter Raum befand, trat man in einen großen, von Gebäuden umstandenen Hof, den eine kleine Gartenanlage in der Mitte freundlich machte. Dies und die Erleuchtung so vieler Fenster in Verbindung mit dem Geräusch von mancherlei Gewerben, ließ eher vermuthen, daß man in eine Fabrik trete.

Man brachte mich und meinen Leidensgefährten, einen Artilleristen aus Rastatt, vorläufig in das Wachtzimmer, wo wir zwei alte Leute in einer Art von Uniformsrock fanden, welche ich für Invaliden hielt. Es waren zwei die Wache habende Zuchtmeister. Bald darauf wurden wir zum Direktor der Anstalt, Herrn Speigler, geführt, der uns von der Eskorte übernahm und Befehl gab, uns in ein besonderes Zimmer zu bringen. Dieses lag ebener Erde

neben dem Wachlokal und erschien mir im Vergleich zur Kasematte sehr behaglich; denn es befanden sich ein Tisch, Stühle und zwei reinliche Betten darin.

Das Erste, was die alten Zuchtmeister mit uns vornahmen, war, daß sie unser Geld und sonstige Gegenstände, die wir bei uns hatten, abforderten; nachdem dies geschehen war, befühlten sie uns auf eine höchst unanständige Weise am Körper, um versteckte Geldbörsen und dergleichen zu entdecken. Sie verfuhren dabei so sorgfältig, wie Metzger, die Hämmel zum Schlachten aussuchen. Mir stieg das Blut ins Gesicht und ich glaube nicht, daß der alte, ahnungslose Zuchtmeister jemals in seinem Leben einer Fundamental-Ohrfeige näher war als in jenem Augenblick. Da wir noch nichts gegessen hatten, so brachte man uns eine schändlich nach Stiefelschmiere schmeckende Brotsuppe und Kartoffeln in der Schale, die von den übrigens freundlichen Zuchtmeistern als besondere Delikatesse und Vergünstigung angepriesen wurden.

Da ich seit einer Woche nicht ausgekleidet gewesen war und stets auf feuchtem Stroh geschlafen hatte, so that mir das Bette sehr wohl, obgleich es nur aus einer Strohmatratze und gleichem Kopfpolster bestand. Ich war ganz zufrieden, denn ich bildete mir ein, das Zimmer sollte mein Gefängniß sein. In der Thür desselben befand sich eine runde, mit einem Siebblech verschlossene Oeffnung, durch welche man, nach Entfernung einer hölzernen Klappe, von Außen in das Zimmer sehen konnte.

An dieser Oeffnung vernahm ich am andern Morgen die Stimme des Majors Mahler, der mich sehr vergnügt begrüßte und aufforderte, den Direktor zu bitten, daß er mich in dasjenige Zimmer lege, welches er mit Hauptmann Stöck theile und welches sehr groß sei. Er sagte mir,

daß es ihnen ganz gut ginge. Anfangs hätten sie die Kleidung der Züchtlinge tragen und Wolle spinnen müssen, worüber sich Stöck so geärgert habe, daß er krank geworden sei; darauf habe man sie in ein besonderes Zimmer gebracht und ihnen gestattet, eigene Kleidung zu tragen.

Mahler war zu zehn Jahre Zuchthaus verurtheilt und der einzige badische Officier, den diese Strafe traf, weil er der erste von den Officieren des 2. Regiments war, der sich durch Struve oder vielmehr durch dessen Frau bewegen ließ, zur Sache des Volks überzutreten. Die anderen Officiere, obwohl sie doch, vom Regierungsstandpunkt aus betrachtet, weit schuldiger waren, als wir Alle, die wir gar keine Verbindlichkeiten gegen den Großherzog von Baden hatten, wurden nicht standrechtlich behandelt, sondern von einem Kriegsgericht, bestehend aus ihren Kameraden, zu kurzer Festungsstrafe verurtheilt und schon vor Ablauf eines Jahres begnadigt, selbst die Majors Biesele, Weik und Leiner. Ihr Benehmen in Rastatt und ihre Bemühungen für die Uebergabe sollen ihnen zum Vortheil angerechnet worden sein; allein das ist es nicht; diese drei Officiere haben sehr brav gegen die Preußen gefochten, und wenn sie auch am Anfang gegen Tiedemann kabalirten, so waren sie doch keine Verräther. Weik wurde, die Tirailleurs seines Bataillons brav ins Feuer führend, bei dem Ausfall nach Rauenthal verwundet und Leiner zeichnete sich bei dem Ausfall gegen Niederbühl aus, wegen dessen Jakobi erschossen und der Sachse Peters zu zehn Jahre Zuchthaus verurtheilt wurde. Biedenfeld, der als pensionirter Officier weit weniger schuldig war als jene drei Herren und ebensoviel und mehr zu seinen Gunsten anführen konnte, wurde erschossen. Ich werde noch andere Beispiele von der Unparteilichkeit der Justiz in jener Zeit anzuführen haben. —

Gegen neun Uhr wurde ich zum Direktor gerufen. Er empfing mich freundlich, mit Rührung; man sah augenscheinlich, wie sehr er es mißbillige, daß man uns in das Zuchthaus schicke, ja er machte gar kein Hehl daraus. Er sprach mir Muth ein und versicherte, daß er Alles, was in seinen Kräften stände, thun wolle, mir den Aufenthalt im Zuchthause so wenig unangenehm als möglich zu machen.

Er bereitete mich darauf vor, daß ich mich der Hausordnung gemäß einkleiden lassen müsse; er sage mir das vorher, weil er gefunden habe, daß diese Einkleidung auf Leute aus den gebildeten Ständen einen sehr schmerzlichen Eindruck mache. Mahler und Stöck habe er mit Einwilligung des Justiz-Ministeriums gestattet, eigene Kleidung zu tragen; allein preußischer Seits habe man das mit großem Mißfallen bemerkt und sie würden wahrscheinlich ebenfalls gezwungen werden, die Züchtlingskleidung wieder anzulegen.

Im Laufe des Nachmittags kam der Oberaufseher zu uns, ein sehr dicker, großer Mann mit barschem Wesen, welches aber, wie bei vielen alten Soldaten, nur eine Angewöhnung war. Der Mann war denn auch, wie sich bald zeigte, durchaus nicht so böse, als er sich das Ansehn gab. Ich wurde in das Wachlokal gebracht und die Sträflings-Uniform, welche ich auf einer Bank liegen sah, zeigte mir an, daß nun die gefürchtete Einkleidung vorgenommen werden solle.

Der peinliche Akt begann damit, daß ein Barbier mein Gesicht so glatt wie meine Hand rasirte; der mit solcher Sorgfalt gepflegte Bart wurde ohne Gnade weggeschnitten. Mein Haar, welchem ich immer viel Aufmerksamkeit schenkte, wie es sich jeder Gentleman schuldig ist, der nicht frühzeitig eine Perücke tragen will, trug ich lang, das heißt nach der damaligen gewöhnlichen Mode und nicht etwa Communisten-

mähnen. Ich hoffte schon, man würde es mir lassen, als ein kleiner, ganz in schwarze, grobe Leinwand gekleideter höchst beweglicher Kerl mit einer großen Scheere erschien. Dieser kleine Satan — ein „Korrektionist“ und daher vornehmer als wir gemeinen Sträflinge, übrigens auch politischer Verbrecher — hatte einen ganz kugelrunden Kopf, und da man ihm die schwarzen, starren Haare ungefähr bis auf einen Zoll Länge abgeschoren hatte, so strebten dieselben nach allen Richtungen hinaus und gaben ihm ein merkwürdig phantastisches Ansehn, welches durch das ernsthafte, runde, schmutziggelbe Gesicht und die schwarzen funkelnden Augen noch erhöht wurde.

Als dieser Mensch wie ein cartesianisches Teufelchen mich umtanzte, ward mir ganz seltsam und es ergriff mich eine Art von Schwindel. Mein „Geist begann zu schwärmen“. Mir war es, als sei ich in ein Hoffmannsches Märchen versetzt. Der schwarze Mensch, der mich umtanzte und seine große Scheere ganz seltsam schwang, erschien mir, wie ein höhnendes Gespenst, und meine dunklen Locken, die sich am Boden ringelten, schienen kleine schwarze Schlangen, welche ihre Köpfe nach ihm emporreckten.

Als mich der kleine Satan mit einem Satz verließ, strich ich mit meiner Hand über Gesicht und Kopf, fuhr aber förmlich erschrocken zurück, denn ich glaubte mich auf fremdem Gebiet.

Die Stimme des dicken Oberaufsehers riß mich aus meiner schmerzlichen Betäubung; er forderte mich auf, mich auszukleiden und die Tracht der Sträflinge anzulegen. — Das erste Stück derselben, welches mein Erstaunen erregte, waren graue Strümpfe von dickem hartgedrehtem Bindfaden, welche bis zum halben Schenkel reichten und sich ebenso weich anschmiegten, wie es ein Reibeisen gethan haben würde.

Das Hemde war nicht weniger ascetisch und die kameelhaarenen der alten Einsiedler waren dagegen Battist. Es hatte die Dimensionen eines Fuhrmannskittels und bestand aus gebleichter, sehr grober Hanfleinwand, in welche man, so schien es fast, der Pönitenz wegen ein Bund Zahnstocher verwebt hatte. Das Hemde war ganz neu und ungewaschen, also noch mit der Schlichte versehen. Es brannte auf meinem aristokratischen Fell wie Feuer und in zwei Stunden hatte ich mir ein Rudel Wölfe gerieben.

Die Beinkleider, gleichfalls neu und ungewaschen, waren von dem allergröbsten Zwillich, wie man ihn zu Säcken schwerlich gebrauchen kann. Von demselben Material war die Jacke, welche mit weißen Knochenknöpfen versehen war. Als ich sie anzog und etwas schnell in den Aermel fuhr, riß ich mir die Knöchel blutig, so rauh war die innere Seite. Die Weste war von der gröbsten Hanfleinwand und mit dem schlechtesten Waidblau gefärbt; das ebenfalls blaue hanfleinene dreieckige Halstuch war mit darauf gedruckten weißen Sternchen verziert.

Nachdem ich eine kleine, runde, höchst unpraktische Zwillichmütze erhalten hatte, glaubte ich meine Ausrüstung vollendet; allein ich erblickte auf der Bank noch etwas, dessen Zweck ich mit dem besten Willen nicht errathen konnte. Es sah aus wie ein zusammengelegter Bogen Glanzpappe, wie ihn die Buchdrucker gebrauchen; allein ein quer hindurchgehender rother Streifen ließ mich vermuthen, daß es ein Gewebe sei. Ich nahm das Ding in die Hand, bog es auseinander und fragte voll Erstaunen nach der Bestimmung. Der Oberaufseher sagte unter verbissenem Lachen: „Ei, das ist ein Nas'tuch!“ Auf diese Idee wäre ich wirklich zuletzt gekommen, denn es war eine absolute Unmöglichkeit, sich in diesem Tuch die Nase zu putzen, selbst wenn man es auf

die Gefahr hin riskiren wollte, sich die Haut zu schinden. Die Gefangenen pflegten, wie ich später sah, diese neuen „Nastücher“ zunächst in Wasser zu legen und dann mit Steinen weich zu klopfen, um nur eine Benutzung möglich zu machen.

Nachdem ich ein Paar sehr grobe rindslederne, dickbenagelte Bauernschuh, ein hölzernes Täfelchen mit meiner Nummer und einen hörnernen, äußerst schlecht gearbeiteten Lausekamm nebst einem groben Handtuch erhalten hatte, war meine Equipirung vollendet. Man führte mich nun in den Wollsaal, denn dieser sollte von nun an das Feld meiner Thätigkeit bilden.

Dieser Wollsaal war geräumig und sah fast freundlich aus; allein der eigenthümliche Geruch der Wolle fiel unangenehm auf, und die Wolltheilchen, die umher flogen, konnten den Lungen der Arbeiter unmöglich zuträglich sein. In diesem Saale widmeten sich einige dreißig gleich mir gekleidete Sträflinge der harmlosen und nützlichen Beschäftigung des Wollekratzens, Spinnens und Spulens.

Die Stille, welche in dem Saale herrschte, und die nur durch das eigenthümliche Schnurren der großen Wollspinnräder unterbrochen wurde; die widerlichen Gesichter einiger meiner neuen — Kameraden; die ganze Zuchthausatmosphäre, machten auf meinen Geist, der noch unter dem Eindruck der „Toilette“ erzitterte, einen merkwürdigen Eindruck. Alles drehte sich wirbelnd vor meinen Augen, so daß ich nur hin und wieder einige Gaunerfratzen unterschied, welche mich höhnend anzugrinsen schienen. Ich war auf dem Punkt, den Verstand zu verlieren und mochte verdutzt aussehen, wie ein frisch eingefangener Sperling, dem man die Flügel beschnitten hat.

Allmählich kam ich etwas zu mir, so daß ich mich entschloß, umherzublicken. Man hatte mir nämlich noch keine Arbeit aufgetragen; wahrscheinlich sollte ich mich erst akklimatisiren. — Unter den Sträflingen fiel mir ein junger Mann durch seine hohe Stirn und sein edelgeformtes Gesicht auf: Es war Dr. Kaucher aus Heidelberg, der hier mit dem Anstande eines altrömischen Senators Wolle spann. Sein Nachbar auf einer Seite sah wie ein Gelehrter aus; es war ein „Mordbrenner". — Auf der anderen Seite des Doctors spann ein Hanauer Turner, der bei Waghäusel einen Schuß ins Bein bekommen hatte, aber längst wieder geheilt war. — In einer Ecke saß der Adjutant des erschossenen Majors Heilig und kratzte Wolle, das heißt, er machte die Locken, oder die „Leck", wie es im Wollsaal hieß, für die Spinner fertig. Neben ihm saß der mit mir gekommene Artillerist, um das Geschäft von ihm zu erlernen.

Auf der anderen Seite des Saals stand an einem Spinnrade ein junger Mann mit der Gestalt des jungen Theseus, schönen, lang bewimperten blauen Augen und fast mädchenhaft schön geschnittenem Mund; es war ein Student der Medicin aus Mainz, Namens Kupferberg. Der Aermste war nur drei Tage in Baden und noch dazu krank gewesen, hatte kein Gefecht mitgemacht, wurde auch nicht mit den Waffen in der Hand gefangen, sondern auf der Rückreise nach Mainz in Heidelberg festgehalten, weil ein Gensd'arm aus der neuen Mütze sehr richtig schloß, daß sie erst ganz kürzlich einen Freischärlerhut verdrängt habe. Kupferberg gehörte zu den von Mainz nach Baden ausmarschirten jungen Männern und wurde — zu zehn Jahre Zuchthaus verurtheilt!

Am Nachmittag war es den Sträflingen gestattet, eine halbe Stunde lang im Hofe spazieren zu gehen; während

derſelben machte ich die Bekanntſchaft derjenigen meiner Leidensgefährten, welche bis dahin nach dem Zuchthauſe abgeführt worden waren; wir mochten damals etwa achtzehn ſein und hunderte ſchmachteten noch in den ungeſunden Kaſematten. Man ſchien ſie abſichtlich ſo lange als möglich in denſelben aufzubewahren, denn für die Tauſende, die des Verhörs harrten, waren nur drei Unterſuchungsrichter angeſtellt.

Gegen ſieben Uhr läutete es zum Abendeſſen. Die Tiſche, welche an den Wänden in die Höhe geklappt waren, wurden heruntergelaſſen und die Eßnäpfe darauf geſtellt. Dann befahl der Zuchtmeiſter: „beten“ und nachdem einer der Sträflinge ein Gebet geſprochen, ſetzten ſich alle zum Eſſen nieder. Daſſelbe beſtand aus einem Schoppen Suppe von Schwarzbrot, Waſſer und etwas ſchlechtem Fett; ich hatte ihre Bekanntſchaft ſchon vorher gemacht und ſollte ſie noch genauer kennen lernen, denn dieſe Hundeſuppe wurde häufig zu allen drei Mahlzeiten gegeben. Nach dem Abendeſſen und Gebet ging es in den Schlafſaal, in welchem etwa vierzig Betten ſtehen mochten. Nachdem der Zuchtmeiſter abermals hatte beten laſſen, ging er fort und verſchloß die Thür, worauf ſich Jeder zu Bette legte. Durch ein kleines in der Mauer angebrachtes Fenſter konnte man in den Schlafſaal ſehen, in welchem die ganze Nacht Licht brannte.

Ich hatte es zu veranſtalten gewußt, daß mein Bette neben dem Kauchers ſeinen Platz erhielt und daß ich auf der anderen Seite keinen Nachbar hatte. Kaucher hatte noch Luſt zu plaudern; allein mir war es unmöglich. Schon während des ganzen Tages hatte ich mir Gewalt anthun müſſen, nicht in Thränen auszubrechen. Sobald als möglich hüllte ich mein Haupt in die Decke und weinte wie ein Kind. Nein, nicht wie ein Kind! es waren Thränen des

Zornes, der Wuth, es waren Männerthränen, und welches Gelübde sie tauften, will ich verschweigen.

Um halb fünf Uhr am andern Morgen weckte uns die Glocke. Jeder stand auf, machte sein Bette und seine Toilette. Letzteres war ein Kunststück, denn von Waschbecken, Gläsern, Zahnbürste oder Seife war nicht die Rede. Der ganze Waschapparat für die vierzig Personen bestand aus zwei Kübeln voll Wasser, jeder mit einem blechernen Schöpfer und zwei leeren Eimern. Daß man daher beim Waschen sehr summarisch verfahren mußte, liegt in der Natur der Sache.

Nach gesprochenem Gebet ging es wieder in den dürftig erleuchteten Arbeitssaal und sogleich an die Arbeit. Vor dem Frühstück wurde in Körben das Brod hereingebracht; der Aufseher verlas die Liste und Jeder griff zu, sobald sein Name genannt wurde. Es war mir jedes Mal, als erhielt ich einen Dolchstoß, wenn mein Name in dieser Gemeinschaft ausgerufen wurde. Die anderthalb Pfund Brod, die man täglich erhielt, waren von stockigem Korn und entsetzlich schlecht, da gewöhnlich Puff- oder Saubohnenmehl hinein gemengt war; allein es war nicht räthlich, sich darüber zu beschweren und einige Gefangene, die es etwas zu lebhaft gethan hatten, wurden in dunkle Arreſtlokale gesperrt.

Sehr lästig war es, daß man kein Messer haben durfte, und jedesmal, wenn man ein Stück Brod abschneiden wollte, an einen der beiden Saalpfeiler gehen mußte, an deren jedem ein stumpfes, abgerundetes Messer an einer kurzen Kette hing.

Um zwölf Uhr wurde zu Mittag gegessen; es gab einen Schoppen Hundesuppe und einen Schoppen Gemüse, wie Kartoffeln, Hülsenfrüchte oder dergleichen, mit einem Loth Wagenschmiere — Schweineschmär glaub ich hieß das ranzige

Zeug! — fett gemacht. Fleiſch gab es nur alle vier Tage und dann acht Loth, ſo daß die täglich auf den Mann kommende Ration an Fleiſch zwei Loth betrug.

Am Sonnabend wurde mir meine Arbeit angewieſen; ich mußte Wolle ſpinnen und erhielt meinen Platz zwiſchen einem ehrwürdigen Wilddieb und einem jungen Italiener, der in lebhafter Unterhaltung ſein Meſſer etwas zu tief in den Körper eines badiſchen Unterthans geſteckt hatte. Ein Werkmeiſter lehrte mich meine Arbeit; ich begann und hätte vor Lachen über meine Situation weinen mögen. Wenn meine Spinnerei ſich verwirrte, was ziemlich häufig geſchah, kam der italieniſche Meſſermann, ſchweigend und erröthend wie ein Mädchen, und brachte ſie wieder in Ordnung. Man ſah, wie erregbar das Blut des jungen Südländers war.

Auch mein anderer Nachbar zeigte mir Freundlichkeit und ich hätte es nicht über das Herz bringen können, es abzuſchlagen, wenn er mir verſtohlen aus ſeiner Rindendoſe eine Priſe reichte. Der Direktor hatte mich in der That zwiſchen die beiden ehrlichſten Schelme ſeiner ganzen Sammlung geſtellt.

Im Allgemeinen kann ich das Benehmen der gemeinen Verbrecher gegen uns nur rühmen; ſie fühlten, daß die politiſchen Verbrecher nicht zu ihnen gehörten und nahmen ſich niemals Vertraulichkeiten heraus, obwohl wir dieſelbe Kleidung trugen und dieſelbe Arbeit thaten, wie ſie. Wenn einer von uns mit ihnen ſprach, waren ſie erfreut und zeigten ihre Achtung durch mancherlei kleine Dienſte, die ſie uns freiwillig leiſteten.

Am Sonnabend fragte ein Zuchtmeiſter, wer von den Sträflingen am Sonntag einen Brief ſchreiben wolle? Er notirte die Namen, um dieſelben dem Direktor mitzutheilen.

Auch ich meldete mich, denn ich hatte meiner Frau versprochen, so bald als möglich Nachricht von mir zu geben.

Am Sonntag wurde um halb sechs Uhr aufgestanden und nicht gearbeitet. Vormittags mußte ich dem Gottesdienst beiwohnen, der in einem langen, niedrigen Saal im Zuchthause selbst abgehalten wurde. — Dieser Sonntag war entsetzlich langweilig und Jeder hatte Mühe, die Zeit herumzubringen.

Am Nachmittag wurden alle, die sich dazu gemeldet hatten, zum Briefschreiben in das Wachzimmer bestellt, wo Papier und Federn von einem Zuchtmeister ausgetheilt wurden. Da saß ich denn an einem Tisch mit dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft und sollte meiner armen Frau meinen Seelenzustand schildern. Mir war entsetzlich zu Muth! Man stählt sich von Jugend auf gegen das Unglück und ich hatte es dahin gebracht, dem Tode lächelnd ins Angesicht schauen zu können; allein wer bereitet sich auf das Zuchthaus vor? — Die kleinlichen, eindringlichen Seelenqualen, wie sie die Zuchthausstrafe mit Allem, was daran hängt, auf ein stolzes Herz mit sich bringen, greifen auf gänzlich unerwartete, nie geahnte Weise an und wirken deßhalb so entsetzlich.

Bis jetzt beugte sich noch mein Geist unter den auf ihn einbrausenden Schmerzenssturm; er war zu überrascht, um schon jetzt auf Widerstand zu denken, und dann mochten die letztvergangenen Tage dazu beigetragen haben, ihn gegen Qualen dieser Art noch empfindlicher zu machen.

Unter diesen Eindrücken schrieb ich folgenden Brief an meine Frau:

„Bruchsal, 23. September 1849.

Meine liebe theure Helene.

Nur weil ich es Dir versprochen habe, schreibe ich Dir. Am liebsten wünschte ich, daß Niemand etwas von mir er-

führe, auch selbst Du nicht; denn könntest Du in mein Inneres sehen, Du würdest vor Weh vergehen! — Seit wir uns kennen, bin ich in mancher traurigen Lage gewesen, von manchem Unglück heimgesucht worden; ich habe Alles standhaft ertragen. Du hast gesehen, wie ich mich heut vor acht Tagen zum Tode vorbereitete, wie ich ihm mit Fassung entgegen ging, wie ich selbst meine Errettung standhaft ertrug, obwohl ich wußte, daß sie Dich so glücklich machte: Alle die Schicksalsschläge, die mich in der letzten Zeit betroffen, müssen aber entweder meinen Verstand geschwächt haben, oder das gegenwärtige Unglück, welches auf mir lastet, muß wirklich entsetzlicher sein, als Alles, was mich bisher betroffen hat. Alle Todesqualen scheinen mir leicht gegen die Seelenfolter, der ich hier ausgesetzt bin. Ich muß alle Liebe zu Dir mir recht lebhaft vergegenwärtigen, um nicht zu beklagen, nicht erschossen worden zu sein. Stumpfsinn, Wahnsinn — kurz Bewußtlosigkeit würden mir jetzt als ein großes Glück erscheinen. Ich beneide die elenden Diebe und Mörder, mit denen ich zu verkehren genöthigt bin, denn sie haben kein Gefühl für die Qualen, die ich empfinde; für sie existiren diese Qualen nicht, — Ich sage nichts, — ich beklage mich nicht, weil ich nicht zu reden vermag, weil ich beständig Mühe habe, die Thränen zu unterdrücken. — —

Freitag sollte ich eingekleidet werden. Der Herr Direktor hatte mich bereits auf diese schreckliche Ceremonie vorbereitet; allein ich kann Dir sagen, Todtschießen ist nichts dagegen. —

Besuche mich lange nicht; ich mag Dir nicht die Qual machen. Die Strafe für uns ist gräßlich. — — Schreibe mir auch nicht, wenigstens jetzt noch nicht; ich würde alle Fassung verlieren, sähe ich einen Brief von Deiner Hand. — — Ich will unterdessen Alles zusammen nehmen, was

mir das entsetzliche Schicksal der letzten Zeit noch von moralischer Kraft übrig gelassen hat. Lebe wohl, meine Helene und wenn Du auch — lebe wohl.

Dein Otto".

Der Direktor wußte, daß ich kein Schwächling bin und die Schwäche des Starken ergreift mehr, als die des Weichlings. Der brave Mann entsetzte sich daher förmlich über die aus diesem Briefe hervorleuchtende Geistesstimmung und ließ mich am andern Tage zu sich kommen. Dem würdigen, menschenfreundlichen Manne standen die Thränen in den Augen; er gab mir seine beiden Hände und versuchte es auf die herzlichste, liebreichste und vernünftigste Weise mich aufzurichten. Er stellte sich mir nicht gegenüber als Direktor der Strafanstalt, sondern nahm von diesem Verhältniß gar keine Notiz und behandelte mich, wie er es gethan haben würde, wenn er im Leben außerhalb des Zuchthauses mit mir zusammengetroffen wäre.

Da er sah, daß ich nicht allein geistiger, sondern auch körperlicher Stärkung bedurfte, so lud er mich ein, ein Glas Wein mit ihm zu trinken, was mir wirklich eine große Wohlthat war. Geistig und körperlich erfrischt verließ ich den braven Mann, dessen Benehmen um so verdienstlicher ist, als er alle Ursache hatte, mit der Revolution unzufrieden zu sein; sein liebster Sohn war als Volkswehrmann bei Waghäusel gefallen und ein anderer saß noch in Rastatt in den Kasematten. *)

Die Ansichten, welche ich im Lauf des Gespräches über die auf uns angewandte Zuchthausstrafe äußerte, veranlaßten

*) Herr Speigler starb seitdem und das Verrathen seiner Menschlichkeit kann ihm keinen Schaden mehr bringen.

den Direktor, mich aufzufordern, dieſelben in einer Eingabe an den Aufſichtsrath auszuſprechen, wodurch derſelbe wahrſcheinlich bewogen werden würde, Anordnungen zu treffen, das Loos der politiſchen Gefangenen und beſonders der Gebildeteren unter ihnen zu erleichtern; durch meine Darſtellung der Sache ſei er erſt recht davon überzeugt worden, wie unendlich viel härter dieſe beſtraft wären und über die Abſichten des Geſetzes hinaus, welches die Zuchthausordnung für diejenige Menſchenklaſſe entworfen habe, aus der faſt allein die Bevölkerung der Zuchthäuſer beſtehe, der niedrigſten der Geſellſchaft. —

Damit ich ungeſtört ſchreiben könnte, ſollte ich den folgenden Tag in dem Zimmer zubringen, welches Stöck und Mahler bewohnten. Sie waren bereits einige Wochen im Hauſe und man hatte ihnen Mancherlei bewilligt, nachdem ſie es Anfangs eben ſo ſchlimm als wir gehabt hatten. Der Direktor würde uns auf der Stelle dieſelben Erleichterungen haben zu Theil werden laſſen; allein er durfte es nicht und man ſchien von Seiten des Juſtizminiſteriums darauf beſonders zu halten, daß uns die erſten Eindrücke in ihrer ganzen Bitterkeit zu Theil würden.

Mahler und Stöck befanden ſich wirklich vergleichsweiſe ſehr wohl. Sie bewohnten eine große, fünffenſtrige Manſarde, hatten den ganzen Vormittag für ſich und nur am Nachmittag kam ein alter Sträfling, welcher Sekretär der Königin Hortenſe geweſen ſein wollte, um ſie in Kartonage-Arbeiten zu unterrichten.

Beide beeiferten ſich, mir Freundliches zu erweiſen. Sie gaben mir von ihren Cigarren und machten in einer Maſchine Kaffee und Chokolate. Das ſollte zwar Alles heimlich geſchehen; allein es wurde damit nicht genau genommen, da der Direktor, wenn er kam, ſich ſchon auf der

Treppe laut machte und aufhielt, so daß man Zeit hatte, alles Verdächtige bei Seite zu schaffen, damit er nicht gerade darüber stolpere und Notiz davon nehmen mußte, was ihn den Zuchtmeistern gegenüber in Verlegenheit gesetzt haben würde. Tabaksrauch brauchte er nicht zu riechen — er konnte ja den Schnupfen haben — allein die Pfeifen durfte er nicht sehen.

Vor den Aufsehern brauchte man sich nicht zu geniren und sie waren es, welche für Geld und gute Worte besorgten, was man haben wollte. In einem alten Pulte, welches man Stöck eigens zu diesem Zweck gegeben zu haben schien, hatte dieser eine förmliche Speisekammer eingerichtet.

Uebrigens muß man nicht glauben, daß diese Begünstigungen damals etwas Ungewöhnliches und allein zu unsern Gunsten gemachte Ausnahmen waren. Neben jener Mansarde hatte ein Eisenbahnbeamter, der Gelder unterschlagen, damit große Reisen gemacht und sich dann zur Bestrafung gestellt hatte, ein nettes, eigenes Zimmer, welches ganz comfortabel eingerichtet war. Vor dem Fenster zog er sich einen förmlichen Blumengarten und unter dem Fenstertritt, in Schubfächern, die selbst unter den Stühlen versteckt waren, verbarg er seine Kaffeemaschine und Vorräthe; seine Tabakspfeife verbarg er gar nicht. Er besorgte für die Anstalt verschiedene Schreibereien und trug seine eigene Kleidung. Neben ihm wohnte, ebenfalls in einem eigenen Zimmer, ein Fabrikant von Goldwaaren, der gegen Zahlung einer kleinen Vergütung an die Anstalt für seine eigene Rechnung Goldschmiedarbeiten machen durfte. Dies waren keineswegs Eigenmächtigkeiten des Direktors, sondern Anordnungen, getroffen mit dem Wissen und Willen des Ministerialraths, der häufig das Zuchthaus revidirte und von dem man erzählte, daß er selbst

die Taſchen „nicht begünſtigter“ Sträflinge nach Schnupftabak viſitirte!

Als mich der Direktor am Nachmittage fragte, wie es mir in jenem Manſardzimmer gefalle, antwortete ich: „Mir iſt, als ſei ich im Himmel!“ Ich führe dieſe Antwort nur an, weil Dr. Kaucher ſpäter ganz denſelben Ausdruck gebrauchte, um den Grad ſeines Wohlbefindens in dieſen Räumen anzuzeigen, die doch nichts Beſſeres waren, als irgend ein anderer Bodenraum eines Hauſes.

Der Aufſatz, den ich noch an demſelben Tage dem Direktor einreichte, war unter dem unmittelbaren Eindruck geſchrieben, den die Zuchthausſtrafe auf mich machte, und als er dem Aufſichtsrath, der ſich ein oder zwei Tage darauf verſammelte, vorgetragen wurde, hatte er auf denſelben die beabſichtigte Wirkung.

Der Aufſichtsrath beſtand aus den höheren Beamten der Anſtalt, nämlich dem Direktor, den beiden Geiſtlichen, dem Hausarzt, dem Verwalter und einigen Bürgern der Stadt; als Präſes ſtand ihm der Inſpektor, ein Hofgerichtsrath, vor. Er bildete das vermittelnde Glied zwiſchen der Direktion und dem Miniſterium und ſeine Gewalt war ausgedehnter, als es manchem Beamten lieb war. Es iſt auch mit Erfolg gelungen, dieſe Gewalt ſehr zu beſchneiden. Ich werde ſpäter noch darauf zurückkommen müſſen.

In Folge meiner Eingabe wurden den politiſchen Gefangenen mancherlei Erleichterungen geſtattet. Mahler, Stöck, Kaucher, Kupferberg und ich wurden in die ſchon erwähnte Manſarde gelegt. Die anderen politiſchen Gefangenen kamen zu den Mahlzeiten ſämmtlich in unſer Zimmer und ſchliefen zuſammen in einer an daſſelbe ſtoßenden Manſarde. Man bewilligte uns den freien Gebrauch von Schreibmaterialien und erlaubte uns, den halben Tag für uns benutzen zu

dürfen; das Tragen eigener Kleider wurde jedoch abgeschlagen und auch Mahler und Stöck mußten die Sträflingsuniform anlegen. — Man kann sich denken, mit welcher Freude diese Maßregeln von Allen begrüßt wurden. Wir waren zusammen etwa achtzehn „in Steifleinen".

Mit den genannten officiellen Begünstigungen waren aber, hauptsächlich für uns fünf Mansardisten, noch eine Menge nicht officieller verbunden. Wir konnten rauchen, ließen uns allerlei Eßwaaren und mäßig Wein bringen und blieben noch eine Stunde auf, wenn die andern Sträflinge längst in ihren Betten lagen. Ja, wir machten sogar hin und wieder eine Partie Whist! Ich bin überzeugt, wir würden unser Leben mit der Zeit ganz komfortabel eingerichtet haben; allein — unser Wohlbefinden sollte nicht lange dauern.

Am Sonntag den 30. September war ein Weinwirth aus Bruchsal in das Zuchthaus gebracht worden. Der Mann war in der Stadt sehr populär und es versammelten sich am Nachmittag etwa hundert junge Bursche und es hieß, der Gefangene solle befreit werden. Es war nur „Bäckerrauch"; allein die Preußen ergriffen diesen Vorwand begierig, die politischen Gefangenen, die man nach ihrer Ansicht viel zu nachsichtig behandelte, härter zu treffen. Der Weinwirth wurde nach Freiburg gebracht; allein dies war nicht die einzige Wirkung der sonntäglichen Demonstration. Am Nachmittag des 2. Octobers ließ der Direktor uns sämmtlich in sein Zimmer rufen und kündigte uns mit sehr bewegter Stimme an, er habe so eben Befehl erhalten, uns augenblicklich in das Zellengefängniß abführen zu lassen, da man uns als die wichtigsten Gefangenen betrachte und sicherer verwahren wolle.

Wir Alle waren wie vom Donner gerührt. Dr. Kaucher sagte, es sei ihm ganz elend nnd verlangte nach irgend einem Kordial. Ich theilte mit ihm einen Rest Kirschwasser. Stöck, der noch Rekonvaleszent war, steckte sich hinter den Doktor und wußte zu bewirken, daß er einstweilen noch mit den andern politischen Gefangenen im alten Zuchthause bleiben durfte.

Alle Pläne, mit denen ich mich über mein Schicksal getröstet hatte, wurden nun zu Wasser. Meine Frau wollte nach Bruchsaal ziehen und obwohl man eigentlich nur alle Monat einmal Besuch empfangen sollte, so hatte mir doch der Direktor versprochen, daß ich, wenn ich wolle, sie täglich allein und im Zimmer des Oberaufsehers sehen und sprechen könne.

Nassauische Soldaten, die für einige Tage in Bruchsal waren, brachten uns in unserer Züchtlingskleidung durch die Stadt nach dem Zellengefängniß, auf welchem Wege wir manchem theilnehmenden Blick begegneten. Von den Aufsehern hatten wir bereits Vieles über das Zellengefängniß gehört und es gar nicht glauben wollen, daß die Gefangenen Masken tragen müßten, was uns ganz schrecklich schien.

Endlich lag das entsetzliche Gebäude vor uns, welches eine Anstalt enthielt, deren Idee in dem puritanischen Gehirn eines herzlosen amerikanischen Frömmlers ausgebrütet war. Klirrend flog hinter uns die schwere eiserne Pforte zu, die sich für mich erst volle sechs Jahre später (auf den Tag!) öffnen sollte!

Nachdem man uns eine Zeitlang in einer „Vorbereitungszelle“ gelassen hatte, wo wir mit Grauen die Hausordnung studirten, trennte man uns und brachte mich in eine nach der Nordseite zu liegende Gefängnißzelle, wo ich meine Straf-

zeit, getrennt von jeder Gemeinſchaft mit anderen Gefangenen oder der Außenwelt, einſam zubringen ſollte!

Ich ſah mit Entſetzen um mich. Vier kahle Wände; eine wie ein Sargdeckel gewölbte Decke; ſteinerner Fußboden; Ausdehnung vier Schritte und ſechs; ein an die Wand geklapptes und angeſchloſſenes dürftiges Bett; in einer Ecke ein kleines Regal mit einem Waſſerkrug und einer Bibel; davor ein an die Wand geklappter Tiſch mit gleicher Bank, — voilà tout. — Licht empfing die Zelle durch ein kleines Fenſter, deſſen untern Rand man eben erreichen konnte und deſſen untere Hälfte aus mattgeſchliffenen Glasſcheiben beſtand, welche das Licht nur trübe hindurch ließen. Es war mir, als befinde ich mich in einer Eisſcholle. Dumpfe Verzweiflung ergriff mich; thränenlos und ſtöhnend ſank ich auf die Bank. —

Zweites Capitel.

Beamtenbücher über Einzelhaft. — Stimmen von Gefangenen. — Beschreibung des Zellengefängnisses in Bruchsal. — Eingang. — Mauer. — Hauptgebäude. — Die Spazierhöfe. — Der Mittelthurm. — Die Keller. — Kirche und Schule. — Beschreibung eines der Flügelgebäude. — Die Zellenthür. — Ein Blick durch das Beobachtungsloch. — Die Zelle. — Die Hausordnung in 25 Paragraphen nebst eingeschobenen Bemerkungen und Erklärungen des Verfassers. — Ueber den Zweck der Strafe. — Sühne. — Besserung. — Das Ideal der Strafe. — Abschrecken. — Körperstrafe. — Geistesstrafe. — Schwierigkeit das Strafmaß zu bestimmen. — Einrichtungen der Bruchsaler Anstalt. — Abweichungen von dem englischen Muster. — Baumängel. — Subhastationsweg. — Mangelhaftigkeit der Luftheizung. — Wirkungen auf den Körper. — Der Fußboden. — Der eiserne Jagemann. — Das Wasser. — Ernährung der Gefangenen. — Uebergroße Sparsamkeit. — Der Aufsichtsrath. — Krankenpflege. — Beamte und Angestellte. — Spitzbübereien. — Die Arbeit. — Ehrlosigkeit. — Schulunterricht. — Gefängnißbibliothek. — Seelsorge. — Wirkung der Einzelhaft auf den Geist. — Politische Verbrecher. — Unterschied zwischen Hochverräthern und Dieben — Parallele. — Schluß.

Das Interesse eines größeren deutschen Publikums an dem Gefängnißwesen ist ziemlich jung; noch vor fünfzehn Jahren überließ man in rührendem Vertrauen die gegen die Gesetze sündigenden Staatsbürger der väterlichen Fürsorge der Regierungen; man begnügte sich damit, zu wissen, daß praktische Kommunisten und andere Leute, welche Grundsätze höherer Politik auf das gemeine Leben anwandten und die man gewöhnlich Diebe und Schwindler nennt, in Zuchthäusern und andern Strafanstalten wohlverwahrt und außer Stande

waren, die menschliche Gesellschaft durch Beweise ihres Talents in Staunen und Schaden zu bringen.

Der Floh, der andere, besonders solche Leute beißt, von denen man annimmt, daß das Gebissenwerden gewissermaßen zu ihrer Naturgeschichte gehört, kümmert „anständige" Leute sehr wenig; sobald aber besagter rother Republikaner nach unserem eigenen kostbaren Blut Appetit zeigt, gewinnt er augenblicklich an Interesse; man will wissen Wie, Wo, Warum, untersucht ihn mikroskopisch, studirt seine Sitten und Gewohnheiten, ist Anfangs geneigt ihn für ein Krokodill zu halten, bis man endlich nach langem Sträuben dazu gelangt anzuerkennen, daß dies Ungeheuer ein ganz gemeiner Floh ist und der gewöhnliche Dieb und Se. Excellenz der Herr Finanzminister ein ziemlich gleich empfindliches Fell haben, wenn auch eins von beiden etwas dicker zu sein pflegt.

Seit jedoch im Jahre 1849 die Regierungen es für angemessen hielten, politische Verbrecher in die Zuchthäuser zu sperren und Söhne und Töchter „vornehmer" Familien Wolle kratzen und spulen mußten, seit der Zuchthausfloh geadelt wurde, — kam er in Mode wie die Krim, deren Geographie vor dem Kriege dem Herrn Justizminister ebenso unbekannt war, wie dem Minister des Auswärtigen das Zuchthauswesen. Seit die Gefahr auch Denjenigen nahe rückte, die nie eine Ahnung von solcher Möglichkeit gehabt hatten — seitdem gewann das Interesse an dem Gefängnißwesen einen weiteren Horizont.

Wie die Russen von jeher eine Antipathie dagegen hatten, daß Fremde in ihrem Lande mit Meßkette und Diopterlineal umherliefen, um die schwachen Seiten zu erspähen, so sah es auch Herr von Aktenwurm nicht gern, wenn neugierige Philantropen und Touristen in seine Domäne zu dringen suchten. Ich kenne kein Land, in welchem Beamte

Freunde der Oeffentlichkeit sind; Geheimnißkrämerei ist überall ihre charakteristische Eigenthümlichkeit und ganz besonders gilt dies für solche, die mit der Strafvollziehung beauftragt sind die Mythe vom beschränkten Unterthanenverstand ist fast in jedem Bureau Glaubensartikel.

Was wir über Gefängnißwesen wissen, erfuhren wir meist durch Beamte. Allerdings ist es nicht zu läugnen, daß die in den Gefängnissen angestellten Personen die meiste Gelegenheit haben, die äußeren und inneren Verhältnisse der Verbrecher kennen zu lernen', weil sie gewissermaßen mit diesen leben und sie nach Gefallen beobachten können; allein es ist die Frage, ob nicht eben durch diese nahe Stellung wie durch rein persönliche Beziehungen, die Unbefangenheit und Zuverlässigkeit dieses Urtheils beeinträchtigt wird. Wer seine Nase gegen den Straßburger Münster quetscht, kann wohl, wenn er nicht gar zu dumm ist, mit mehr Sicherheit sagen, von welcher Steinart derselbe erbaut ist, als der gleichgeschickte, aber ferner stehende Beschauer; allein über den architektonischen und ästhetischen Werth des Bauwerkes wird er weit weniger ein Urtheil zu fällen im Stande sein als der letztere.

Sollte es aber auch wirklich Direktoren oder andere Beamte von Strafanstalten und Zuchthäusern geben — und ich glaube, daß es deren wirklich giebt — welche das ganze Gebäude des Gefängnißwesens von verschiedenen Standpunkten und mehr objektiv zu betrachten fähig sind, die ferner nicht den Menschen im Beamtentintenfaß ersäuft haben und einen höheren Lebens- und Staatszweck anerkennen als den, dem Herrn Justizminister zu gefallen, so trägt doch solche ungewöhnliche Tugend selten eine nützliche Frucht: sie werden „höchsten Orts" verabscheut als Gotteslästerer gegen den Götzen Schlendrian und ihre Weisheit gilt als Naseweisheit;

man beachtet ihre Erfahrungen nicht, wird ungeduldig, dann ärgerlich und maßregelt endlich solche „Quärulanten“ von ihren Posten.

Gehorchen und Maulhalten sind die Reichsgrundgesetze der Büreaukratie; Leute die raisonniren — das heißt sich unterstehen ihren gesunden Menschenverstand laut werden zu lassen, sind im Bureau fast noch inbrünstiger gehaßt, als in einem —schen Officiercorps. Die natürliche Folge davon ist, daß Beamte, welche sich und ihre Familie mehr lieben als das allgemeine Beste, nicht allein gehorchen und ihr Maul halten, sondern auch, theils um vorwärts zu kommen, theils ihrem Gewissen zu Gefallen, sich eine Ministerialbrille auf die Nase löthen, die sie endlich in Folge der Gewohnheit für natürliche Augen halten. Diese „Ueberzeugten“ machen allmählig solche Fortschritte, daß sie sich endlich für das förmlich fanatisiren, was sie auf Grund ihres Verstandes zu bekämpfen geneigt waren.

Es liegt daher auf der Hand, daß es außerordentlich schwierig ist, zuverlässige Nachrichten über das Gefängnißwesen zu erhalten und daß die von Beamten darüber veröffentlichten Schriften gelesen werden müssen, wie gleichzeitige, historische Quellenwerke, nämlich mit ganz besonderer Rücksicht auf die persönlichen Verhältnisse der Verfasser.

Die öffentliche Meinung hat sich auch in Deutschland größere Geltung zu verschaffen gewußt, als ihr in früheren Zeiten eingeräumt wurde und die Regierungen sind gezwungen worden, danach zu trachten, sie für sich zu gewinnen. Die Art wie dieses zu erreichen ist, hat sich gewissermaßen zu einem Zweig der Staatswissenschaft ausgebildet, die um so schwieriger zu erlernen ist, je mehr Ursache eine Regierung hat, ihre Absichten und Tendenzen zu verbergen.

Mit Rücksicht hierauf ist man denn auch gezwungen worden, in Bezug auf den Einblick in das Gefängnißwesen Concessionen zu machen; allein der Kundige läßt sich von der anscheinenden Liberalität nicht täuschen, mit welcher in manchen Staaten die Gefängnisse Besuchern zugänglich gemacht werden; er weiß, daß man ihm nur die Außenseite der Dinge zeigt, während man sich das Ansehen giebt, als verberge man nicht das Geringste. Das ist leichter als man glaubt; die wahren Uebelstände lassen sich erst durch längere Beobachtung und tieferes Eindringen erkennen; selbst Männer von Fach sind nicht im Stande, dies bei einigen selbst mehrstündigen Besuchen zu thun. Der Kundige weiß ferner, daß die statistischen Notizen, mit denen man äußerst freigebig ist, und die dem Laien als „unumstößliche Zahlen" fast immer imponiren, in sehr vielen Fällen auf theils absichtlichen, theils unabsichtlichen Täuschungen oder Trugschlüssen beruhen, selbst wenn sie den Ministerien und von diesen den Kammern vorgelegt werden, oder vielmehr grade deshalb. Auch starre Zahlen werden in geschickter Hand geschmeidig und lassen sich je nach dem beabsichtigten Zweck biegen, oder in gewünschte Formen drücken.

„Nichts für ungut!" Sand in die Augen streuen ist ein Mittel, welches im Staatsleben ebenso gewöhnlich ist, wie Kamillenthee in den Haushaltungen, nur nicht ganz so heilsam. Wenn wir also — arme Patienten — uns dagegen wehren, wenn wir die Mysterien der Gefängnisse zu ergründen trachten und gleichfalls auf unsere Weise die öffentliche Meinung zur Hülfe rufen, so erfüllen wir dadurch theils eine Pflicht gegen die Gesellschaft im Allgemeinen, theils ist es ein Akt persönlicher Nothwehr, denn wer ist in jetziger Zeit vor dem Zuchthause sicher? Sonst wußte man sich dagegen zu wahren und ohne Kopfzerbrechen, denn welcher Re-

ligion man auch angehören mochte, die Ansichten über die mit Zuchthausstrafe belegten Verbrechen waren im Allgemeinen überall dieselben. Jetzt aber haben wir die Erfahrung gemacht, daß höchste Verderbtheit und Das, was seit Jahrtausenden als höchste Bürgertugend galt und uns in den Schulen als solche zur Nachahmung angepriesen wurde, — zu *demselben* unerfreulichen Ziele führen kann.

Wenn ich nun auch, um das Interesse der Leser direkt zu erregen, die persönliche Gefahr in Erwähnung bringe, die Jedem droht, der es ehrlich mit Volk und Freiheit meint, so veranlassen mich doch mehr allgemeine und höhere Motive zu dieser Unterbrechung meiner persönlichen Erlebnisse, Motive, welche mit denjenigen socialen Fragen in genauestem Zusammenhange stehen, die sich die Aufmerksamkeit aufgeklärter, oder auch nur kluger Staatsmänner *erzwungen* haben; denn immer werden es doch die ärmeren und niederen Volksklassen sein, die bei einer Verbesserung oder Verschlimmerung des Gefängnißwesens zunächst und am meisten betheiligt sind.

Der Nothstand der untern Volksklassen ist eine Thatsache, ebenso wie die Befürchtung, daß derselbe für das Bestehen der Gesellschaft gefahrbringend sei, und daß sich Philosophen und Staatsmänner die Köpfe zermartern, wie diese Gefahr abzuwenden sein möchte. Kanonen, Bayonette und Gefängnisse genügen dazu freilich nicht allein.

Mein Zweck ist es indessen gegenwärtig nicht, weder zu untersuchen, welchen Uebeln dieser gefahrdrohende Nothstand der unteren Volksklassen zuzuschreiben sei, noch wie ihm abgeholfen werden könnte; ich will mir nur die Bemerkung erlauben, daß Strafanstalten und Zuchthäuser nicht so gefüllt sein würden, wenn die Regierungen *mehr* und *väterlicher* darauf bedacht wären, durch Sorge für *Erziehung* und

Schulunterricht, wie für Gelegenheit zu ehrlichem Verdienst, Verbrechen zu verhindern, als sie zu bestrafen. Fünf Sechstel der Verbrechen fallen der Unfähigkeit oder Sorglosigkeit der Regierenden, oder der Mangelhaftigkeit unserer socialen Einrichtungen zur Last und das sollte bei Einrichtung der Strafanstalten wohl in Erwägung gezogen werden.

Die Nachrichten, die wir über die Geheimnisse der Gefängnisse haben, verdanken wir, wie oben bemerkt, Beamten oder Philantropen, die in Bezug auf ihre Angaben immer mehr oder weniger von erstern abhängig sind; sie galten bis jetzt als die einzigen Sachverständigen; aber man vergißt eine dritte Klasse derselben, weil sie bisher äußerst selten war, nämlich gebildete Gefangene. Diesem „dringenden Bedürfniß" ist nun durch die „väterliche Fürsorge" der Regierungen abgeholfen; fast in allen Ländern sind einige der gebildetsten Leute in die Zuchthäuser gesperrt worden; sie haben an ihrem eigenen Körper und Geist Erfahrungen gesammelt und außerdem Gelegenheit gehabt, Manches wahrzunehmen, was selbst die Beamten nicht wahrnehmen konnten oder wollten, oder sich nicht zu veröffentlichen getrauten.

Es ist nicht vorauszusehen, daß ein Gefangener besondere Liebe weder zu seinem Gefängniß, noch zu Denjenigen habe, die ihn dort einsperren ließen und zu vermuthen, daß er in seinem Urtheil ungefähr so weit links schweifte, als der Beamte es rechts thut; allein diese allgemeine Regel kann auch Ausnahmen erleiden und diese sind eben nicht selten. Wie es unter den Gefängnißbeamten Männer giebt, die objektiv über Gefängnisse zu urtheilen wissen — wenn sie ihr Urtheil auch nicht auszusprechen wagen — so auch unter den gebildeten Gefangenen. Finden sich dieselben veranlaßt, ihre theuer erkauften Erfahrungen schriftlich mitzutheilen, so ver-

dient ihr Urtheil sehr große Beachtung von allen Denen, die sich überhaupt für die Sache interessiren. Natürlich darf man bei der Beurtheilung von dergleichen Schriften die persönlichen Verhältnisse gleichfalls nicht außer Acht lassen. Man frage sich: Welchen Charakter hat der Verfasser? Unter welchen Umständen schrieb er? — Was hat er von Verschweigung oder Aussprechung der Wahrheit zu fürchten oder zu hoffen? In welchem Lande erscheint sein Buch?

Meine Verhältnisse kennt der Leser und vielleicht auch, daß ich mich überaus wenig daran störe, ob das Aussprechen der Wahrheit Diesem oder Jenem — und wär' es der Dalai Lama — angenehm oder unangenehm sei. Irren ist menschlich; meine Urtheile mögen anfechtbar sein; was ich als Thatsache erzähle ist es nie. — Ich finde eine nicht kleine Anzahl von Personen verächtlich, noch mehr lächerlich; allein ich hasse Niemand, nicht einmal Die, welche mir das schwerste Leid im Leben zufügten; ich that es nicht als ich eben das Zellengefängniß verließ und nun, nachdem ich über fünf Jahr frei bin, ist selbst der Zorn verschwunden, der mich bei dem Gedanken an moralische Mißhandlungen, verletzten Stolz, gekränkte Eitelkeit ꝛc. vielleicht in der ersten Zeit der wiedergewonnenen Freiheit überkam; ich schreibe ohne Leidenschaft, ohne Haß, einzig im Interesse der Wahrheit und will mich damit begnügen, in einfachen und kunstlosen Worten, was ich sah und beobachtete, auszusprechen. —

Das „neue Männerzuchthaus" in Bruchsal — dies ist der officielle Name des nach pennsylvanischem Muster errichteten Zellengefängnisses — liegt am Westabhang eines mit Wein und Obstbäumen bepflanzten Hügels. Den Mittelpunkt des Baues bildet ein gegen achtzig Fuß hoher, achteckiger Thurm von ziemlich bedeutendem Umfange. An vier sich paarweise gegenüberliegenden Seiten dieses Thurmes

sind dreistöckige, gleich lange Flügelgebäude angebaut, welche breiter sind als die Thurmseite und daher etwas über dieselbe hinausragen. Das ganze Gebäude bildet daher ein rechtwinkliges und gleichschenkliches Kreuz, dessen Kern ein Achteck ist. Diese Form soll wahrscheinlich andeuten, daß das Haus einer „christlichen Idee" seinen Ursprung verdankt.

Diese versteinerte christliche Idee ist von einer im Achteck von weißen Bruchsteinen erbauten Umfassungsmauer umgeben, deren vier längere Seiten den stets durch zwei Flügeln gebildeten rechten Winkeln gegenüberliegen, während die vier kürzern Seiten mit den schmalen Endseiten der vier Flügelgebäude correspondiren. In den Winkelpunkten dieser Umfassungsmauer befinden sich acht runde Thürme, die an der Basis einen größern Umfang haben als oben. Die Kronen der Thürme und Mauer sind mit oben offenen Schießscharten versehen, mehr zur Zierrath, als zu irgend einem praktischen Zweck, er sei denn Ersparung von Mauersteinen.

In der Mitte einer der langen Seiten der Mauer, zwischen dem ersten und vierten Flügel, befindet sich das Thorgebäude, in welchem zugleich das Militairwachtlokal ist. Die Posten sind oben auf der Mauer placirt, zu welchem Ende sich oben ein Gang mit einem eisernen Geländer an der Hofseite befindet und von wo aus man mit Bequemlichkeit den Hof und sämmtliche Fenster des Gefängnisses übersehen kann.

Ist man durch das in der Mauer befindliche eiserne Gitterthor gegangen, so gelangt man an ein hohes, massives, eisernes Flügelthor und tritt durch dasselbe in einen gepflasterten Raum, der rechts und links durch hölzerne Thorwege geschlossen ist. Schreitet man rechts oder links durch diese, so gelangt man in größere, spitzwinklige Hofräume, die durch den Eingang, einen Flügel und die Hälfte einer

Langseite begrenzt sind. Das Ende der Flügel ist mit der Mauer durch andere Mauern verbunden, durch welche Thorwege in den übrigen Theil der Anstalt führen.

Geht man nach Passiren des massiven eisernen Thores weder rechts noch links, sondern gerade aus, einige Stufen hinauf durch eine Doppelthür, so tritt man in einen Gang, welcher durch ein Gebäude führt, in dem sich verschiedene Wirthschaftsräume und auch das Krankenhaus befinden. Dieser Gang mündet in den Mittelthurm.

In den andern drei Winkeln des Zuchthauskreuzes sind die Spazierhöfe angebracht, deren Einrichtung folgende ist: In der Mitte dieser Anlage erhebt sich ein niederes, thurmartiges, schiefergedecktes, kreisförmiges Gebäude, welches etwa fünf und zwanzig Fuß im Durchmesser haben mag. In dieses Gebäude führen fünf und zwanzig Thüren auf einen sehr schmalen Gang, der nach innen zu durch eine kreisförmige Mauer begrenzt wird. Durch diese Mauer führen vier Thüren in den innern Raum des Thurmes, der nur ein Gemach bildet. Vermittelst einer Treppe in demselben steigt man auf eine Gallerie, welche dem erwähnten kreisförmigen Gang als Decke dient. Von dieser Gallerie sieht man durch fünf und zwanzig kleine, dicht unter dem Dach liegende Fenster, in die fünf und zwanzig Spazierhöfe, deren Beaufsichtigung überdies auch vom untern Theil des Thurms durch schießschartenartige Oeffnungen ermöglicht ist, die mit den fünf und zwanzig Thüren korrespondiren. Diese Thüren haben in ihrer Mitte eine große viereckige, durch ein Geflecht von starkem Draht geschlossene Oeffnung.

Diese Spazierhöfe sind Kreisausschnitte, deren Radien acht Fuß hohe, weiß getünchte Mauern bilden. In der Spitze dieses Dreiecks befindet sich der nach dem schmalen Gang des runden Hauses mündende Eingang. Die Grund-

linie des Dreiecks, markirt durch ein Stacket von Gußeisenstäben, ist sieben Schritte lang; die Höhe des Dreiecks zwanzig Schritt, so daß der Flächeninhalt des mit Sand beschütteten Spazierhofes siebenzig Quadratellen beträgt; viele Wohnzimmer haben doppelt so viel. An einer der beiden Mauern ist ein schmales, mit Oelfarbe angestrichenes Dach von Eisenblech angebracht, welches nothdürftigen Schutz gegen einen Regenguß gewährt. An einem der Spazierhöfe fehlt das Eisengitter; er dient als Eingang in den kreisförmigen Gang, auf den die Thüren zu den Höfen münden. Nur das zwischen dem zweiten und dritten Flügel liegende Spazieretablissement hat fünf und zwanzig Höfe; die beiden andern haben zwanzig.

In dem achteckigen Mittelthurm des Hauptgebäudes befinden sich die verschiedenen Verwaltungsbureaus und im obersten Stockwerk die Kirche und Schule. Eine eiserne Wendeltreppe, die im Centrum des Thurms angebracht ist, verbindet die verschiedenen Stockwerke und führt hinunter in die sehr geräumigen, gewölbten Keller. Die Zugänge aus dem Keller des Mittelthurms in die der Flügel sind durch massive eiserne Flügelthore geschlossen; acht hölzerne Thüren führen aus diesem Mittelkeller in die Flügelgebäude. In den unter den Flügelgebäuden liegenden Kellern befinden sich geräumige, verschließbare Lokale, die als Magazine dienen und in dem zwischen ihnen liegenden Raum stehen die großen für die Luftheizung eingerichteten Oefen, an deren äußern Seiten man Klappen mit den Nummern derjenigen Zellen bemerkt, mit welchen sie korrespondiren.

Kirche und Schule liegen im obersten Stockwerk des achteckigen Thurms. Erstere ist sehr sehenswerth, denn der Umstand, daß kein Gefangener den andern sehen darf und doch jeder von ihnen den Prediger sehen und von diesem

und den Aufsehern gesehen werden soll, macht eine eigenthümliche Einrichtung nöthig. Dem Altar gegenüber, vor welchem sich eine Gallerie mit zwei als Kanzeln dienenden Tribünen befindet, erheben sich bogenförmig, amphitheatralisch übereinander erbaute Logen für eine Person, aus denen man nur den Raum vor sich, aber in keinen der andern Gefangenenkirchenstühle sehen kann. Beim Religionsunterricht oder Gottesdienst wird jeder Gefangene in seinem Kirchenstuhl eingeschlossen. Rechts und links von den Kanzeln befinden sich Gallerien für die Aufseher. Die Schule ist nach demselben Princip, nur in kleinerem Maßstabe und mit zweckdienlichen Veränderungen erbaut.

Die vier Eingänge, die aus jedem Stockwerk in die Flügelgebäude führen, sind durch eiserne Gitterthüren geschlossen. Durch sie tritt man in den obern Stockwerken auf eine Gallerie, von welcher hinab man mit einem Blick das Innere eines ganzen Flügelgebäudes übersehen kann. Diese sind einander ganz gleich und die Beschreibung eines derselben genügt.

Man denke sich ein hohles, langes Rechteck, dessen eine schmale Seite an den Thurm stößt, während in der ihr gegenüberliegenden Schlußwand große, mit genarbten Scheiben versehene Fenster befinden, welche nebst einigen in dem Dach angebrachten, den innern Raum des Hauses genugsam erleuchten. In den langen Seitenmauern sieht man drei Reihen kleiner, eichener, mit viereckigen Nägeln beschlagener Thüren sich übereinander erheben. An den Thürenreihen des zweiten und dritten Stockes vorbei, um das ganze Innere herumlaufend, führen schmale Gänge von gerifften Gußeisenplatten, welche an einer Seite mit einem eisernen Geländer versehen sind. Von jedem dieser Gänge, in der Nähe des Mittelthurms, öffnen sich zwei Thüren in das Treppenhaus,

in welchem steinerne Wendeltreppen bis zum Keller hinabführen. Sämmtliche acht Ausgänge in den Hof befinden sich demnach in Winkeln des Kreuzes und sind durch eiserne Gitter und Holzthüren geschlossen. Dicht neben den auf das Treppenhaus führenden Thüren befinden sich die Brunnen.

Die sich über einander erhebenden kleinen Thüren, von denen ich redete, sind die Zellenthüren. Jede derselben ist mit einem Schloß versehen, welches auf der inneren Seite kein Schlüsselloch hat und sich daher nur von Außen öffnen läßt. Oben an der Thür ist ein ovales, weißes Blech angebracht mit der schwarzen Nummer der Zelle. Unter demselben befindet sich das „Beobachtungsloch." Es ist dies eine kleine, mit Glas verschlossene runde Oeffnung in der Thür, die von Außen mit einer kleinen verschiebbaren, eisernen Klappe bedeckt ist und durch welche man das ganze Innere der Zelle übersehen kann. Rechts und links davon hängen kleine Holztäfelchen, auf denen durch ein E. (evangelisch) oder K. (katholisch) die Confession und anderseits durch eine andere Abkürzung die Schulklasse angegeben ist, zu welcher der Bewohner der Zelle gehört.

Unter dem Beobachtungsloch befindet sich die nach Außen sich öffnende, viereckige, verschließbare Fütterungsklappe. Am Boden, rechts von der Thür in der Mauer, bemerkt man eine hölzerne Klappe, welche die Oeffnung schließt, in der sich das Nachtgeschirr befindet und zu welchem der „Sträfling" durch einen innerhalb der Zelle befindlichen Schieber gelangen kann. Aus diesem Behälter, innerhalb der Mauer, führt eine Thonröhre in die Höhe, welche böse Dünste abführen soll.

Ehe Du, lieber Leser, in die Zelle trittst, möchtest Du nicht den Bewohner derselben belauschen? — Genire Dich nicht, er ist gewohnt von weniger wohlwollenden Blicken belauert zu werden, und wenn das Sehen durch das „Be-

obachtungsloch" Besuchern auch eigentlich verboten ist, so kannst Du Dir ja wohl dieselbe Freiheit nehmen, wie die preußischen Lieutenants, die sich häufig dieses Vergnügen machten. Nimm Dich aber zusammen, denn ich setze voraus, Du bist weder ein Puritaner, noch ein Criminalmensch, der „zehn Jahre Zuchthaus" mit derselben Leichtigkeit diktirt, wie ein Kadettenofficier vier und zwanzig Stunden Stubenarrest.

Warum wird Deine Wange bleich? Warum fährt Deine Hand nach dem Herzen? — Du hast den Mann, den Du dort siehst, früher gekannt? Du sahst ihn einst mit elastischem Schritt durch die Straßen gehen und es that Dir wohl, in sein offenes Gesicht, in sein heiteres Auge zu schauen. Die Vorübergehenden grüßten ihn achtungsvoll; Viele blieben stehen und sahen ihm nach, denn sein Name hatte einen guten Klang im Lande, Du warst in seinem Hause und Deine Füße streckten sich unter seinem gastfreien Tisch, an dem mit Dir geistreiche Männer saßen, welche das Volk zu seinen besten zählt und die nun zum Theil auch verbannt, oder in andern Zuchthäusern versorgt sind. Mit Wohlgefallen verweilte Dein Auge auf dem Dich umgebenden Comfort, auf der heiteren, liebenswürdigen Frau vom Hause und auf den rosigen, lieben Kindern. — Du sahst den Mann später hoch zu Roß und Tausende richteten ihre Blicke auf ihn mit Vertrauen und Liebe und folgten seinem Wort. Wo er sich sehen ließ, wehten grüßend Tücher, flogen jubelnd Mützen und alle Zeitungen posaunten sein Lob! „Hort des Volkes," „Krone der Edeln," „Held" — kurz sie gaben ihm überschwenglichere Namen, als man sie in der marianischen Litanei findet. — Jetzt ist er der Sträfling No. 230 zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt als „Hochverräther."

Vor ihm steht — ein Spinnrocken; er spinnt, allein der Ausdruck seines Auges zeigt es an, daß seine Gedanken

nicht bei seiner Arbeit weilen und die Thräne, die still und langsam die abgezehrte, gelbbleiche Wange hinunterrollt, daß er an sein fernes Weib denkt, an seine verwaisten, armen Kinder.

Der Faden reißt; ein flüchtiges Roth überfliegt die blasse Wange und das Auge flammt auf, wie sonst im Gefecht, oder auf der Rednertribüne. Er springt von seinem Sitz und sein Fuß schleudert das Spinnrad hinweg, seine Hand preßt sich gegen die Brust und der nach oben gerichtete Blick schreit einen tiefern Schmerz gen Himmel, als ihn alle Folterqualen mittelalterlicher Gerichtsbarkeit diesem festen Herzen entlockt haben würden. — Ja, die Folter ist abgeschafft. Die Henkersknechte mit ihren glühenden Zangen und blutigen Schürzen haben sich von der Kultur belecken lassen, wie der Teufel selbst; jetzt halten sie Federn in den Händen und tragen schwarze Fräcke; sie lächeln milde und ihr Mund fließt über von frommen Sprüchen.

Dort ist eine leere Zelle offen; treten wir ein. Sie ist sechs Schritte lang und vier breit. Der Fußboden ist mit viereckigen, unglasirten, schwachgebrannten Thonplättchen ausgelegt; die Decke ist zu einem flachen Bogen gewölbt und weiß getüncht; die Wände sind blaßgelb. Der Thür gegenüber ist ein oblonges Fenster angebracht, so hoch, daß man den untern Rand mit ausgestreckten Armen eben berühren kann. Dieses Fenster ist in der Mitte durch ein querlaufendes Holz getheilt; die obere, etwas größere Hälfte des Fensters ist durch ein Schloß am obern Rahmen befestigt, und kann vermittelst eines langen Stockes, an dessen Ende sich ein Ring befindet, geöffnet werden. Durch dieses Oeffnen fällt die obere Fensterhälfte wie eine Klappe in die Zelle zurück auf zwei seitwärts angebrachte Eisenstäbchen, die ein weiteres Aufklappen verhindern.

An der einen längern Wand der Zelle ist oben ein viereckiges, mit starkem Draht vergittertes Loch, aus welchem im Winter die Heizluft strömt; es ist durch einen Schieber von Eisenblech zu verschließen. An der gegenüberliegenden Wand, dicht am Fußboden, befindet sich ein ganz gleiches, jedoch unverschließbares Loch, durch welches der Theorie nach, die verdorbene Luft abziehen soll. Dieses Loch steht durch einen bis in den Keller führenden Kanal mit dem Hofe in Verbindung.

In einer Ecke neben der Thür steht ein Eckschrank, auf dem ein hölzernes oder blechernes Waschbecken, ein irdener Wasserkrug, eine kleine irdene Schüssel zum Essen und Bibel, Gesangbuch und ein Schulbuch ihren Platz finden. Das mittlere Fach ist mit einer Thür versehen, um das Brot darin aufzubewahren, welches durch die Luftheizung augenblicklich ausgetrocknet werden würde, wenn es frei läge.

Dicht vor dem Schränkchen ist ein an der Wand befestigtes Brett, welches heruntergeklappt, auf einem daran befestigten stehend, einen Tisch bildet. Davor, so daß der Sitzende dem Fenster den Rücken wenden muß, steht eine wie der Tisch konstruirte, schmale Bank.

Dem Tisch gegenüber, bis an die Thürwand reichend, ist, gegen die Wand geklappt und vermittelst einer Kette daran geschlossen, das Bett. Es besteht aus einer leichten Bettstelle von Eisen, einer Matraze von Gerstenstroh, gleichem Kopfpolster, wollner Decke und zwei Leintüchern. An derselben Wand ist ein Kleiderriegel befestigt; diesem gegenüber hängt die Hausordnung und darunter ein „biblischer„ Kalender.

Außerdem befindet sich in der Zelle noch das Arbeitsgeräth, welches natürlich, nach der Beschäftigungsart des Sträflings, verschieden ist.

Damit der Leser die Einrichtungen des Hauses kennen lerne, wie sie *sein sollen*, will ich die Hausordnung *wörtlich* hierhersetzen, wie sie nach der kurz vor Entlassung des Justizministers Stabel gemachten Veränderung lautet, und jedem Paragraphen einzelne Erläuterungen hinzufügen:

§. 1. Jeder Sträfling wird, nach einem vorbereitenden Aufenthalt in der *Aufnahmszelle*, wo man ihm die *Haustracht* anlegt und die *Hausregeln* bekannt macht, in eine *Gefängnißzelle* gewiesen, worin er seine Strafzeit außer aller Gemeinschaft mit andern Sträflingen zubringen muß.

Die Haustracht ist ganz dieselbe wie im alten Zuchthause, nur daß in den letzten Jahren statt der blauen Leinwandweste eine von grauer Leinwand getragen wird und die Kopfbedeckung eine andere ist. Im Zellengefängniß besteht dieselbe aus einer viertheiligen, an den Kopf anschließenden Mütze von grobem blauem Tuch, gefüttert mit Sackleinwand; der gleichfalls tuchene Schirm bedeckt, wenn heruntergeklappt, das ganze Gesicht des Gefangenen; für die Augen sind zwei Löcher ausgeschnitten. So maskirt muß der Sträfling stets erscheinen, sobald er, um in den Hof, Kirche, Schule ꝛc. zu gehen, seine Zelle verläßt; kein anderer Sträfling darf sein Gesicht sehen.

§. 2. Erst nach Umfluß des *sechsten* Halbjahres, beziehungsweise des *siebenzigsten* Lebensjahres, findet die Versetzung in gemeinschaftliche Arbeitssäle nach Vorschrift des §. 5. des Gesetzes vom 6. März 1845 statt.

Diese Arbeitssäle befinden sich im Keller. Die Versetzung in dieselben findet auch ausnahmsweise statt, wenn die Einzelhaft die Gefangenen vor der Zeit verrückt gemacht hat, aber doch nicht so, daß ihre Fortschaffung in eine Irren-

anstalt durchaus nöthig ist, wozu man natürlich des Rufes der Anstalt wegen nur in äußerst dringenden Fällen schreitet. Nach Versicherung der Aufseher, die natürlich kein Urtheil haben, sind die Leute in den gemeinschaftlichen Arbeitssälen mehr oder weniger sämmtlich verrückt. Die Gefangenen, welche diese gesetzliche Erleichterung genießen, bringen nur die Arbeitsstunden in den Sälen zu; in den Freistunden, Sonntags und während der Nacht sind sie einzeln in die Zellen gesperrt.

§. 3. Beim Eintritt in die Gefängnißzelle werden ihm alle dazu gehörigen Geräthschaften, Bücher, Werkzeuge u. s. w. nach einem aufgehängten Verzeichniß übergeben, und er ist für deren Erhaltung in gutem Stand verantwortlich. Ein Schild, welches die Nummer seiner Zelle zeigt, hat er jedesmal, wenn er die Zelle verläßt, an der Brust zu tragen, und in der Kirche und Schule oberhalb seines Sitzes aufzuhängen.

Ein solches Verzeichniß habe ich in keiner Zelle bemerkt; es ließe sich auch, was die Werkzeuge anbetrifft, schwer anfertigen, da man damit sehr sparsam ist und manches nothwendige Werkzeug, zur Verzweiflung der Werkmeister, von einer Zelle in die andere getragen werden muß. Man beschäftigte zum Beispiel stets einige Buchbinder und diese hatten immer zu thun; allein die Anstalt besaß nicht einmal einen Glättzahn; man borgte sich einen solchen aus der Stadt und als er zurückgefordert wurde, glättete der Buchbinder mit den Fingernägeln.

Der Sträfling wird außer der Zelle nie mit seinem Namen, sondern stets mit seiner Nummer benannt; selbst wenn die Aufseher unter einander reden, dienen nur Nummern zur Bezeichnung.

§. 4. Die Hauptflichten des Sträflings beſtehen darin:

1) daß er den Beamten und Angeſtellten des Hauſes überall Achtung und Gehorſam erweiſt,
2) daß er mit Fleiß und Aufmerkſamkeit dem Gottesdienſt und Schulunterricht anwohnt,
3) daß er ſein Arbeitstagwerk gut und vollſtändig fertigt,
4) daß er ſich jeden Verſuch enthält, ſeine Mitgefangenen kennen zu lernen, und mit ihnen durch Worte, Zeichen oder Geberden oder ſonſt zu verkehren,
5) daß er überall, in den Zellen, Gängen, Spazierhöfen u. ſ. w. die ſtrengſte Ordnung und Reinlichkeit beobachtet,
6) daß er ſeine Freiſtunden zu religiöſen und ſittlichen Betrachtungen, zum Leſen oder andern nützlichen Dingen verwendet.

Den Unterſchied zwiſchen „Beamten“ und „Angeſtellten“ habe ich eigentlich nie herausfinden können; doch glaub' ich, daß Diejenigen, welche von den Andern unterdrückt werden, die Angeſtellten heißen. Die verlangte Achtung kann natürlich nur auf äußerliche Beweiſe beſchränkt ſein.

Das ganze Perſonal, welches auf dieſe Achtung und Gehorſam Anſpruch macht beſteht aus: dem Vorſtand, gewöhnlich Director genannt; dem Verwalter; den beiden Geiſtlichen; dem Hausarzt; dem Oberlehrer und Lehrer; dem Buchhalter mit einigen Schreibern; den beiden Oberaufſehern und ungefähr zwanzig Werkmeiſtern, Aufſehern und Tagelöhnern, nebſt zwei Portiers und einem Bureaudiener.

§. 5. Der Sträfling ſteht auf ein Glockenzeichen, welches an Werktagen um halb fünf Uhr und an Sonn- und Feiertagen um halb ſechs Uhr gegeben wird,

vom Lager auf, wäscht sich sauber Gesicht und Hände, macht sein Bett, damit es der Aufseher aufklappen und an die Wand schließen kann, verrichtet das vorgeschriebene Gebet und begiebt sich an die Arbeit.

Das Bette klappt Jeder selbst auf und schließt es an die Wand. Das „vorgeschriebene" Gebet hab' ich nie kennen gelernt und ich weiß auch nicht, wie das Hersagen desselben kontrollirt werden könnte. Die Reinlichkeit findet sich mehr in der Hausordnung, wie an den Gefangenen; allein sie erhalten jetzt wenigstens Seife, was früher nicht der Fall war. Sie sollen ein halbes Viertelpfund monatlich bekommen; allein die Sparsamkeit hat dies nicht allein auf die Hälfte reduzirt, sondern die Verwaltung giebt auch nur Seife aus, wenn der Gefangene sich besonders dazu meldet. Daß der in seiner Zelle ganz hülflose, das Bedürfniß der Reinlichkeit fühlende Gefangene oft Blätter aus Gesangbuch und Bibel, oder Streifen seiner Leintücher zu Zwecken braucht, für welche sie ursprünglich nicht bestimmt waren, kann kein Mensch dem Gefangenen zur Last legen, obwohl er dafür sehr strenge bestraft wird.

§. 6. Die Arbeitszeit geht von Morgens fünf bis Abends sieben ein halb Uhr, mit folgenden Unterbrechungen:

1) zum Frühstück und Reinigen der Zelle von sieben bis sieben ein halb Uhr,
2) zur Bewegung im Freien; wobei von Zeit zu Zeit auch Bett- und Kleidungsstücke ausgeklopft werden,
3) zum Mittagessen, wobei wieder gebetet wird, und Ausruhen von zwölf bis ein Uhr,
4) zum Schulbesuch wöchentlich drei Stunden, und

5) zum Kirchenbesuch wöchentlich drei Stunden, beides Vormittags oder Nachmittags, je nach der Classe und Confession, wozu der Sträfling gehört.

Es ergeben sich hiermit elf Arbeitsstunden; das Tagewerk (§. 21) ist jedoch mit Rücksicht auf die Besprechungen mit Beamten ꝛc. entstehenden weiteren Unterbrechungen nur zu zehn Stunden berechnet.

Diese Unterbrechungen sind auf dem Papier sehr gut ausgespitzt; allein gestalten sich in Wirklichkeit durchaus anders und überhaupt in einer Weise, daß die Arbeit sehr gestört ist.

§. 7. Um sieben ein halb Uhr wird zu Abend gegessen, worauf der Sträfling alle scharfe Werkzeuge dem das Bette von der Wand ablösenden Aufseher vor die Thüre giebt. Sein Licht hat jeder Sträfling um acht ein viertel Uhr auszulöschen. Um acht ein halb Uhr legt er sich nach, Verrichtung des vorgeschriebenen Gebetes zu Bette, und darf, Nothfälle ausgenommen, vor vier ein halb Uhr nicht wieder aufstehen.

Ueber das Abnehmen der scharfen Werkzeuge war die Verwaltung mit dem Ministerium fortwährend in Streit, weil es durchaus unnütz und außerdem sehr zeitraubend ist, besonders bei Tischlern, Schlossern und ähnlichen Handwerkern. Wenn es ein Gefangener auch wirklich möglich machte, aus seiner Zelle vermittelst seiner Werkzeuge auszubrechen, was hat er damit gewonnen? nichts. Um die Werkzeuge seiner dreißig Gefangenen abzunehmen und zu zählen, braucht mancher Aufseher eine Stunde, die an der Arbeitszeit verloren geht. Sogar Scheeren und Federmesser wurden abgenommen.

§. 8. Jeden Abend und Morgen wird der Nachttopf gereinigt; und hat der Sträfling, so oft er in den Spa-

zierhof geht, seinen Wasserkrug mitzunehmen, und auf dem Rückweg frisch zu füllen.

In den ersten Jahren mußte noch jeder Sträfling sein Nachtgeschirr selbst reinigen. Zu dem Ende wurde gleich nach dem Aufstehen die Zelle geöffnet und jeder, seinen eisernen Henkeltopf vor sich tragend, eilte damit auf die beiden am Ende des Flügels jedes Stockes gelegenen Abtrittszellen, in denen zu diesem Zwecke ein Zinkblechtisch mit einer selten laufenden Wasserröhre und eine Ruthe von Reisern vorhanden waren. In diese Zellen durfte nur immer ein Sträfling auf einmal gehen und da sich zwei derselben, trotz ihrer Masken, nie begegnen dürfen, so mußte jeder den Weg um den ganzen Flügel herum machen, um wieder in seine Zelle zu gelangen. Das Getrampel der nägelbeschlagenen Schuh auf den dünnen Eisenplatten der Gallerieen war unausstehlich und die Morgenluft noch mehr. Da es vorkam, daß Gefangene bei diesen Morgenspaziergängen sich mit einander unterhielten, so fand man es zweckmäßig, die Reinigung der Nachtgeschirre durch einen bestimmten Gefangenen in jedem Stockwerk eines Flügels besorgen zu lassen, was übrigens nur einmal des Tages geschah.

§. 9. Alle Monate erhält der Sträfling ein Fußbad und alle zwei bis drei Monate ein Körperbad. In angemessenen Fristen werden ihm die Bart- beziehungsweise Kopfhaare abgenommen. Das Leibweißzeug wird alle Sonntage, und das Bettweißzeug alle vier bis sechs Wochen gewechselt.

Die Badeeinrichtung ist keineswegs, wie man es in andern öffentlichen Anstalten gewohnt ist und läßt in Bezug auf Reinlichkeit viel zu wünschen übrig. In den Badezellen hängt eine „Badeordnung", in welcher befohlen ist, daß die Wärme des Wassers nicht über achtzehn (oder zwanzig) Grad

sein und der Badende nicht über eine bestimmte Zeit im Wasser bleiben solle; allein es fällt Niemand ein, sich danach zu richten, da kein Thermometer vorhanden ist. Nach der alten Hausordnung sollten alle vierzehn Tage Fußbäder gegeben werden.

Die ganz entsetzlich schlecht gewaschene Wäsche ekelt jeden an Reinlichkeit gewöhnten Menschen an und umsomehr, als man die von andern Gefangenen schmutzig gemachte tragen muß; Strümpfe sind ganz gemeinschaftlich, ebenso Bettwäsche; Hemden und Taschentücher haben die Zellennummer und mit jedem Wechsel erbt man dieselben nebst allen Andenken. — Als Barbier und Friseur fungirt der Wundarzt.

§. 10. So oft der Sträfling die Zelle verläßt, hat er den Schirm seiner Mütze herunterzuklappen, und wenn mehrere zugleich sich in Bewegung setzen, wie beim Gang in die Kirche, Schule, in den Hof u. s. w., eine Entfernung von wenigstens fünfzehn Schritten vom Vor- und Nachmann einzuhalten und stets rasch zu gehen.

§. 11. Im Spazierhof muß der Sträfling im Geschwindschritt an den langen Seiten auf- und abgehen, oder, je nach Vorschrift, sonstige Leibesübungen machen.

Ich habe nie gehört, daß irgend Jemandem „sonstige Leibesübungen" vorgeschrieben worden wären. Die Zeit des Aufenthaltes in freier Luft wird stets auf unverantwortliche Weise verkürzt und überhaupt viel zu sehr als Nebensache betrachtet. Da der Ersparniß wegen so wenig als nur immer möglich Aufseher angestellt sind, so haben diese Leute so viel zu thun, daß sie nicht wissen, wo ihnen der Kopf steht. In jedem Spazierhof hat ein Aufseher die Aufsicht, ein an-

derer in jedem Flügel das „Laufenlaſſen“ *), ein dritter muß beim Hinunter- und Heraufgehen auf der Treppe ſtehen, um zu verhindern, daß die Gefangenen ~~nicht~~ mit einander ſprechen. Dazwiſchen iſt Kirche und Schule u. ſ. w., ſo daß der Aufſeher „den Hof abmacht“ ſo ſchnell als es nur immer geht. Für denſelben iſt jedes Mal für jede ſpazierende Partie eine halbe Stunde feſtgeſetzt; allein in dieſe Zeit iſt das Hinauslaſſen und Heraufgehen mit eingerechnet, ſo daß bei aller Eile nur zehn bis fünfzehn Minuten zur Bewegung in freier Luft übrig bleiben.

Ueberdies kann die beſte Zeit nicht gewählt werden; manche Partieen gehen lange vor Sonnenaufgang in den Hof; andere wenn es faſt dunkel iſt, oder grad in der Mittagsſtunde, wenn die Sonne zwiſchen den engbeiſammen ſtehenden Mauern mit aller Kraft brennt; von Schatten iſt da nicht die Rede und wer unter dem Regendach einen Schutz ſucht, kommt aus dem Regen in die Traufe, denn hier iſt es abſolut nicht zum Aushalten und die von dem faſt glühend heißen Blech ausſtrahlende Wärme außerordentlich groß. — Auf den Regen wird ebenſowenig Rückſicht genommen und der dünngekleidete Gefangene kommt oft durch und durch naß in die kalte Zelle zurück und muß die Kleider am Leibe trocknen laſſen. — Dabei ſind die Spazierhöfe ſo unzweckmäßig angelegt, daß das Waſſer in dem Gang des runden Hauſes und in den Höfen ſich anſammeln muß, und im Winter fällt es ſelten einmal Jemand ein, den fußhohen Schnee aus den Höfen zu entfernen. Die Gefangenen thäten es gern, wenn ſie nur Werkzeuge hätten; allein die Armſeligkeit in dieſem Hauſe iſt über alle Beſchreibung groß.

*) Es iſt das nicht irgend eine Krankheit und ſollte wohl eigentlich das „Gehenlaſſen“ heißen; es iſt damit die Function des Oeffnens der Zellen und Herauslaſſen der Sträflinge gemeint.

Früher war der Raum um die Spazierhöfe eine Sandwüste; nur längs der Flügel liefen Rabatten mit Buschwerk und Blumen. Später verwandelte man einen Theil des Hofes sehr zweckmäßig in einen Gemüsegarten, dessen Ertrag der Küche zu gut kam und legte auch nahe den Spazierhöfen freundliche Blumenbeete an, was einer menschenfreundlichen Absicht seinen Ursprung verdankt. Der Blick auf dieselben erfreut das Auge der Gefangenen. Aus diesem Gemüsegarten entspringt aber eine der größten Plagen des Hauses, von der ich nothwendig reden muß, so wenig angenehm der Gegenstand auch ist.

An jedem Flügel befinden sich zwei tiefe, ausgemauerte Gruben, in welchen die Abtritte ihren Abfluß haben; es sind deren acht vorhanden und eine neunte liegt vor dem Mittelthurm. Früher wurden diese Latrinen bei Nacht geleert; allein das fand Anstand und es geschah später bei Tage, die Gegend ringsum für eine Viertelmeile verpestend; allein die Sache war doch in einigen Tagen abgemacht; seit aber der Hof ein Gemüsegarten ist, behält die Anstalt den Dünger selbst und es vergeht fast kein Tag, an dem nicht die ekelhafte, verpestende Jauche auf die Felder gepumpt wird. Besonders geschieht dies nach jedem Regen und statt der erfrischenden Luft, athmet der im Hof spazierende Gefangene mephistische Dünste ein. Diese dringen durch alle Fenster und Thüren; aber das nicht allein; die in den Heizapparaten gewärmte Luft kommt aus dem Hofe und geht in die Zellen. Diese geröstete Stinkluft ist das Entsetzlichste was ich kenne und erzeugte bei mir fortwährend Uebelkeiten, so daß ich mich oft übergeben mußte, wenn ich nur einen Löffel Suppe in den Mund nahm. Der charakteristische Geruch des Hauses ist ein Kompositum von Abtritt und Zwiebelsuppe; wenn Besuch kommt riecht's dagegen nach Wachholderbeeren. Es soll

zwar alle Morgen im Hause damit geräuchert werden; allein das geschieht nur höchst unregelmäßig. — Vergebens habe ich die Beamten auf die Mittel zum Desinfiziren der Latrinen aufmerksam gemacht, wie sie in Paris und in preußischen Gefängnissen angewandt werden; die Sache war für das arme Baden zu kostspielig; man schüttete in eine der ungeheuren Gruben ein paar Pfund Eisenvitriol, rührte mit einer Stange umher und der rührende Beamte sagte, es habe — ganz ungeheuer gestunken. Die Sache unterblieb also.

§. 12. Jeder erhält täglich wenigstens sechs Besuche von Beamten und Angestellten des Hauses in der Zelle, und dabei Gelegenheit zu Unterredungen, so wie zum Vorbringen von Anfragen, Bitten und Beschwerden, welche sämmtlich entweder sogleich oder bis zum andern Tag beim Vorstand ihre Erledigung finden. Begnadigungsgesuche, welche der Sträfling vor Ablauf der halben Strafzeit vorbringt, werden in der Regel nicht berücksichtigt.

Der Vorsteher besucht jeden Gefangenen in der Regel wöchentlich einmal; der Verwalter in langen Zwischenräumen, die Geistlichen alle acht oder vierzehn Tage; der Hausarzt ebenfalls; die Lehrer und Oberaufseher gleichfalls; auch der Buchhalter macht gelegentliche Besuche. Außerdem kommen der Werkmeister, welcher das von dem Gefangenen getriebene Handwerk unter sich hat, und der Zellenaufseher, wenn er das Bett abschließt. Fremde Aufseher dürfen jetzt nicht mehr in Zellen gehen, wo sie nichts zu thun haben. Diese Zahl der Besuche ist für alle in dem Paragraphen genannten Zwecke vollkommen hinreichend und will Jemand einen der Beamten in besonderer Absicht sprechen, so braucht er nur den Wunsch zu äußern und es wird demselben freundlich entsprochen werden. — Das kostet nichts. —

§. 13. Außer den regelmäßigen Besuchen des Vorstehers und Verwalters, der betreffenden Geistlichen, des Hausarztes, Hauslehrers, der Ober- und Unteraufseher erhält der Sträfling hin und wieder auch von Mitgliedern des Aufsichtsrathes, des Justizministeriums und anderer Staatsbehörden, sowie von Privatpersonen, welche besondere Erlaubniß dazu erlangen, von letzteren jedoch nicht gegen seinen Willen, Besuch auf der Zelle.

§. 14. Glaubt der Sträfling zu einer andern Zeit, als er demnächst Besuch zu erwarten hat, schneller Hülfe in gesundheitlicher oder anderer Beziehung zu bedürfen, so hat er mittelst des in jeder Zelle befindlichen Griffes die Gangschelle anzuziehen. Schellen ohne Noth wird dagegen mit Strafe belegt.

Durch das Ziehen an einem kleinen Ring an der Thür fällt ein auswärts angebrachter hölzerner Arm herab und die Klingel ertönt. Dieser Arm hängt oft eine halbe Stunde lang herunter, ohne daß Jemand käme, und wer am Tage irgend einen Anfall hätte, könnte zehn Mal gestorben sein, ehe Hülfe erschiene. Das Schlimmste ist, daß das Klingeln nicht wiederholt werden kann sobald der Arm einmal herabgefallen ist. Es schellt übrigens fortwährend, denn bald fehlt Diesem bald Jenem etwas zu seiner Arbeit und daher die Gleichgültigkeit. Ein Schellen während der Nacht findet jedoch sehr schnelle Beachtung.

§. 15. Leichterkrankte werden in den Gefängnißzellen behandelt, Schwerkranke dagegen in die Zellen des Krankenhauses verbracht.

§. 16. Briefwechsel mit auswärtigen Personen findet nicht ohne Vorwissen des Vorstehers und der Geistlichen der Anstalt Statt, welche die Briefe, nur

insofern sie nichts Bedenkliches oder Unschickliches enthalten, an die Adresse besorgen dürfen.

§. 17. Höchstens zwei Briefe darf ein Sträfling monatlich abgehn lassen und ebenso viele empfangen.

Sonst hieß es in der Hausordnung, „daß Briefe, die nicht befördert werden könnten, unter Bezeichnung der anstößigen Stellen zurückgestellt werden sollten." Unter dem ersten Director, Dr. Dietz, erhielt ich mehrere solche Briefe zurück, so daß ich doch sehen konnte, was im Zuchthause als „bedenklich und unschicklich" angesehen wurde. Unter dem neuen Director erhielt ich sie nie; enthielten sie — wie das nicht selten der Fall war — Ausfälle gegen das Ministerium, so wurden sie demselben mitgetheilt. Das Lesen dieser Briefe ist Sache des Geistlichen. Damit die Briefe nicht zu lang werden und die Zeit nicht zu sehr in Anspruch nehmen, hat man das Format des gelieferten Briefpapiers allmählig immer kleiner eingerichtet. Die Briefe, sowohl die abgehenden als ankommenden, sind sämmtlichen „höheren Beamten" d. h. allen außer den Aufsehern, zugänglich (letztern, wenn sie grad' wollen, auch) und man studirt sie, um daraus den Charakter der Gefangenen kennen zu lernen. Nichts ist thörichter als diese Ansicht! Auf all diese Heuchelbriefe, welche Directoren und Pfarrer solcher Anstalten drucken lassen, um den segensreichen Einfluß der Einzelhaft zu beweisen, ist nicht das Geringste zu geben. Die Gefangenen machen sich gegen die Aufseher, mit denen sie vertraut sind, selbst darüber lustig. Ich werde noch später darüber reden.

§. 18. Besuche von Verwandten und Freunden, welche sich als solche ausweisen können und im guten Leumund stehen, darf der Sträfling je einmal monatlich im Sprachzimmer unter der vorgeschriebenen Aufsicht annehmen.

Was der Carlsruher Staatsstyliſt in dieſem Paragraphen eigentlich mit dem „je“ will, verſtehe ich nicht; der Sträfling darf den Monat im Ganzen nur einen einzigen Beſuch im Sprachzimmer auf eine halbe Stunde annehmen, jedoch nicht an Sonn- und Feiertagen. Früher empfing man die Beſuche im Zimmer des Oberaufſehers in deſſen Gegenwart, allein die Einrichtung des Sprachzimmers wurde wegen der politiſchen Gefangenen beſchleunigt. Daſſelbe liegt in dem Thorgebäude, dicht neben dem maſſiven eiſernen Thor und beſteht aus einem düſtern Zimmer, welches durch ein bis zur Decke reichendes, enges Drahtgitter und ein anderes von ſtarkem Holz in drei Abtheilungen geſchieden iſt, in deren jede eine Thür führt. Hinter dem engen Gitter ſteht der Beſuchende; in der mittleren Abtheilung der beaufſichtigende Beamte und hinter dem Holzgitter der Sträfling, der von innerhalb des eiſernen Thors durch eine ebenſo maſſive kleine Eiſenthür in das Zimmer tritt. Die Beſuchenden ſehen ſich nur unvollkommen, denn ſie ſtehen einige Schritte von einander entfernt und können ſich nicht einmal die Hand geben.

§. 19. Die Sonntage ſind arbeitsfrei, ebenſo alle chriſtliche Feiertage und der Geburtstag des Großherzogs. Die Iſraeliten begehen gleichmäßig ihre höchſten Feiertage, wogegen ſie an den chriſtlichen Feiertagen ſtille Arbeit verrichten.

An ſolchen Tagen beſchäftigt ſich der Sträfling mit Leſen, Schreiben und Zeichnen, namentlich mit Niederſchreibung des Hauptinhalts der angehörten Predigt, und Fertigung der Schulaufgaben.

§. 20. Für beſondere Aufmerkſamkeit und erfolgenreichen Fleiß im Schulunterricht können den Sträflingen Belohnungen an Büchern, Vorlageblätter ꝛc. oder Werkzeuge zum künftigen Lebensberuf zu Theil werden.

Durch das „können“ ertheilt das Justizministerium die Erlaubniß; allein obgleich ich so ziemlich Alles erfuhr, was im Hause vorging, habe ich doch das Unglück gehabt, nie die Austheilung solcher „Belohnungen“ in Erfahrung zu bringen.

§. 21. Die Beschäftigungsart des Sträflings bestimmt die Verwaltung. Sie besteht in harter Arbeit, und wird ihm, wenn er noch nicht darin erfahren ist, der nöthige Unterricht ertheilt.

Der Arbeitsertrag gehört der Verwaltungscasse. Für jedes volle Tagewerk wird jedoch dem Sträfling ein Kreuzer und für die Mehrarbeit so viel gut geschrieben, als der aufgehängte Tarif bestimmt.

Er kann hierüber eine Gegenliste führen, welche der Werkaufseher von Zeit zu Zeit mit seinen Einträgen vergleicht.

§. 22. Ueber die Hälfte des durch Mehrarbeit erworbenen Betrages darf der Sträfling mit Bewilligung des Vorstandes zu seinem oder seiner Freunde Gunsten verfügen.

Alle sechs Monate wird ihm eine Abrechnung über sein Guthaben in einem besondern Büchlein zur unterschriftlichen Anerkennung vorgelegt.

Meine Ansicht über die Arbeit werde ich später aussprechen und nur in Bezug auf §. 22 bemerken, daß derselbe in der alten Hausordnung anders lautete. Es hieß darin: „Geistige Getränke, Tabak, Käse und sonstige Reizmittel sind jedoch untersagt.“ — In einem Brief, den der Ministerialrath von Jagemann mit nach Hause nahm, sagte ich, daß bei dem Besuch meiner Frau ein Aufseher habe anwesend sein müssen, um zu verhindern, daß sie mir nicht

etwa heimlich einen „Käse oder sonstiges Reizmittel“ in die Hand drücke, — und dieser Passus blieb weg, wie denn überhaupt verboten wurde, irgend welche Lebensmittel zu kaufen, was früher gestattet war. Eine Brotzulage verkauft die Verwaltung an Hungrige, die Ueberschuß haben, selbst. —

§. 23. Bei dem Abgang aus der Anstalt empfängt jeder Sträfling den Rest seines Guthabens, ohne Abzug gegen Bescheinigung. Auch wird er, sofern die von ihm ins Haus gebrachten Kleider nicht mehr brauchbar oder zur Verhütung des Verderbens veräußert sind, mit genügender Kleidung auf Kosten der Anstalt versehen.

§. 24. Uebertretungen dieser und sonst dem Sträfling bekannt gemachter werdenden Vorschriften haben die gesetzlichen Hausstrafen zur Folge, welche in Verweis, Entziehung oder Beschränkung von Vergünstigungen, Dunkelarrest, Hungerkost, Entziehung des Bettes, Strafstuhl oder Anlegung von Ketten bestehen können.

Die Lokale für den Dunkelarrest befinden sich in ebener Erde in den runden Thürmen der Ringmauer. Sie sind wie ihr Name anzeigt, dunkel; allein zu gleicher Zeit förmlich verpestet, da sie beständig benutzt werden und keine genügende Mittel vorhanden sind, die Luft darin zu erneuern. Ein „höherer“ Beamter sagte mir, er möchte um keinen Preis auch nur eine Stunde darin zubringen. Nach dem neuern Gesetz wird Zuchthausstrafe schon durch das Urtheil oft durch eine sehr bedeutende Anzahl von Dunkelarresttagen mit Hungerkost verschärft; als ob der Hunger bei der gewöhnlichen Kost nicht arg genug wäre! Die Hungerkost besteht aus täglich zwei Schoppen mittelmäßiger Hundesuppe.

Der Strafstuhl ist eine schöne Erfindung, die sich wahrscheinlich noch aus dem Mittelalter herschreibt. Er ist ein gradlehniger Armsessel auf welchem der Delinquent vermittelst Riemen um Hals, Brust, Leib, Arme und Beine fest angeschnallt wird, so daß die Circulation des Blutes stockt, was unerträgliche Schmerzen verursacht und zu Zeiten das Blut aus Nase und Ohren heraustreiben soll. Hartnäckige Sünder ließ man gegen sechs Stunden auf diesem Moquirstuhl europäischer Cultur. Die Folter ist übrigens in Baden abgeschafft und die Prügelstrafe gleichfalls.

§. 25. Gegen solche Straferkenntnisse, wofür theils der Vorstand, theils der Aufsichtsrath zuständig ist, steht dem Sträfling der Recurs, in der Regel jedoch ohne aufschiebende Wirkung an den Aufsichtsrath, beziehungsweise das Justizministerium zu.

Ohne aufschiebende Wirkung! — Es muß großen Trost gewähren, nach sechsstündigem Sitzen im Strafstuhl ein Erlassen dieser Strafe zu erlangen. Beschwert man sich über den Director oder irgend einen andern Beamten beim Justizministerium, so schreibt dieses an die Verwaltung, damit sie über die Sache berichte und nach diesem Bericht allein wird entschieden, da dem Gefangenen gar kein Glauben geschenkt wird, was jedenfalls ein sehr beruhigendes Verfahren für die Gefangenen ist.

Nachdem ich nun durch Beschreibung des Hauses und Mittheilung der Hausordnung in den Stand gesetzt habe, über die Verhältnisse eines Gefangenen wenigstens oberflächlich zu urtheilen, will ich meinen nähern Bemerkungen über die Anstalt in Bruchsal einige allgemeinere in Bezug auf das System vorausschicken.

Durch jedes Verbrechen erleidet der Staat gewiſſermaßen einen Verluſt an ſeinem moraliſchen Kapital, welcher durch die bloße Sühne nicht erſetzt werden kann; die Thatſache des Verbrechens bleibt. Das Defizit wird aber nicht allein erſetzt, ſondern es wird noch ein Ueberſchuß gewonnen, wenn die Strafe der Art eingerichtet iſt, daß ſie den Verbrecher beſſert.

Dieſe Auffaſſung der Strafe iſt jetzt allgemein anerkannt und es handelt ſich nur darum, ein Syſtem aufzufinden, durch welches die verſchiedenen Zwecke erreicht werden. Der Hauptzweck iſt und muß die eigentliche Strafe, die Beſſerung ihr untergeordnet bleiben. Dieſe Ordnung umkehren heißt gegen den Geiſt der Geſetze, den Begriff der Strafe und gegen denjenigen Theil des Volkes ſündigen, der kein Verbrechen beging und nicht im Stande iſt, ſich die in einer Strafanſtalt gebotenen Vortheile zu ſichern. Daß dies möglich iſt in einem Staate, iſt ein Mangel unſeres Regierungsſyſtems, welcher wieder aus der Verrückung des natürlichen Staatsſchwerpunktes entſteht, der zur regelmäßigen Bewegung außerordentliche — koſtſpielige — Hülfen nöthig macht. Koſteten die ſtehenden Heere und die Aufrechthaltung des „angeſtammten Herrſcherhauſes“ nicht ſo viel, dann würde man Mittel für die Erziehung des Volkes übrig behalten.

Es iſt und bleibt eine abſolute Ungerechtigkeit, daß den Verbrechern durch die Strafe Vortheile gewährt werden, welche ein großer Theil des Volkes nicht im Stande iſt, ſich zu verſchaffen, als da ſind: Wohnung, Nahrung, Kleidung und Unterricht; es iſt dies eine Satyre gegen unſere ſtaatlichen und ſocialen Einrichtungen. Die Verbrechen würden abnehmen, wenn der Staat dafür ſorgte, daß die Anſtalten für Unterricht und Erziehung ſelbſt dem Aermſten zugänglich wären; wenn von Jugend auf mehr dahin gewirkt würde, die

Achtung vor dem Gesetz als das Höchste darzustellen, wenn in den Schulen, statt die Kinder mit dem Auswendiglernen abgeschmackter Dinge zu quälen, diese über ihre staatlichen Rechte und Pflichten aufgeklärt würden und endlich, wenn durch manche Regierungen selbst ein besseres Beispiel gegeben würde. So lange solche es förmlich zu ihrem Studium machen, die Verfassungsgesetze zu verletzen und sich von denen ihnen durch dieselben auferlegten Pflichten zu befreien, wie soll der gemeine Mann Ehrfurcht vor dem Gesetze behalten, dessen Schutz für ihn so schwer zu erlangen ist und von dessen Wirkungen er fast nur die nachtheiligen und ihn bedrückenden erfährt?

Doch dies nebenbei. Selbst wenn der Wille vorhanden wäre, diesen Zustand zu ändern, würden dazu Menschenalter erforderlich sein und die Gegenwart verlangt ihr Recht. Die Regierung hat nicht die Macht, die Neigungen derjenigen Völkerklasse, aus welcher erfahrungsmäßig die meisten Verbrecher hervorgehen, im Interesse der Gesetze zu veredeln; sie kann dieselbe nicht zwingen, die Mittel zu dieser Veredlung, wenn sie solche auch wirklich anschaffen sollte, zu benutzen; ja sie vermag nicht einmal das Bewußtsein des Bedürfnisses derselben durchweg zu erregen.

Die Verbrecher hat sie jedoch in ihrer Hand und sie handelt klug und weise, wenn sie ihre Gewalt dazu anwendet, denselben die Mittel zur Besserung aufzuzwingen, selbst auf Kosten der Billigkeit und Gerechtigkeit, und um so mehr, als das Resultat jedem Staatsangehörigen zu gut kommt. Wie die Dinge einmal sind wird die Gerechtigkeit oft weit schreiender verletzt, ohne daß dem Volk daraus der mindeste Nutzen erwächst; ein gebesserter Verbrecher ist aber ein absoluter Gewinn für Regierung und Volk und bringt beiden mehr Nutzen und Ehre, als standgerichtliche Hinrichtung von fünf-

zig vom größeren Theil des Volks verehrter und nur allein von der Regierung gehaßter „Hochverräther."

Welches nun aber auch die Meinungen über die angeregten Fragen ſein mögen: darüber ſind gewiß Alle einig, daß ein Straffyſtem, durch welches die Verbrecher verſchlechtert werden, nichts taugt. Ich halte es für überflüſſig zu beweiſen, daß eine ſolche Verſchlechterung durch das Zuſammenleben und den mehr oder weniger freien Verkehr der Verbrecher unter einander in den gewöhnlichen Strafanſtalten wirklich ſtattfindet.

Es iſt dies eine durch die Erfahrung hinlänglich erwieſene Thatſache.

Abſonderung der Verbrecher von einander ſcheint mir daher das Grundprinzip, welches jedem vernünftigen Gefängnißſyſtem als Fundament dienen muß. Menſchen ſind geſellige Geſchöpfe; in Gemeinſchaft wird jedes Unglück, jede ſchwierige Lebenslage leichter ertragen; Abſonderung iſt daher eine Verſchärfung der Strafe. Es bleibt nun zu unterſuchen, wie weit dieſe Verſchärfung gehen kann, ohne die verſchiedenen in der vernünftigen Strafe involvirten Zwecke und die Wichtigkeitsverhältniſſe, in welchem ſie zu einander ſtehen, zu gefährden: kurz es handelt ſich darum, wie weit man von der abſoluten Iſolirung abgehen muß.

Nach dem Vorhergeſagten würde ſich als Ideal der Strafe eine ſolche feſtſtellen, welche bei geringſter Gefährdung körperlicher und geiſtiger Geſundheit die der Würde des Geſetzes und der Größe des Verbrechens angemeſſene Sühne und größeſte Wahrſcheinlichkeit der Beſſerung in ſich ſchließt und zu gleicher Zeit die Gerechtigkeit gegen geſetztreue Staatsangehörige ſo wenig als möglich verletzt.

Ein anderes Strafmoment habe ich bis jetzt vollkommen unberückſichtigt gelaſſen; in alten Zeiten wurde es als das

Hauptmoment betrachtet: das Abſchreckende der Strafe. Man ſuchte dieſen Hauptzweck ſonſt dadurch zu erreichen, daß man die Strafen ſo barbariſch als möglich einrichtete und hauptſächlich den Körper für Sünden peinigte, welche der Geiſt begehen hieß. Die Erfahrung hat gelehrt, daß durch die barbariſchen Körperſtrafen die Menge der Verbrechen nicht vermindert wurde und man iſt davon zurückgekommen. Man ſtraft jetzt, und mit größerer Gerechtigkeit, mehr durch Einwirkung auf den Geiſt. An und für ſich ſind dieſe Strafen bei Weitem härter, und verdienen in ihrer rückſichtsloſen Anwendung weit mehr den Vorwurf der Grauſamkeit, als irgend welche Körperſtrafen, die nur das rohe Mittelalter verhängen konnte. Das Zerreißen der Glieder, das Brennen mit glühenden Eiſen u. ſ. w. zeigte ſich jedem Zuſchauer als etwas Entſetzliches; — geiſtige Qualen ſind aber erſt nach längerer Einwirkung in ihren Reſultaten ſichtbar und der große Haufe verſteht ſie meiſtens nicht; er hat keine Idee von ihnen, bis er ſie ſelbſt empfindet; die neue Methode der Strafe iſt härter, allein ſie ſchreckt weniger ab, weil weniger verſtanden. Dieſer Vorwurf des Nichtverſtehens trifft ſelbſt Leute, die auf Bildung Anſpruch machen; bei ihren Speculationen laſſen ſie daher höchſt wichtige Momente entweder gänzlich aus dem Spiel, oder legen ihnen nicht genug Wichtigkeit bei, weil ſie in ihrem Dünkel nicht begreifen, daß ſie Etwas nicht begreifen. Daher die harte Vorſchläge von Seiten verſtändiger Männer, denen man im Allgemeinen keine Härte des Gemüths zur Laſt legen kann; unter ihnen recht viele ſehr fromme und geachtete Geiſtliche, weil man grade bei dieſen den oben erwähnten Dünkel ſo ſehr häufig findet. — Diejenigen alſo, welchen das Recht zuſteht, Strafen zu verhängen, ſollten beſonders vorſichtig in Bezug auf

ſolche ſein, deren Tragweite ſie nicht zu beurtheilen vermögen.

Andererſeits giebt es wieder Männer, welche ſich, durch die Lebhaftigkeit ihrer Phantaſie alarmirt, zu übergroßer Milde hinneigen und dabei nicht vergeſſen, daß die Strafe ihren Hauptzweck verfehlt, wenn ſie nicht als Strafe gefühlt wird.

Indem man nun über das richtige Strafmaaß nachdenkt und dabei ſtets ſtrebt, dem Grundſatz von der Gleichheit vor dem Geſetz Rechnung zu tragen; indem man die Ausſagen Derjenigen vergleicht, welche die Reſultate der Strafen beobachteten, oder ihre Wirkungen an ſich ſelbſt erfuhren, ſtößt man auf die überraſchendſten Dinge, aus deren widerſprechendem Charakter man ſich kaum herauswickeln kann. Schon bei körperlichen Strafen wundert man ſich über ihre verſchiedene Wirkung; Dieſer bricht unter dem dritten Knutenſtreich zuſammen; Jener erträgt ein vierfaches Maaß, ohne die Miene zu verziehen. Sind dieſe Beiden gleich hart beſtraft? — Bei gegen den Geiſt gerichteten Strafen macht man noch weit überraſchendere Erfahrungen und kommt zu der Ueberzeugung, daß bei ihnen ſtarre Uniformität nicht durchzuführen ſei, wenn man die mit Rückſicht auf Erreichung des Strafzweckes und des Zuſtandes der Majorität der Verbrecher, feſtgeſtellte Strafnorm und deren beabſichtigte Tragweite im Auge behält.

Nachdem ich dieſe Bemerkungen vorausgeſchickt habe, will ich die Einrichtungen der Bruchſaler Strafanſtalt näher betrachten und dem Leſer das Urtheil überlaſſen, in wie weit durch dieſelbe das erreicht wird, was ich hier als Zweck der Strafe angab.

Die Bruchſaler Anſtalt iſt nach dem Muſter des engliſchen Zellengefängniſſes in London (Pentonville) angelegt

und eingerichtet; allein man hat nicht sklavisch nachgeahmt, sondern Abänderungen gemacht, wie sie wegen Verschiedenheit der Volks- und Regierungsgewohnheiten für nöthig erachtet wurden. Daß diese Abweichungen meistens zum Nachtheil der Gefangenen ausfallen und dadurch bedeutende Ersparnisse für die Verwaltung erzielt werden, kommt daher, weil der Geist der Regierungen und der Geldbeutel beider „Reiche" sehr verschieden sind. Zunächst will ich das Gebäude und die aus demselben, den Strafzweck gefährdenden Uebelstande berücksichtigen.

Die Anstalt in Bruchsal kostet über eine Million Gulden und präsentirt sich von Außen sehr stattlich. Dem Hauptgebäude hat man einen röthlichen Anstrich gegeben, so daß es aussieht, als ob es von rothen Backsteinen erbaut wäre. Die Lage ist eine günstige, auch in sofern, als sie das Zuführen von Trinkwasser von den die Anstalt überragenden Hügeln sehr erleichtert.

Trotz aller äußerlichen Stattlichkeit läßt der Bau doch sehr viel zu wünschen übrig, was dem Baumeister nicht allein zur Last gelegt werden kann, sondern weit mehr einer närrischen Einrichtung, die in Baden und verschiedenen andern Ländern von den Regierungen beliebt wird. Diese Einrichtung ist die Quelle sehr vieler Uebel und fast aller in der Bruchsaler Anstalt; deßhalb muß ich etwas näher darauf eingehen.

Es herrscht nämlich der Gebrauch, alle Staatsbauten, Lieferungen u. s. w. dem „Mindestfordernden" zu überlassen; Alles geschieht in Baden auf dem „Subhastationswege" und die Regierung ist davon so eingenommen, daß Witzlinge sagen, selbst Minister und andere Beamte würden auf demselben angestellt. Auf diesem Wege ist der Staat stets so schlecht als möglich bedient und macht nicht einmal Erspar-

nisse, wenigstens nicht an den Bauten, die fortwährender, höchst kostspieliger Reparaturen bedürfen, die wieder nichts taugen, weil auf „dem Subhastationswege“ gemacht.

Nach der Meinung des Volks nimmt die Regierung von demselben so viel sie nur immer bekommen kann und es fällt Niemand ein, auf den Vortheil derselben bedacht zu sein. Handwerksleute wollen und müssen von ihrem Verdienst leben und streben natürlich danach, so viel als möglich zu verdienen. Der gewöhnliche Kunde, der den von dem Arbeiter verlangten Preis bezahlt, kann darauf rechnen, daß er besser bedient wird, als die Regierung. Wird der Kunde zufrieden gestellt, so bleibt er; allein die Regierung gibt die nächste Arbeit demjenigen, der sie noch billiger liefert.

Der Handwerker oder Lieferant für die Regierung steigt, wegen der Größe der Bestellung, zu dem alleräußersten Preis herunter und oft darüber hinaus, in der sehr gerechtfertigten Hoffnung, dem „sachverständigen“ Beamten, der die Arbeit prüft, ein X für ein U zu machen. Die Mängel der Arbeit kommen erst viel später zum Vorschein. Außerdem hat ein Baumeister, dem zunächst die Prüfung von Baumaterialien und Bauarbeiten zusteht, eine Menge Gründe, darin nicht zu strenge zu sein und die Lieferanten und Handwerker zu schonen, die er beständig braucht. Auch ist es ein Faktum, daß es überall Beamte giebt, welche für Geld gern durch die Finger sehn und besonders in solchen Ländern, wo die Regierung die mittleren und unteren Beamten sehr bedrückt und erbärmlich bezahlt.

In dem ganzen Gefängnißgebäude in Bruchsal gibt es keine einzige Thüre, kein Fenster, welches ordentlich schlösse, trotz dem, daß man sie seit dem kurzen Bestehen der Anstalt schon sämmtlich ausgebessert hat. Dadurch schon entsteht ein Zug im Hause und sogar in der Zelle, vor welchem

man ſelbſt im Bette nicht Schutz findet und der die Geſundheit von Beamten und Gefangenen ruinirt. Die Fenſterrahmen müſſen von Gußeiſen ſein, damit ſie ſich nicht werfen können; denn die Mangelhaftigkeit derſelben iſt nicht allein ſchlechter Arbeit, ſondern eben ſo ſehr der austrocknenden Luftheizung zuzuſchreiben, vor der kein Holz Stand hält.

Die Ventilation ſo wie die Luftheizungseinrichtung, beide theoretiſch ſehr gut ausgeklügelt, ſind in der Praxis durchaus mangelhaft. In dem engliſchen Muſtergefängniß iſt keine Luftheizung; ich betrachte ſie, in geſundheitlicher Hinſicht, als den allergrößten Uebelſtand der Bruchſaler Anſtalt, wie ich darthun werde. Ihre Einrichtung iſt mangelhaft. Es wird eine ungeheure Menge Heizmaterial verbraucht; allein bei dieſem oder jenem Wind ſind oft ganze Zellenreihen gar nicht zu erwärmen und ich habe erlebt, daß der Hausarzt die Gefangenen einer ſolchen Reihe ins Bette beordern mußte, damit ſie nicht krank würden. Oft kommt ſtatt der warmen Luft kalte aus dem Heizloch und aus dem Abzugsloch ſtrömte dafür Rauch. Das ſind jedoch Kleinigkeiten; das Schädliche liegt im Syſtem der Heizung.

Die Luftheizung mag für die Erwärmung großer Räume, in welchen man nicht Tag und Nacht, ſondern nur einige Stunden zubringt, ſehr zweckmäßig ſein; für Kirchen, Theater, Reitbahnen, Bibliotheken u. ſ. w. giebt es nichts Beſſeres; allein für Behälter von ſechs Schritt Länge und vier Schritt Breite, in denen ein Menſch wenigſtens 23 Stunden des Tages zubringen muß, iſt die Luftheizung nicht allein durchaus unzweckmäßig, ſondern ſelbſt barbariſch.

Ich will es den Chemikern überlaſſen, zu unterſuchen, in wie weit eine Zerſetzung der atmoſphäriſchen Luft durch das Glühen im Ofen ſtattfindet und wie weit eine ſolche

Luft dem menschlichen Körper zuträglich ist; ich halte mich zunächst an die durch die Luftheizung erzeugte Trockenheit. Diese ist während des Winters in der Zelle so groß, daß ein Hygrometer gar nicht mehr ausreicht, ihren Grad anzugeben. Ein Tuch, welches man mit Wasser sättigt, ist in wenigen Minuten vollkommen trocken. Ebenso wie auf dieses Tuch wirkt aber die Heizluft in der Zelle beständig auf den Körper des Gefangenen; sie mergelt ihn förmlich aus und verursacht dadurch die so auffallende Abmagerung; denn die elende, unzureichende Nahrung, schon im Sommer ungenügend, vermag dem Körper die ihm so unaufhörlich entzogenen Säfte nicht zu ersetzen. Mein Leidensgefährte, Pfarrer Schlatter, lobt die Luftheizung; allein er hat wohl keine Ahnung davon gehabt, daß er ihr einen großen Theil der Leiden, die er empfand und den Verlust von fünfzig Pfund Fleisch von seinem Körper verdankt, die ich freilich nicht zuzusetzen hatte.

Es würde nicht schwer sein, den übeln Folgen der Luftheizung wenigstens einigermaßen dadurch vorzubeugen, daß man in die Heizkammern große, flache Gefäße voll Wasser zum Verdunsten hinstellte. Eine solche Vorrichtung würde aber nicht allein den Ankauf solcher Gefäße, sondern auch eine Vermehrung des Personals nöthig machen, was Geld kostet; deßhalb geschieht es nicht. Der Direktor will den Versuch gemacht haben mit einem kleinen Wassergefäß, welches im Heizkanal selbst, dicht vor der Oeffnung in der Halle angebracht war und bemerkt haben, daß die Verdunstung eine äußerst geringe war. Wäre die der Luft gebotene Wasserfläche zwanzig Mal so groß gewesen, die Dicke der aufgelösten Wasserschicht würde wahrscheinlich dieselbe gewesen sein.

Andererseits bietet die Luftheizung wieder manche Annehmlichkeiten und Vorzüge im Vergleich mit andern Heiz-

arten, die für solche Anstalt angewandt werden könnten, daß man keine Versuche scheuen sollte, ihre für die Gesundheit so schädliche Wirkung aufzuheben.

In den ersten Jahren war das Heizloch nicht zum Verschließen und die Fenster konnten von dem Gefangenen nicht geöffnet werden; letzteres hatte stets auf besonderes Verlangen von dem Aufseher zu geschehen. In dieser Zeit wurde noch mit Buchenholz und ohne übermäßige Sparsamkeit geheizt, so daß aus der Heizöffnung ein fast glühend heißer Luftstrom in die Zelle schoß. Diese heiße, gedörrte Luft füllte vermöge ihrer Leichtigkeit ungefähr die obere Hälfte der Zelle, so daß Kopf und Brust des Gefangenen sich in einem höchst unbequemen heißen und trockenen Luftbade befanden, während der Unterkörper durch die aus der andern Oeffnung strömende kalte Luft kühl angeweht wurde. Daraus entstand ein ganz entsetzlicher Zustand. Blutandrang nach dem Kopf, Schwindel, Schmerz in den Schläfen, Uebelkeit u. s. w. In diesem erhitzten, fieberhaften Zustande wurde der Sträfling trotz Regen, Wind und Frost in seiner elenden leinenen Kleidung in den Hof getrieben.

Als in späterer Zeit die Sparwuth einriß und man statt über Hitze fortwährend über Kälte in den Zellen zu klagen hatte, wurde das Heizloch, wozu ich schon lange angerathen, endlich mit einem blechernen Schieber versehen, wodurch man zu heftiges Einströmen heißer Luft verhindern konnte, was aber nun fast niemals mehr nöthig wurde; im Gegentheil bat man, die kalte Oeffnung gleichfalls mit einem Schieber zu versehen.

In einigen Zellen hat man versuchsweise kleine eiserne Oefen gesetzt und der Direktor sagt, daß dieselben sich als sehr zweckmäßig erwiesen. Wenn dadurch eine Ersparniß erzielt werden kann, so ist diese Veränderung möglich.

Ein anderer schwerer Uebelstand in den Zellen ist der Fußboden, welcher aus sehr weichgebrannten Thonplatten besteht. Bei jedem Schritt löst sich ein feiner Staub von denselben ab, und zwar in solcher Menge, daß ich an jedem Morgen gute zwei Hände voll davon zusammen gekehrt habe. Dicke mit Nägel beschlagene Schuhe (jetzt endlich hat man die Nägel weggelassen) tragen natürlich noch mehr zur Erzeugung dieses Staubes bei, wie auch das verrückte Verfahren, durch Scheuern mit einem andern Ziegelsteine den Fußboden sauber zu erhalten. Diesen feinen Staub athmet der Gefangene fortwährend ein; ob Ziegelmehl für die Lunge vortheilhaft ist, weiß ich nicht; das aber weiß ich aus der Erfahrung, daß selbst im Sommer keine Pflanze in der Zelle gedeiht, und daß es Niemandem außer mir gelungen ist, einen Vogel darin längere Zeit am Leben zu erhalten. Der erste Versuch mißlang ebenfalls; wie ich es, durch Erfahrung belehrt, endlich möglich machte, werde ich später erzählen. Meine Vögel verloren jedoch in Folge der Trockenheit der Luft fast alle Federn und erhielten sie erst dann zum Theil wieder, als ich ihnen Speck gab, den sie mit großer Begierde annahmen, obwohl das sonst nicht Kanarienvogelfutter ist. Reichliche Nahrung würde auch für die Gefangenen die Folgen der Luftheizung bedeutend mildern. Das Factum, daß keine Pflanze und kein Vogel in der Zelle gedeihen, beweist mehr als alle möglichen statistischen Tabellen, die von allen möglichen wahrheitsliebenden Direktoren allen möglichen weisen Ministerien vorgelegt werden.

Die Fußboden mit neuen zu vertauschen, würde viel zu viel Geld kosten und sie mit Leinölfirniß zu tränken, was die Sache etwas bessert, kostet auch zu viel und mehr als die Krankheiten, welche, als in Folge des Ziegelmehls entstehend, nachgewiesen werden können.

In den englischen Zellen befindet sich ein water closet, was bequem, reinlich und böse Gerüche vermeidend ist. Die Anlage solcher Anstalt wurde für zu kostspielig erklärt und andrerseits traute man bei Ausmauerung der Kanäle der „Subhastationsarbeit“ nicht und befürchtete, sie möchten nicht dicht genug ausfallen und zur Zerstörung des ganzen Staatsspielzeugs führen. Herr Ministerialrath von Jagemann, gewissermaßen der Schöpfer der Anstalt, strengte seinen Geist an und dieser kam mit einem eisernen Nachttopf nieder, der acceptirt wurde. Das Ding ist oval, hat zwei Henkel, ist inwendig emailirt und hat einen Deckel, der in eine tiefe Rinne paßt, in welche man Wasser gießen soll, damit das Gefäß hermetisch verschlossen bleibt! Die Ränder dieser Rinne sind scharf wie Messer und das Wasser in derselben ist auch nicht angenehm, also — q. e. d. Von den mephitischen Dünsten habe ich schon früher geredet und will den Gegenstand fallen lassen.

Gaserleuchtung ist in der Anstalt nicht eingeführt und eine qualmende Oellampe ohne Cylinder trägt zu den Annehmlichkeiten der Zelle bei.

Durch die Wasserleitung wird das Wasser bis in den obersten Stock geführt, allein sie ist fortwährend in Unordnung und beständig in Reparatur, die, ungeschickten Händen anvertraut, das Uebel immer größer macht. Obwohl die Anstalt damals noch so jung war, sah ich doch eine Menge zerfressener Röhren herausnehmen. Im Winter froren die Röhren gewöhnlich wochenlang ein und im Sommer vertrockneten sie; es kam vor, daß wir manchen heißen Tag kein Trinkwasser hatten. Dieses ist zum Ueberfluß noch herzlich schlecht und enthält so viel Kalk, daß jeder verdunstende Tropfen einen dichten weißen Flecken hinterläßt; einige Tropfen Schwefelsäure in ein Glas getröpfelt, erzeugen

augenblicklich einen dichten Niederschlag. Die Röhren waren auch, wenn ich nicht sehr irre, von Blei. Dieses Wasser ist das einzige Getränk des Sträflings und die Luftheizung nöthigt ihn zu sehr vielem Trinken. Am Tage konnte ich das Wasser allenfalls vertragen; wagte ich aber in der Nacht auch nur einen Trunk, so waren Kolik und Diarrhöe die unausbleibliche Folge.

Vom Getränk will ich nun zur Nahrung übergehen; in Bezug auf sie ist man natürlich ebenfalls von dem englischen Muster abgewichen. In Pentonville erhalten die Gefangenen am Morgen eine halbe Pinte Cacao, gutes Weißbrod und zum Mittagsessen acht Loth gekochtes Ochsenfleisch nebst hinreichendem Gemüse und Abends reichlich Suppe und außerdem noch allerlei andere Dinge, zum Beispiel Zucker. Ich kann im Augenblick nicht genaue Angaben machen; allein die Kost, die man dort für die Einzelhaft nöthig hält, ist so reichlich und gut, daß selbst Engländer sie zu gut finden. Da man in dem dortigen Gefängniß keine Luftheizung hat, welche den Körper auf ungewöhnliche Weise auszehrt, und die Haftzeit auch nur eine sehr kurze sein darf, so mag der Tadel über zu gute Kost wohl gegründet sein.

Denselben Vorwurf kann man dem Zuchthause in Bruchsal nicht machen. Die Frau, welche bei meinem Eintritt in die Anstalt es auf dem „Subhastationswege" übernommen hatte, dem Gefangenen für $5\frac{1}{2}$ Kreuzer täglich (etwa 1 Silbergr. 7 Pf.) Frühstück, Mittagessen und Abendbrod zu liefern, mußte geben: Zum Frühstück einen Schoppen Suppe, meist Wasser, in welches etwas schwarzes Brod gebrockt war, dazu ein wenig Salz und ein Bruchtheil eines Lothes Schweineschmär. Zum Mittagessen erhielt man wieder einen Schoppen ebensolcher Suppe, nur daß anstatt des Schweineschmärs die Bouillon von zwei Loth Ochsenfleisch

sie würzte. Statt Schwarzbrod war in der Mittagsuppe auch zu Zeiten ein Aequivalent an Gries, Reis oder Graupen. Ferner erhielt man einen Schoppen Gemüse — Sauerkraut, Hülsenfrüchte, Kartoffeln u. s. w. — „geschmälzt" mit dem Bruchtheil eines Lothes Schmeineschmär und endlich einen Tag um den andern vier Loth ausgekochtes „Mastochsenfleisch" (!), welches nicht selten aus vier bis sechs Läppchen bestand, die mit einem Holzspießchen zusammengehalten wurden. Zum Abendessen gab es dieselbe Suppe wie am Morgen; doch war sie hin und wieder durch gebranntes Mehl oder Zwiebeln gewürzt. Außerdem erhielt der Gefangene täglich $1\frac{1}{2}$ Pfund Schwarzbrod und dazu monatlich zwei Eßlöffel voll Salz. — Ich habe schon früher bemerkt, wie es bis zum Eintritt der politischen Gefangenen gestattet war, daß die Sträflinge sich Butter, Brod, Fleisch u. s. w. für ihr Geld durch die Aufseher besorgen lassen durften, dies aber dann auf das Allerstrengste verboten wurde.

Das Essen war allerdings herzlich schlecht — für den Preis konnte es nicht anders sein — allein es war gut zubereitet und trotzdem, daß allerlei Unterschleife vorgegangen sein sollten, oft fetter als man liebte. Nicht Jeder ißt gern Wagenschmiere; auch wußte die Köchin es stets einzurichten, daß für gar zu hungrige Gefangene stets ein Ueberschuß vorhanden war, wenigstens hörte ich die Aufseher oft nach Austheilung des Essens rufen: „Wer noch Erbsen, Linsen ꝛc. will, laß' den Bengel fallen!" Und es fielen stets eine Menge Bengel, womit die hölzernen Arme gemeint waren, durch deren Fall die Gangschelle in Bewegung gesetzt wurde.

Trotzdem und daß sie ihre Dienstboten in der Küche selbst bezahlen mußte, machte die Frau, die eine tüchtige Wirthschafterin war, einigen Gewinn, der aus besonderen Absichten von manchen Personen übertrieben wurde. Sie

war eine wohlhabende Bürgersfrau aus Bruchsal und vielleicht nicht so durchdrungen von der enormen Wichtigkeit untergeordneter großherzoglicher Beamten, als diese selbst; genug sie hatte das Unglück, den Beamten des Zuchthauses nichts recht zu machen und deren besonderes Mißfallen zu erregen. Es wurde daher im Interesse des Staates beschlossen, diese Frau aus dem Hause zu entfernen. Sie wurde zwar von den „bürgerlichen Herrn" im Aufsichtsrath unterstützt; allein Direktor Füeßlin, der Verwalter u. s. w. wußten das Justizministerium durch wichtige Gründe und Aussichten auf bedeutende Ersparnisse für ihre Ansicht zu gewinnen. Die Bäckerfrau fiel „ein Opfer der Küchenkabale" und die Verwaltung des Zuchthauses übernahm selbst die Verpflegung der Gefangenen. In dieser Zeit der Küchenkämpfe war von Seiten der Beamten nur eine Klage über schlechtes Essen und ein Einstimmen von Seiten der Gefangenen wurde sehr gern gesehen.

Es wurden nun gleich auf dem beliebten „Subhastationswege" Kontrakte wegen Lieferungen von Fleisch, Milch u. s. w. u. s. w. geschlossen und ein Koch engagirt, der früher im Dienste des Markgrafen Wilhelm gestanden hatte. Die Gefangenen erwarteten Wunderdinge, — und sie kamen. Da es nun galt, das Ministerium durch Vorlegen baarer Ersparnisse von der Zweckmäßigkeit der gegen den Willen des Aufsichtsrathes durchgesetzten Veränderung zu überzeugen, so wurde auf eine wahrhaft schauerliche Weise gespart, die nur durch die schauerliche Kocherei übertroffen wurde. Der Koch, „Küchenmeister", dessen Kunst nicht über die Rudimente der Kochkunst hinausging, konnte aus Nichts nichts machen; wir aßen im nächsten halben Jahr so entsetzlich elend, wie schwerlich irgend welche anständige Hunde. Das Essen soll in jener Zeit für den Kopf täglich drei Kreuzer gekostet haben.

Ich bin damals faſt verhungert. Beſchwerden wurden mit der äußerſten Empfindlichkeit aufgenommen und Aufſeher, die ſonſt wegen Bemerkungen von Unordnungen in der Küche belobt worden waren, getrauten ſich nun nicht, den Mund aufzuthun. Es wurde zwar fortwährend behauptet, daß Alles Vorgeſchriebene geliefert würde; allein es iſt ein großer Unterſchied, ob der mit der Oekonomie beauftragte Oberaufſeher die Lieferanten kontrollirte, oder ſich ſelbſt. Später lernte der Koch allmählich kochen und das Eſſen war beſſer und ſchmackhafter zubereitet als früher; allein es blieb immer knapp und unzureichend, und die Fleiſchportionen waren faſt durchgängig um ein Drittel zu klein; ſo blieb es bis zum Ende meiner Gefangenſchaft. Am Schlimmſten kamen die Kranken weg. Die Lieferantin hatte eine Ehre darin geſucht, gute Krankenkoſt zu geben; „ſie wollte an den armen kranken Menſchen nichts verdienen“, allein ſeit ihrer Entfernung wurde das Krankeneſſen ſchlechter als die Geſundenkoſt. Die gelieferte Milch war nicht allein überflüſſig mit Waſſer verſetzt, ſondern wurde, beſonders in der erſten Zeit, in unreinlichen Gefäßen aufbewahrt, ſo daß ſie ſtank und man ſie vor Ekel nicht genießen konnte. Einſt fragte ich einen der Herren, was ſie denn nur für Intereſſe daran gehabt hätten, die Küche ſelbſt zu übernehmen, wobei wir ſo ſchlecht weggekommen wären, und er antwortete mir: „Es iſt ein Sieg für die Beamten!“ Ein Sieg der Beamten gegen die im Aufſichtsrath ſitzenden „bürgerlichen Herren“.

Der Direktor und der Hausarzt wollten Regen, aber keinen Wolkenbruch; ſie ſuchten dieſer Sparwuth Einhalt zu thun; allein durch ihre Schritte und Behauptungen, vor Aenderung der Küchenverwaltung, hatten ſie ſich gewiſſermaßen die Hände gebunden; die Erſparniſſe ſchmeckten höchſten

Orts, der Verwalter wurde die erste Person und sein Amanuensis, der Verwaltungs-Oberaufseher, hatte ein Interesse bei der Sache; es gab Gratifikationen! Allerdings hätten Arzt und Direktor durchgreifen können; allein das würde Zwiespalt unter den Beamten der Anstalt erregt haben und man war froh, wenn die Sache nur so so ging.

Herr von Jagemann hatte die Ansicht ausgesprochen, daß die Volksgewohnheiten und das Klima in Deutschland eine so reichliche Kost wie in England nicht nöthig mache. Wenn ich nun auch Cacao, Zucker und kräftigere Kost auf Rechnung der „Volksgewohnheit" schreiben will, so kann ich doch unmöglich glauben, daß die Luft, die ein Mensch täglich in Baden einathmet, sechs Loth Rindfleisch enthalte.

Der Aufsichtsrath, von dem ich oben redete, ist eine dem Englischen nachgeahmte Einrichtung, welche den Beamten wegen der darin sitzenden „bürgerlichen Herren" durchaus nicht gefällt. Wie ich die Sache verstehe, ist der Aufsichtsrath dazu da, die Direktion und Verwaltung der Anstalt zu überwachen, hauptsächlich um die Gefangenen gegen willkürliche Behandlung u. s. w. u. s. w. in Schutz zu nehmen. Die Aufnahme von Bürgern in denselben, die von der Regierung durchaus unabhängig sind, ist eine Nothwendigkeit, wenn der angedeutete Zweck erreicht werden soll, denn bekanntlich hackt eine Krähe der andern nicht das Auge aus. Da nun aber die Ansichten von Beamten und Privatleuten wesentlich verschieden zu sein pflegen und erstere die kuriose Prätension haben, sich mehr zu denken, als Leute, die es nicht nöthig haben, ihres Lebensunterhaltes wegen zu dienen, so kann man wohl denken, daß es nicht an Reibungen fehlt und um so weniger, als durch die erste Einrichtung diesem Aufsichtsrath eine sehr bedeutende Macht eingeräumt wurde. Hauptsächlich empörte es die Beamten, daß bloßen „bürgerlichen

Herren“ eine Kontrolle über sie eingeräumt sein sollte, „was sie sich doch nicht gefallen lassen könnten!“ Ich will den Beamten zu Liebe nicht mehr über diese Sache sagen und mich, ohne weiter etwas hinzuzufügen, mit der Bemerkung begnügen, daß es sehr wünschenswerth wäre, wenn die Macht dieses Aufsichtsrathes nicht beschränkt, sondern erweitert und das „bürgerliche“ Element in ihm nicht vermindert, sondern allenfalls noch vermehrt werden möchte.

Was nun die Pflege der Kranken anbetrifft, so thut der Hausarzt was er kann; allein leider ist das nicht viel. Mit energischem Auftreten und wenn er es darauf ankommen lassen wollte, sich mit denjenigen Personen zu verfeinden, denen seine Anforderungen für die Kranken unangenehm sind, könnte er allerdings noch mehr thun; allein wer kann es ihm so sehr übel nehmen, daß er sich nicht das Leben verbittert und vielleicht seine Stellung gefährdet, wenn er sieht, daß diese Ersparnisse à tout prix von Seiten des Ministeriums die größte Unterstützung finden? —

Mir wurde einst gesagt, die Hausärzte müßten das Versprechen leisten, so wenig als nur immer möglich und stets die wohlfeilsten Arzneien zu verschreiben, und aus guter Quelle weiß ich, daß die Sache nicht aus der Luft gegriffen ist. Die meisten Krankheiten in der Anstalt finden ihren Ursprung in der ungenügenden Nahrung und gute Krankenkost wäre für die meisten Kranken die beste Medizin; allein gegen solche Bewilligungen hat die Verwaltung eine große Aversion. Hin und wieder nimmt sich der Hausarzt die Freiheit, Wein zu verschreiben, was gewöhnlich wöchentlich zwei halbe Schoppen, zu 4 Kreuzer jeden, nicht überschreitet. Einst waren vier oder fünf solcher glücklichen Patienten in der Anstalt; allein der Wein wurde ihnen plötz-

lich gestrichen, weil die Verwaltung sich über den Betrag der Weinrechnung entsetzte, die schwerlich mehr wie zehn Gulden betragen haben konnte. — Die Medicamente, welche bald von einer, bald von der andern der beiden Apotheken Bruchsals geliefert werden, sind meistens ganz herzlich schlecht; die Krankenwärter klagen; allein die Sache bleibt beim Alten. Die Armuth in der Krankenküche ist für eine öffentliche Anstalt ordentlich lächerlich und all die kleinlichen Knickereien in der Verwaltung nehmen sich zu den Prätensionen, mit welchen die Anstalt dem Auslande gegenüber auftritt, höchst possirlich aus. Man muß das Ding so in der Nähe gesehn haben, wie ich, und die Klagen der armen Aufseher angehört haben, um eine Vorstellung davon zu bekommen.

Was nun die Beamten des Hauses anbetrifft, so mögen sie zum Theil dieselbe Eigenschaften haben, wie sie an den meisten anderen Beamten von den bürgerlichen Herren nicht geliebt werden; allein die Menschen in Baden sind überhaupt weder hart noch böse und die Gefangenen haben keine Ursache, über die ihnen zu Theil werdende Behandlung zu klagen; weit mehr die „Angestellten", d. h. die untern Beamten, wie Aufseher, Werkmeister und Tagelöhner. Sie wurden mit äußerster Strenge und vollkommener Rücksichtslosigkeit behandelt, besonders wenn es Einer wagte, sich nicht sklavisch dem Willen der „höheren Beamten" zu fügen. Zum Theil wurde diese Strenge durch die Nothwendigkeit geboten; allein sie wurde oft in einer Weise gehandhabt, wie sie für ordentliche, ehrliebende Menschen höchst verletzend war und nur ertragen, weil selbst eine unzufriedene Miene, irgend ein Verdacht, genügenden Grund zu sofortigem Verlust der Stelle darbieten konnte, von welcher die Existenz einer Familie abhing. Ein Aufseher ist bei Weitem schlimmer daran, wie ein Gefangener. Während der letzten vier Jahre wurden

nahe an fünfzig Aufseher und Werkmeister aus der Anstalt fortgeschickt; meist weggejagt.

Eine Reinigung war zwar allerdings nöthig; denn erstlich konnten diese Leute nicht begreifen, warum mit dem Eintritt der politischen Gefangenen in das Haus plötzlich alle die Erleichterungen aufhören sollten, welche früher in den Zuchthäusern für gemeine Verbrecher tolerirt waren, und dann wurden sie nun auch in größere Versuchungen geführt. Die politischen Gefangenen, deren Gesinnungen die Aufseher, wie überhaupt der größere Theil des Volkes, theilte, hatten bedeutendere Geldmittel und größere Kraft der Ueberredung. Zweitens verfuhr man von Seiten der Regierung bei Anstellungen im Zuchthause mit ziemlicher Sorglosigkeit. Ein verdorbener Schullehrer, der sich zum heimlichen Berichterstatter eines gewissen Ministerialraths hergab, erhielt einen nicht unbedeutenden Posten in der Anstalt, der ihn in den Stand setzte, Direktor und Verwalter, wie überhaupt das ganze Haus zu überwachen. Das Volk nennt solche Leute Spione und Niemand hält etwas von ihrem Charakter; auch dieser Ehrenmann gab endlich Veranlassung, ihn seitwärts gehen zu heißen. Ein anderer kleiner Geschäftsmann erhielt einen Posten, zur Belohnung für den Beistand, den er bei den Wahlen geleistet, nicht weil er zu dem Posten Fähigkeiten hatte. Unter den Aufsehern waren Leute, welche der Regierung als „geheime Agenten" gedient hatten und die Jedem dienten, der sie bezahlte.

Wo die Beamten schlecht bezahlt und von den Oberen brutal behandelt werden, giebt es immer viele, die sich auf Kosten der Regierung Vortheile zu verschaffen suchen; Unterschleife, Bestechungen ꝛc. kamen früher in Baden ganz außerordentlich häufig vor und fehlten nicht unter den Beamten, die bei der Zuchthausverwaltung angestellt waren. Werk-

meister nahmen Arbeiten an für eigene Rechnung, verstanden sich zu Unterschleifen mit verschiedenen Lieferanten ꝛc.; ja ein Oberaufseher betrieb seine Diebereien so ungenirt, daß er Lasten von der Anstalt gehörigen Sachen, die er unter sich hatte, zum Thore hinaustragen ließ. — Ich weiß nicht, ob solche Unterschleife stets mit der gehörigen Strenge, wie andere Diebstähle, untersucht werden; allein es giebt viele Leute, welche behaupten, es geschehe nicht; man vertusche soviel als möglich davon, weil ein zu genaues Untersuchen allerlei unbequeme Dinge zum Vorschein bringen könne und überhaupt dem Ansehen des Beamtenstandes nachtheilig sei.

Den Unterschleifen im Zuchthause suchte man nun durch die allerstrengste Aufsicht vorzubeugen; kein Aufseher durfte das Geringste aus der Anstalt mitnehmen, ohne eine geschriebene Erlaubniß von der Verwaltung; ja man hatte es stark im Sinn, gelegentlich die Taschen visitiren zu lassen, wogegen sich aber das Gefühl einiger Aufseher empörte. Kein Aufseher durfte jedoch einen Mantel mit in die Anstalt nehmen, sondern mußte ihn beim Portier ablegen, damit unter demselben nichts aus- und eingeschmuggelt werden könne. Ich würde gegen diese Maßregel nichts haben, wenn sie allgemein bis zum Direktor durchgeführt würde, nicht etwa, weil ich eine solche Vorsicht bei den „höheren Beamten" für nothwendig hielte, sondern aus Rücksicht für das Gefühl der unteren Beamten. Der ungebildete Mann hat oft ein weit feineres Ehrgefühl als mancher gebildete, und wenn das Faktum, daß Werkmeister und Aufseher gestohlen haben — oder „Unterschleife" gemacht, was doch nur ein anderer Name — auch etwas Rücksichtslosigkeit rechtfertigen mag, so giebt es ja auch Beispiele genug, daß Verwalter, Buchhalter und Oberaufseher ganz dasselbe, nur in größerem Maßstabe thaten. — Um Mißverständnissen vorzubeugen bemerke ich

ausdrücklich, daß ich hier nicht etwa persönliche Andeutungen geben will, sondern daß es mir hier lediglich um Bekämpfung einer prinzipiellen Ungerechtigkeit zu thun ist.

In Bezug auf die Arbeit im Zuchthause habe ich auszusetzen, daß man derselben zu viel Wichtigkeit einräumt, der Art, daß oft die Erreichung des Strafzwecks dadurch gefährdet wird. Ein Zuchthaus als eine Fabrik zu betrachten, ist eine Thorheit und eine Ungerechtigkeit gegen die freien Handwerker, die Mühe genug haben, hinreichende Arbeit zu ihrem Lebensunterhalt zu finden. Die verschiedenen Produkte dieser zusammengewürfelten Fabrik sind keineswegs wohlfeil und was die Qualität des Materials und die Arbeit anbetrifft, so habe ich aus gar vielen Gründen wenig Zutrauen dazu. Die Sache ist mir jedoch nicht interessant genug, weitläuftiger darüber zu reden. Der Verwalter that sehr viel und gab sich außerordentliche Mühe; allein man konnte unmöglich von ihm verlangen, daß er Verwaltungsbeamter, Fabrikherr und Kaufmann sein und außerdem noch technische Kenntnisse von sechs oder acht verschiedenen Handwerken besitze. Unter der jetzigen Verwaltung hat aber die Anstalt als Fabrik in jeder Hinsicht Fortschritte gemacht.

Die Arbeit ist für die Einzelhaft eine große Erleichterung; ohne dieselbe würde sie ganz unerträglich sein. In der Hausordnung ist „harte" Arbeit vorgeschrieben; allein dies Beiwort läßt sich nur auf einige der im Hause getriebenen Geschäfte anwenden. Gewöhnlich erlaubt man den Gefangenen, sich ein Handwerk zu wählen und Unterricht darin ertheilen die Werkmeister. Dieser Unterricht ist aber nur ein sehr unvollkommener, denn die Werkmeister müssen zugleich Aufseherdienste verrichten und können nicht eine Viertelstunde in einer Zelle sein, ohne durch Dienstgeschäfte oder einen der Vorge-

setzten abgerufen zu werden. Die Langeweile ist jedoch die beste Lehrmeisterin.

Wenn ein geschickter Sträfling fleißig ist und einige Jahre im Zuchthaus sitzt, so kann er sich eine nicht unbedeutende Summe ersparen; denn für Nahrung, Kleidung und Wohnung hat er nicht zu sorgen. Die meisten freien Arbeiter sind nicht im Stande das zu thun und es scheint in dieser Bewilligung eine große Ungerechtigkeit zu liegen; allein andrerseits erschwert der Staat dem austretenden Sträfling die Erwerbung seines Lebensunterhaltes trotz der im Zuchthause erlernten Dinge dadurch, daß die Zuchthausstrafe als eine „entehrende" angesehen wird. Ich meine, die Strafe sollte eine Sühne sein und das Entehrende des Verbrechens, wenigstens dem Staate gegenüber, wegnehmen. Welcher ehrliche Mann wird einen entlassenen Sträfling gern in seinen Dienst nehmen, den der Staat ganz offen als einen „Ehrlosen" bezeichnet? — Die Folge davon ist, daß die guten Vorsätze des Bestraften bald wieder vor dem Mangel dahinschmelzen, daß er auf's Neue sündigt und oft nur, um im Zuchthause den Unterhalt zu bekommen, den er in der Freiheit nicht erwerben kann. Der Gedanke an die Ehre kann ihn vom Verbrechen nicht zurückhalten, denn der Staat und jedes einzelne Mitglied desselben betrachtet ihn ja schon als einen Menschen, der keine Ehre mehr zu verlieren hat.

Vielleicht geschah es im Gefühl dieser Ungerechtigkeit, daß die Regierungen „politische Verbrecher" in die Zuchthäuser schickten; denn nun verlor die Strafe in den Augen des Volks ihren entehrenden Charakter. Dasselbe Zuchthaus, in welchem der Gemeindestrolch mit seinem allgemein geachteten Pfarrer, beliebten Bürgermeister, geehrten Schulmeister und dem Wirth vom „rothen Ochsen", dem reichsten Manne

vom Orte saß, kann unmöglich entehrend sein; so räsonnirt wenigstens der gemeine Mann. Sollten die Regierungen aber vielleicht umgekehrt räsonnirt und beabsichtigt haben, die politischen Verbrecher in den Augen des Volks durch die Zuchthausstrafe herabzusetzen, — dann haben sie sehr verkehrt räsonnirt.

Der Schulunterricht, der in dieser Anstalt ertheilt wird, ist nicht allein erfolgreich in Bezug auf die gemachten Fortschritte, sondern auch eine wichtige Hülfe zur Ertragung der Einzelhaft; das Interesse an der bald monoton werdenden Arbeit reicht nicht stets hin, (auch der Unterricht nicht immer!) den Geist vor Verdumpfung oder andern krankhaften Erscheinungen und Störungen zu bewahren.

Vornehme Dummköpfe, welche die Anstalt mit ihrem Besuch beehrten, waren zu Zeiten innerlich geärgert dadurch, daß die Sträflinge mehr wußten als sie selbst und es fehlte nicht an gelegentlichem Tadel, daß im Zuchthause Dinge gelehrt würden, die über „das Bedürfniß des gemeinen Mannes“ hinausgingen. Hat man sich einmal zu der Ungerechtigkeit entschlossen, Verbrechern Unterricht zu ertheilen, wie ihn der arme, ehrliche Mann nicht haben kann, ist man einmal darüber einig, daß Wissen bessert und veredelt, — nun so ist es sehr verdienstlich, den rohen Dieb so viel als möglich zu veredeln; um so mehr wird er sein Verbrechen bereuen und sich in Zukunft davor hüten. Die Grenze der Bildung wird er in jenem Hause nicht überschreiten, jenseits welcher Gefahr vorhanden ist, daß ihn seine Philosophie wieder dahin führt, womit er in seiner Geistesrohheit begann, — zum Diebstahl.

Obwohl es nicht zu leugnen ist, daß der Schulunterricht in der Einzelhaft besonders gute Früchte trägt, so würde man doch zu sanguinisch hoffen, wenn man von demselben

in jedem Einzelgefängniß Resultate erwartete, wie sie in dem Bruchsaler in Erstaunen setzten. Nicht jede Regierung bringt es fertig, bei einer Bevölkerung von anderthalb Millionen, vierhundert politische Gefangene in das Zuchthaus zu sperren, und außerdem findet sich wohl auch unter tausend Lehrern kaum einer, welcher die eigenthümlichen Schwierigkeiten, die einem Zuchthauslehrer entgegentreten, mit solchem hingebenden Eifer, gesundem Menschenverstand und außerordentlichem Lehrtalent zu überwinden weiß, wie der dortige Oberlehrer Müller. Sein Verdienst wird auch glänzend anerkannt, denn allen vornehmen Besuchern wird die Schule als Paradepferd vorgeritten, und auch glänzend, wenn zwar nicht königlich, so doch großherzoglich mit nahe an siebenhundert Gulden jährlich belohnt!

Die Gefängnißbibliothek unterstützt und hindert die Bemühungen des Lehrers; letzteres weil die Bücher mit „konfessionellen Rücksichten“ gewählt sind und man neuerdings hauptsächlich solchen den Vorzug giebt, in denen dem Leser bei jeder Zeile ein Löffel christlicher Kinderbrei in's Maul geschmiert wird. Ja selbst wissenschaftliche Bücher sind in dieser Weise behandelt und fast ungenießbar wegen der darüber gegossenen theologischen Sauce. Die Verfasser, die besonders bevorzugt werden, haben beständig Gott im Munde und wenn sie von einem Flohstich reden so schreien sie: „Autsch! wie ist Gott so groß!“

Die Bibliothek zählt gegen 3000 Bände; allein dabei sind 500 Bibeln (neue Testamente), 500 Gesangbücher, 400 Dölls Lesebuch und eine Masse von pietistischem Schund. Der jährlich für die Bibliothek bestimmte Beitrag ist so läppisch klein, daß sich selbst Direktor Fueßlin geschämt hat, ihn in seinem Buche über die Einzelhaft anzugeben. Trotzdem wird manchmal auf erstaunliche Weise verschwendet. Für

die 400 Exemplare von Dölls Lesebuch wurden 1800 Gulden an den Verfasser bezahlt. Das Buch hält 27 Druckbogen; rechnet man sehr hoch, für Druck und Papier 500 Gulden so bleiben dem Verfasser (!) für den Druckbogen gegen siebenundvierzig Gulden Honorar. Das Buch paßt nur insofern für das Zuchthaus, als es fast ganz und gar aus Originalartikeln besteht, die andere Verfasser geschrieben haben; es ist meist Nachdruck, also gestohlen. Das Buch wurde vom Ministerium protegirt und ist abgeschmackt genug compilirt, und ich bedaure den Lehrer, der gezwungen ist, dies Sammelsurium als Leitfaden bei seinem Unterricht zu benutzen. Der geschichtliche Theil in diesem „für beide Confessionen berechneten" Buche ist famos! — Hätte die Regierung für das beste Buch einen Preis von 1000 Gulden ausgesetzt, sie würde ein tüchtiges Originalbuch erhalten haben; doch freilich würden dieselben Herren Preisrichter gewesen sein, die den eisernen Jagemann acceptirten!

Was nun die „Seelsorge" anbetrifft, so unterliegen die armen Seelen der Sorge von einem katholischen und einem evangelischen Geistlichen; ein Rabbiner aus der Stadt pflegt die beschnittenen Seelen. Die armen Gefangenen müssen in ihrer Zelle still halten, wenn ihnen das theologische Messer an die Kehle gesetzt wird; sie können nur klagen wie Yorriks Staar: I can not go out! Die Meisten haben es bald weg, daß Zerknirschung, Augenverdrehen und Bußbriefe manche Vortheile sichern und die Kerle sind Spitzbuben genug, davon zu profitiren.

Ein geeigneter, verständiger, milder Geistlicher, wie man sie hin und wieder noch auf dem Lande findet, würde ein großer Segen sein für eine solche Anstalt; allein diese Sorte ist sehr rar und neumodische Pfarrer, die vor Stolz über ihre christliche Demuth beinahe bersten und den rosenfarbenen

Glaubensnebel in ihren Köpfen für Sonnenklarheit halten; die wüthend werden und mit Fäusten drein schlagen, wenn man ihrer Ansicht auch nur mit einer Miene widerspricht, — solche Narren würden eine Plage sein für die armen Gefangenen und eine unerträgliche Verschärfung der Einzelhaft. Ein großer Theil der beklagenswerthen, durch die Einzelhaft erzeugten Wahnsinnsfälle fällt dem unvorsichtigen Eifer der Gefängnißgeistlichen zur Last. —

Das Amt eines Gefängnißbeamten, besonders in einem nach dem in Rede stehenden System, ist für einen wahren Menschenfreund eines der belohnendsten, er kann mit wahrer Liebe im Herzen selbst bei mittelmäßigem Talente sehr viel Gutes wirken; allein es gehören besondere Eigenschaften dazu und wer nicht geduldig, sanftmüthig und ausdauernd ist, der wähle lieber einen andern Beruf. —

Die Wirkung der Einsamkeit auf die Gesundheit des Geistes und auf die Erreichung des Strafzweckes läßt sich in der Kürze nicht genügend abhandeln; ich habe schon früher bemerkt, daß diese Wirkungen nach der Individualität verschieden sind. Gefängnißbeamte, welche Gelegenheit haben, einsame Gefangene von allen möglichen Arten zu sehen, würden hierüber die einzigen kompetenten Richter sein; der Gefangene selbst kann nur über das urtheilen, was er selbst empfunden hat; sein Nachbar fühlte vielleicht ganz anders und empfand das als eine Last, was ihm die größte Erleichterung gewährte. Es ist nur schade, daß die Aussagen der Gefängnißbeamten grade in dieser Hinsicht so wenig zuverlässig sind und daß sie ein Interesse dabei haben, die traurigen Folgen der Einzelhaft auf den Geist, die man dem System besonders zum Vorwurf macht, so viel als möglich zu verbergen.

Wenn ich nun auch der Ansicht bin, daß Direktor Fueßlin in seinem Buche „die Einzelhaft" die Sache in einem möglichst milden Lichte dargestellt hat, so sind doch in diesem Werke grade in Bezug auf den in Rede stehenden Gegenstand äußerst werthvolle Beobachtungen und Winke enthalten, welche bei Anlage und Einrichtung neuer Zellengefängnisse die allersorgfältigste Berücksichtigung verdienen; denn aus ihnen geht sonnenklar hervor, daß bei einer einigermaßen strengen Durchführung der Einzelhaft, bei sorgloser Wahl der Beamten, bei ungenügender Nahrung ꝛc. eine große Zahl von Gefangenen dem Wahnsinn verfallen sind.

Die größte Gefahr für die Gesundheit des Geistes ist nach allen Erfahrungen in den ersten zwölf bis achtzehn Monaten der Einzelhaft vorhanden; später tritt mehr ein Zustand der Gleichgültigkeit ein, der zwar nicht Wahnsinn, aber doch Stumpfsinn erzeugt, wenn die Freilassung zu lange hinausgeschoben wird. Die vierjährige Dauer der Einzelhaft halte ich für das vernünftigste Maximum.

Was nun die von dem System der Einzelhaft gehoffte Besserung der Verbrecher anbetrifft, so muß ich gestehen, daß ich dazu ganz außerordentlich wenig Zutrauen habe. Einzelne Fälle der Besserung werden selbst unter der verderbenden Gemeinschaft der Zuchthäuser alten Styls vorkommen und wenn auch angenommen wird, daß einsames Nachdenken der Besserung günstig sei, so begünstigt es doch ebenso sehr das Ausklügeln neuer Spitzbübereien, bei denen man es gescheidter anfangen wolle. Ich habe selbst Beamte der Bruchsaler Anstalt zu mir sagen hören, daß sie nicht wüßten, wodurch die Gefangenen gebessert werden sollten; die Aufseher lachen gradezu darüber. Fueßlin selbst räumt ein, daß die meisten Diebe nicht zu bessern, daß an ihnen Hopfen und Malz verloren sei. Als ich in

der Anſtalt war, ſtahl ein begnadigter Dieb, im Begriff das Haus zu verlaſſen; andere warten, bis das verdiente Geld verjubelt iſt.

Der Hauptvorzug des Syſtems iſt und bleibt der, daß die Verbrecher nicht ſchlechter werden und beſonders wichtig iſt dies für ſolche, die zum erſten Mal ein Verbrechen begingen und bei denen Diebſtahl oder andere gewöhnlichere Verbrechen noch nicht zur Gewohnheit geworden ſind. Will man aber den Einfluß dieſer Abſonderung nicht von vornherein gefährden oder doch wenigſtens erſchweren, ſo ſorge man dafür, daß die Angeklagten nicht durch Gemeinſchaft mit verhärteten Verbrechern ſchon in der Unterſuchungshaft verdorben werden. — Die Hauptbeſſerungskraft ſchreibe ich dem Schulunterrichte zu; auf den Einfluß des Religionsunterrichtes, wie er gewöhnlich gehandhabt wird, gebe ich gar nichts, was auch darüber von ſelbſtgefälligen oder beſchränkten Geiſtlichen gefabelt werden mag.

Die Zahl der Rückfälligen, beſonders unter den Dieben, iſt ſehr groß. Iſt das ſtändige Zuchthauspublikum einmal ausgeſtorben und verfährt man mit angehenden Verbrechern auf eine vernünftige Weiſe, dann iſt Hoffnung vorhanden, daß die größeren Ausgaben, welche man für Einrichtung von Zellengefängniſſen gemacht hat, dem Staat einen wirklichen Nutzen bringen werden; bis jetzt konnte ſich derſelbe wohl kaum bemerklich machen. —

Was nun die Anwendung der Zuchthausſtrafe gegen politiſche Verbrecher anbetrifft, ſo ſagen die Regierungen: „Wir beſtrafen den Mörder und Dieb, der einem Individuum ein Unrecht zufügte, mit Zuchthausſtrafe und thun dies zum Beſten des Staates; um wie viel mehr verdient ein ſolcher Menſch dieſe Strafe, der eben dieſen Staat mit bewaffneter Hand umzuſtürzen trachtet? Wie viele Leben,

wie viel Eigenthum geht durch ſolche frevelhafte Verſuche nicht zu Grunde! — Die äußerſte Strenge gegen Hochverräther iſt Pflicht des Staates.“

Ich finde es ganz in der Ordnung, Herr Staatsrath, daß politiſche Verbrecher beſtraft werden; allein ſie auf Grund Ihres Raiſonnements wie Mörder und Diebe zu behandeln, iſt ungerecht und zugleich unklug.

Das Staatsrechenexempel, welches Sie aufſtellten, iſt in ſich ganz richtig; allein es geht von einem falſchen Grundſatz aus, was in der Staatsrechenkunſt ein ſehr gewöhnlicher Fehler iſt. Zweimal zwei iſt nicht fünf, Herr Staatsrath! Es fiel keinem Einzigen von uns ein, den Staat umſtürzen zu wollen; unſer inbrünſtiges Verlangen beſchränkte ſich auf eine zeitgemäße Veränderung der Regierung deſſelben, und wenn auch Louis XIV. ſagte: „L'état c'est moi!“ ſo hat doch der große Rechenmeiſter Adam Rieſe Volk darüber eine entſchieden andere Meinung.

Sicherheit für Leben und Eigenthum iſt der allererſte Grundſatz aller Staaten und ein Ueberhandnehmen der Mörder und Diebe führt natürlich zur Auflöſung derſelben; gewinnen aber diejenigen Männer, welche von der zur Zeit beſtehenden Regierung Hochverräther genannt werden, die Majorität im Staate und zugleich die Gewalt ſich geltend zu machen, dann giebt es eine neue Regierung, — weiter nichts; der Staat wird dadurch keineswegs aufgelöſt und die Hochverräther gelten dann in der ganzen Welt als Helden, denen man Statuen errichtet und welche die Geſchichte noch nach Jahrhunderten mit Stolz nennt. Das, Herr Staatsrath, iſt der Unterſchied zwiſchen Hochverräthern und Dieben und Ihr oben aufgeſtelltes Rechenexempel iſt falſch.

Der Trieb der Selbſterhaltung verblendete die an der Spitze der Regierungen ſtehenden Perſonen; ſie gaben in

der Art der Strafe, die sie über „Hochverräther“ verhängten, ihrem subjektiven Haß Ausdruck. Das Bestrafen derselben mit der „entehrenden“ Zuchthausstrafe war eine Eingebung der Rache, welche die Klugheit vergessen ließ.

Es liegt in der Natur der Sache, daß unter den politischen Verbrechern die Führer den höheren, gebildeten Ständen der Gesellschaft angehören und sie sind es hauptsächlich, welche die oben erwähnte Ungerechtigkeit am härtesten trifft. Man bestrafte sie wie gemeine Verbrecher und eben dadurch unendlich viel härter, als es das Gesetz für diese beabsichtigt hat. Rachsucht aber zeigte sich offenbar darin, daß man mit Eintritt der politischen Verbrecher in die Zuchthäuser, alle die Rücksichten und Erleichterungen schwinden ließ, welche man sonst in denselben gegen Leute aus den höheren Ständen zu nehmen für billig hielt, wenn diese das Unglück gehabt hatten, ein gemeines Verbrechen zu begehen.

Erfahrungsmäßig gehen wenigstens neun Zehntel der gemeinen Verbrecher aus den niedrigsten Ständen hervor und wenn man die Verhältnisse und Lebensgewohnheiten derselben betrachtet, so wird man finden, daß die mit Rücksicht auf sie gemachten Zuchthauseinrichtungen, besonders in Baden, sehr human sind und dem Verbrecher Vortheile gewähren, welche die Härte der Strafe ganz außerordentlich mildern, ja in manchen Fällen fast aufwiegen.

Ich will als Repräsentanten dieser Klasse keinen heimathlosen Vagabonden und Bettler, sondern einen Bauernknecht aufstellen, wie ihn Jeder betrachten kann, der auf das erste beste Dorf hinausgeht. — Welch ein Leben führt ein solcher Mensch? Seine Wohnung ist meistens der Stall, dessen Ammoniakdunst unerträglich ist, oder eine elende, stockige oder sonst übelriechende Kammer, in welcher sein dürftiges und schmutziges Lager sich befindet, dem Leinen — vollends ge-

waſchenes — ein Fremdling iſt. Sein Waſchbecken iſt der Brunnen, Trog oder Stalleimer, ſein Handtuch eine abgelegte Küchenſchürze, oder irgend ein anderer Lappen; ſein Kamm die Hand. Die Kleidung, die er für gewöhnlich trägt, iſt vom allergröbſten Stoff und von Miſtjauche und Schmutz aller Art geſättigt; ein reines Hemd für den Sonntag und beſſere Kleider beſitzt er nicht immer und die Anwendung von Taſchentüchern verachtet er als Ziererei; er gebraucht Jahr aus Jahr ein „Sellierſche Jagdſchnupftücher", die ihm wie oben bemerkt nebenbei noch als Friſirkamm dienen. Seine Nahrung iſt meiſt von der gröbſten Art, ſein Tafelgeräth ebenfalls. Schon lange vor Tag muß er aufſtehen und an die Arbeit, die ſelten eine leichte oder nicht ſchmutzige iſt.

Der Tagelöhner oder geringe Handwerker lebt nicht beſſer und hat er gar Familie, ſo iſt es ihm nicht immer möglich, nur geringe Nahrung für ſich und dieſe zu ſchaffen. Nahrungsſorgen und andere quälen ihn unaufhörlich; er würde ſich glücklich preiſen, wenn er durch harte Arbeit nur ſo viel verdiente, daß er und ſeine Familie ſich an Brod ſättigen könnten, oder an Kartoffeln; von Lebensgenuß kann bei ihm kaum die Rede ſein; denn er lebt nicht eigentlich, ſondern friſtet nur ſein Leben. Leider iſt das keine Uebertreibung! Das höchſte Ideal von Glück, zu dem die Phantaſie dieſer armen Menſchen herabgeſtimmt wurde, iſt eine trockene Wohnung, ein warmer Ofen, genügende Kleidung und Nahrung bei mäßiger Arbeit.

Es iſt daher kein Wunder, daß die meiſten Verbrecher aus dieſen Volksklaſſen hervorgehen, ſondern vielmehr, daß es bei ſolchem Elend noch ſo ſehr viel Ehrliche in ihnen giebt; bei Geſetzen und ſocialen Einrichtungen, die ſolchen Zuſtand

ganzer Volksklassen möglich machen, ist es gewissermaßen ein Verdienst, kein Spitzbube zu sein. So sehr nun auch die Regierung die Pflicht hat, den Staat gegen Uebertreter der Gesetze zu schützen und diese zu bestrafen, so ist es doch nur billig, dies bei der Art der Strafe zu berücksichtigen und bei Einführung der Hausordnung in dem Bruchsaler Zuchthaus, hat sie dies, wie ich zeigen werde, keineswegs vernachlässigt. Dieselbe Rücksicht ist sie aber den politischen Verbrechern schuldig, denn deren Verbrechen sind fast noch mehr eine Schuld mangelhafter Regierung und außerdem werden sie meistentheils durch Gefühle veranlaßt, welche zur Aufrechthaltung der Staaten durchaus nöthig sind; man unterdrücke ihre Aeußerungen durch übergroße Strenge gänzlich und — unsere europäischen Staaten werden bald denen Asiens gleichen.

Der Verbrecher aus den oben bezeichneten niederen Volksklassen, der in das Zellengefängniß nach Bruchsal kömmt, entbehrt allerdings — und mit Recht — seine Freiheit und wird diese Strafe vielleicht um so schmerzlicher empfinden, je vagabondirender sein Leben war. Die Einsamkeit, zu welcher er verdammt ist, trifft ihn vielleicht härter als den gebildeten Mann, der wenigstens für eine Zeit lang in seinem Innern Stoff genug findet, diese Einsamkeit durch seine Gedanken zu beleben; allein die Härte der Strafe wird durch Mancherlei gemildert, wie schon oben angedeutet.

Zunächst ist es der relative Luxus der Reinlichkeit, der dem armen, langfingerigen Bauersknecht entgegen tritt und dessen Wohlthat er bald empfinden lernt, wenn ihm diese ungewohnte Sauberkeit vielleicht auch Anfangs mehr lästig als angenehm ist. Gegen den Schweinestall, in welchem er

sonst zu wohnen pflegte, ist die Zelle ein Putzzimmer; das Bette gegen seinen halbfaulen Strohsack oder den Heuboden ein üppiges Lager und der Luxus reiner Wäsche wird von ihm mit besonderem Wohlbehagen bemerkt; das grobe Leinen derselben fällt ihm als fein auf und dasselbe gilt von der Kleidung. Im Besitz eines Taschentuchs ist er stolz und trägt es förmlich kokett in der Hand, wie ich oft gesehen habe. Die Nahrung, die er erhält, ist allerdings zu dürftig, besonders unter dem Einfluß der Luftheizung; allein das Essen ist besser bereitet, als er es gewohnt war und vor allen Dingen: — „sein Brod wird ihm gegeben, sein Wasser hat er gewiß", er braucht darum nicht in Sorge zu sein. Ebenso ist es mit seiner Arbeit; sie wird ihm nebst allem Material in die Zelle getragen. Fehlt ihm etwas, so braucht er nur zu schellen, wie ein großer Herr, und es wird ihm gebracht. Genug, seine materielle Lage entzückt den armen Menschen, den nicht Verderbtheit, sondern — nur zu häufig — äußerste Noth zum Verbrechen brachte; er wird innerlich zufrieden, arbeitet fleißig und beklagt höchstens, daß seine arme Frau und seine Kinder es nicht ebenso gut haben wie er. —

Außerdem erhält der Sträfling Gelegenheit, umsonst ein Handwerk, oder gar mehrere zu lernen, was ihm in der Freiheit nicht möglich war. Er hatte vielleicht den Drang, seine Kenntnisse zu vermehren; allein die Sorge für das tägliche Brod ließ ihn nicht dazu kommen; im Zuchthause muß er die Schule besuchen. Sein Verbrechen ist daher in vielen Fällen sein Glück.

Beträgt er sich ordentlich, so ist seine Lage im Hause mit keiner besonderen Kränkung und Demüthigung verknüpft. Die Vorgesetzten und selbst die Aufseher stehen meistens in

gesellschaftlicher und anderer Hinsicht über ihm, wenn sie auch vielleicht ebenfalls aus dem letzten Stande hervorgingen; jedenfalls haben sie die Superiorität eines rechtlichen Lebens und Charakters, welche ihnen eben den Vorzug der Anstellung bei der Anstalt verschaffte. Der Verbrecher wird sich also dadurch nicht gedemüthigt fühlen, wenn diese Männer ihm Befehle geben, oder ihn zurechtweisen; ein Lob und ein Zeichen von Vertrauen wird ihm schmeicheln.

Ganz anders trifft diese Strafe den Gebildeten, besonders aus den höheren Klassen der Gesellschaft, der ein Verbrechen beging. Allerdings hat es etwas für sich, zu sagen, daß er eine härtere Strafe verdiene, weil er trotz seiner Bildung ein gemeines Verbrechen beging; allein andererseits darf man auch nicht wieder vergessen, daß eben durch diese Bildung und höhere Lebensstellung Versuchungen geschaffen werden, die der gemeine Mann nicht kennt. Jedenfalls halte ich es für sehr hart, daß solche Verbrecher so unendlich viel härter bestraft werden, als es eigentlich in der Absicht des Gesetzes liegt.

Gewöhnt an den Luxus einer comfortabeln Wohnung und an die tausend Bedürfnisse des eleganten Lebens, deren Nothwendigkeit man erst recht kennen lernt, wenn man sie plötzlich entbehren muß, wird ihm die Zelle mit Allem was sie enthält, ein gräßlicher Aufenthalt sein. Alles, was den gewöhnlichen Verbrecher angenehm berührt, weil es seinen gewöhnlichen Zustand verbessert, wird ihm die entgegengesetzte Empfindung bereiten. Das Tragen einer entstellenden groben Kleidung mit der daran befindlichen Nummer, das Trinken aus einem Kruge, das Essen aus grober Schüssel auf bloßem Tisch und ohne Gabel, das gezwungene Abscheeren des Haares und Bartes, die gemeine und unzureichende Nah-

rung, die Entbehrung aller gewohnten Genüsse wie Kaffee, Zucker, Thee, Wein, Butter, Bier, Taback ꝛc. ꝛc. — Alles das bildet eine große Summe von kleinen Entbehrungen, die fortwährend irritirend auf den schon durch die Veränderung der Lage und die Einsamkeit erschütterten Geist wirken, dem ebenso wie dem Körper — ja mehr noch — jedes gewohnte Bedürfniß entzogen ist. Selbst die Arbeit, die dem gemeinen Verbrecher theils eine gewohnte ist, theils ihn sogar geistig aufrichtet und seiner Eitelkeit schmeichelt, indem er durch die Art derselben nach seiner Ansicht an Vornehmheit steigt — ein Gefühl, welches der Tagelöhner, der Schreiner oder Drechsler wird, gewiß empfindet — wird den gebildeten Mann aus der höheren Gesellschaft herabdrücken, eine Art Entwürdigung scheinen, um so mehr als sie seinen geistigen Fähigkeiten durchaus nicht angemessen ist. Am schlimmsten ist es, wenn diese Arbeit nicht eine rein mechanische, sondern eine solche ist, welche eine gewisse Aufmerksamkeit verlangt und verhindert, daß man ungestört dem Gang seiner Gedanken folge. An mechanischen Beschäftigungen, ich weiß es wohl, erfreuen sich oft die erhabensten Geister; allein es ist ein großer Unterschied, ob diese blos als Unterhaltung oder als alleinige Arbeit, gewissermaßen als Lebenszweck betrieben werden; im letzteren Falle werden sie eine Qual.

Auch das Verhältniß zu den Beamten ist ein durchaus anderes und es ist keine kleine Aufgabe, ohne Gemüthsbewegung den launenhaften Weisungen eines vielleicht böswilligen Aufsehers zu folgen, oder noch schlimmer irgend eines unbedeutenden, dünkelhaften Beamten, mit dem man sonst nicht einmal in gesellschaftliche Berührung kommen konnte. Daß die „Beamten und Angestellten“ in Bruchsal sehr brave, achtungswerthe und meist auch gefühlvolle Menschen sind,

kann hierbei nicht in Betracht kommen, denn es ist ein Zufall, und manche von ihnen könnten ja ebenso so gut das Gegentheil sein, wie es früher hin und wieder der Fall war.

Selbst die Trennung von der Familie lastet unendlich drückender auf dem gebildeten Sträfling. Meistens ist die Entfernung des gemeinen Verbrechers von seiner Familie mehr eine Erleichterung für dieselbe, da Taugenichtse sich häufiger von der Arbeit ihrer Frau und Kinder ernähren lassen, als daß sie diesen eine Stütze sind. Die Frau eines gebildeten Verbrechers, aus den höheren Ständen besonders, ist, wenn sie kein Vermögen hat, häufig sehr schlimm daran, da sie doch nur in seltenen Fällen im Stande sein wird, für sich und ihre Familie den Lebensunterhalt zu erwerben. Ganz besonders schmerzlich ist es aber, daß selbst der briefliche Verkehr einer Controle unterworfen ist; wer vermag es über sich zu gewinnen, sein Innerstes vor gleichgültigen, nicht selten wenig zartfühlenden Personen bloszulegen? Und doch zwingt die Nothwendigkeit dazu, wenn das Band, welches den Gefangenen mit der Familie verbindet, nicht im Lauf der Jahre gelockert und vielleicht dadurch großes Elend über dieselbe gebracht werden soll. Die Nothwendigkeit solcher Controle will ich nicht ableugnen; allein es dürfte hinreichend sein, wenn diese schonend ausgeübt würde. Was „bedenklich und unschicklich" ist, kann ein Beamter beurtheilen. Es ist hin und wieder im Zuchthause vorgekommen, daß Briefe von politischen Gefangenen neugierigen Personen, die kein Recht dazu hatten, mitgetheilt wurden, oder daß ihr Inhalt das Thema zu Casinogeschwätz gab.

Auch von Gefangenen dieser Klasse erträgt der Eine die Einsamkeit verhältnißmäßig leicht, der Andere geht dabei ganz oder doch beinahe zu Grunde; das Alles hängt von der Individualität ab.

Diese Individualität ist es, welche durchaus bei der Einzelhaft mehr berücksichtigt werden muß, wenn dieses Haftsystem nicht all die Befürchtungen rechtfertigen und die Vorwürfe, die man ihm macht, verdienen soll. Hier wird vorzüglich der Geist bestraft und dieser fügt sich nicht in jede Schablone, die irgend ein Ministerialrath erfindet; es muß daher dem Direktor einer solchen Anstalt ein weiter Spielraum in der Behandlung der Gefangenen gelassen sein. Ein Ministerialrath, der alle drei Monate auf einige Stunden die Anstalt besucht, kann die Leiden und Bedürfnisse der Gefangenen, die sie vielleicht selbst nicht verstehen, nicht kennen lernen; er muß sein Urtheil dem des Direktors unterordnen. Wählt einen sanften, charakterfesten, klugen, menschenfreundlichen Mann zum Direktor, dem vertraut und laßt die Ministerialnase so weit als möglich davon. —

Wenn ich nun Alles in diesem Capitel Gesagte zusammenfasse und in Bezug auf die Einzelhaft ein Resultat daraus ziehe, so würde mein Urtheil über dieselbe Folgendes sein: Die Einzelhaft für den gemeinen Verbrecher ist eine harte Strafe und Gefahr für den Geist unter allen Umständen vorhanden, daher die alleräußerste und sorgfältigste Ueberwachung und Beobachtung desselben nöthig; wenn man diese Strafe jedoch in einer Weise anwendet, daß dabei die Gesundheit des Verbrechers weder geistig noch körperlich mehr als bei irgend einer andern Strafweise gefährdet wird, so ist sie sowohl für den Verbrecher wie für den Staat die vorzüglichste.

Die Bedingen, die ich hier fordere, sind nicht schwer zu erreichen, dadurch daß man

1) die baulichen Mängel vermeidet, die ich an der Bruchsaler Anstalt rügte;

2) daran fest hält, daß es sich nur um eine Unterdrückung des freien Verkehrs zwischen den Verbrechern handelt, um Verschlechterung zu vermeiden, und daß man nicht durch hartnäckige Principreiterei das Loos der Gefangenen, mehr als zur Erreichung dieses Zweckes nöthig ist, erschwert;

3) daß man die Einzelhaft nicht über vier Jahr ausdehnt;

4) daß man die Gefangenen genügender ernährt als es in Bruchsal der Fall ist und daß man

5) dem Direktor gestattet, in der Behandlung zu individualisiren und nach seinem Ermessen von der Hausordnung abzugehen;

6) daß man keine pietistischen Geistlichen anstellt und diesen überhaupt dringend anräth, ihren Feuereifer zu mäßigen;

7) daß man den Gang der Behandlung des Verbrechers nicht durch unzweckmäßige Urtheilsverschärfungen vermittelst Hungerkost und Dunkelarrest stört und endlich

8) daß man sehr sorgsam in der Wahl der Beamten und Angestellten ist und nicht dem Ersten, der eine Stelle braucht, eine solche im Zellengefängniß giebt, wo andere Eigenschaften gefordert werden, als solche, welche ein Minister von einem „geheimen Agenten“ oder gewöhnlichen Polizeidiener verlangt. —

Wenn meine Bemerkungen über das System der Einzelhaft nur oberflächlich erscheinen, so suche man den Grund davon nicht darin, daß ich nichts Weiteres darüber zu sagen wüßte. Die Menge der darüber erschienenen Bücher würde mir Anhaltepunkte genug bieten, eine weitläufige und gründliche Abhandlung über den Gegenstand zu liefern; allein sie würde doch immer nur einen subjectiven Werth und keinen

größeren Nutzen haben, als irgend eins der anderen Bücher. Nur über Das, was ich selbst empfand, kann ich mit Bestimmtheit behaupten, besser unterrichtet zu sein als Andere, und indem ich den Leser damit bekannt mache, überlasse ich es ihm, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Dieser Weg scheint mir zweckmäßiger; denn jeder Leser weiß am besten, in welchen Punkten sich unsere Charaktere berühren und dies bietet ihm einen ungefähren Maßstab für die Wirkung, welche die Zellenhaft auf ihn haben würde.

Wie verschieden die Ansichten über dieselben Gegenstände sein können, wird man recht gewahr werden, wenn man das 133 weitläufige Paragraphen und 229 Seiten enthaltende Buch des Pfarrers Schlatter liest und dasselbe mit dem Inhalt dieses Capitels vergleicht.*) Ich kenne den Verfasser nicht persönlich und weiß nur, daß er ehemals Pfarrer und während der Revolution Mitglied der constituirenden Versammlung war. Sein Name hatte schon von früher her einen sehr guten Klang im Lande, und ich hörte stets als von einem höchst achtungswerthen Mann von ihm reden.

Sein Buch ist mit großer Weitläufigkeit und Sorgfalt ausgeführt und sehr lesenswerth; doch darf man dabei nicht vergessen, daß Schlatter, der Vater einer sehr zahlreichen Familie, in Baden lebte, als er das Buch dort drucken ließ. Dieser Umstand und das Bestreben, „einzelnen Personen nicht zu nahe zu treten“ und andererseits empfangene Freundlichkeit anzuerkennen, machen ein sehr mildes Auftreten, ein

*) Das **System der Einzelhaft**, in besonderer Beziehung auf die neue Strafanstalt in Bruchsal. — Stimme eines Gefangenen über **Zuchthäuser**. Von Georg Friedrich Schlatter. Mannheim, Selbst-Verlag des Verfassers. 1856.

Abdämpfen der Urtheile und hin und wieder ein Verſchweigen mißliebiger Dinge um ſo mehr nothwendig, als die Empfindlichkeit in Baden ganz außerordentlich groß iſt und jedes Abweichen von der Meinung der Regierungsbeamten dieſen ſchon förmlich ein Fieber zuzieht. Hat doch ſogar dieſes ſo außerordentlich milde Buch, welches faſt in allen Punkten zu Gunſten der Regierungsanſicht auftritt, dennoch an vielen Stellen großes Mißfallen erregt.

Siebenzehntes Capitel.

Der Director. — Der Arzt. — Mein Aufseher. — Ich lerne eine andere Art zu spinnen. — Besuch von Mutter, Frau und Schwester. — Begünstigungen. — Correspondenz mit der Außenwelt. — Fluchtpläne. — Die Erinnerungsblätter. — Besuch einer Freundin. — Mißstimmung gegen den Doctor. — Der Herr Ministerialrath von Jagemann. — Meine Erinnerungsblätter im Morgenblatt. — Käthchen Zöller von Bruchsal. — Hauptmann Stöck entflieht. — Folgen für uns. — Auswanderungsgerüchte. — Abermals Jagemann. — Oel gegen den Ernst des Orts. — Hunger. — Wirkungen. — Käthchen mein Rabe. — Citronensaft — Der Fluchtplan rückt vor. — Aus dem Tagebuche meiner Frau. — Ihr Abenteuer mit den Preußen. — Ich bitte auswandern zu dürfen. — Soldatenarroganz. — Ein Gefangener ermordet. — Der Pascha von Bruchsal. — Gefangene geprügelt. — Der Director protestirt und wird fortgeschickt. — Der neue Oberaufseher. — Fluchtpläne. — Das zweite Abenteuer meiner Frau. — Der alte Oberaufseher, der ein E—h—renmann war. — Donnerschlag. — Das arme Käthchen. — Brief von ihr.

Nachdem ich im vorigen Capitel den Leser mit meinem neuen Gefängniß und dessen Einrichtungen bekannt gemacht habe, kann ich in der Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse und Wahrnehmungen fortfahren. Das Leben bietet für die meisten Menschen mehr Trübes und Gleichgültiges, als Freudiges und es würde oft eine kaum zu tragende Last sein, wenn nicht der Himmel es so eingerichtet hätte, daß unser Gedächtniß für Kummer und Freude ein durchaus verschiedenes ist. Ist eine kummervolle Zeit vorüber, so verschwindet sie bald aus dem Gedächtniß.

Ich schrieb dies 1856.

Ich bin jetzt seit Jahren der Freiheit wiedergegeben und wenn ich auch überall auf die Folgen meiner sechsjährigen, einsamen Gefangenschaft stoße, so wird es mir doch schwer, mich in die Stimmung zurückzuversetzen, in welcher ich mich zu den verschiedenen Zeiten meiner Gefangenschaft befand. Glücklicherweise habe ich sämmtliche Briefe, die ich vom Gefängniß aus an meine Frau schrieb, und wenn dieselben auch stets die Censur passiren mußten, so kehrte ich mich nur in äußerlichen Dingen an dieselbe. Ich würde es für das Beste halten, am Ende des Buches Auszüge aus diesen Briefen zu geben, die vor ausgeführten Schilderungen trotz ihrer Abgerissenheit den Vorzug haben, daß sie gleichsam ein Daguerreotyp des Seelenzustandes sind, in welchem sie geschrieben wurden, und werde es auch thun, wenn das Werk dadurch nicht zu sehr ausgedehnt wird.

Als ich von meiner Betäubung erwachend aufsah, erblickte ich einen Mann, der in die Zelle getreten war, ohne daß ich es bemerkt hatte. „Sind Sie der Director?“ fragte ich. Der Mann bejahte es durch eine Geberde und fuhr fort, mich schweigend zu betrachten. Sein Aeußeres erschien mir weder abstoßend, noch einnehmend. Ich fragte ihn, ob ich gezwungen sei, eine solche Verwandelung des Urtheils anzunehmen; ob es mir nicht freigestellt bleibe, die Vollziehung des Todesurtheils zu verlangen? — Er zuckte mit den Achseln und meinte, daß ein solches Gesuch nicht bewilligt werden würde.

Der damalige Direktor hieß Dr. Dietz. Er hatte längere Zeit einem gemeinschaftlichen Zuchthaus vorgestanden und differirte in mancher Hinsicht in seinen Ansichten über die Einzelhaft mit dem Ministerialrath von Jagemann, der überhaupt von manchem der Beamten für einen Narren gehalten

wurde. Das Gesicht des Direktors — eines blonden, untersetzten Mannes — war bei diesem ersten Besuch sehr ernst, fast finster und erschien noch mehr so durch eine Eigenthümlichkeit seiner grauen Augen, deren Pupille sich sternförmig zusammenzog, wenn er in Gedanken auf einen Punkt starrte.

Nicht lange nach dem Direktor erschien der Hausarzt, Herr Fueßlin. Ein Mann in den Dreißigern mit glattem, braunblondem Haar, rundem Gesicht, kleinen Augen, rothem Schnurrbart und dem Wesen eines Officiers; aber freundlich und gutmeinend. Großer Schmerz äußert sich tragisch selbst in den Gedanken und die leichte Art, mit welcher der Doctor bei mir auftrat, verletzte mein Gefühl und seine vertrauliche Weise meinen Stolz, der nie argwöhnischer ist, als in der Erniedrigung. Vor mir stehend, behielt er die Mütze auf dem Kopf, während ich unbedeckt war; das betrachtete ich in „meinem Zimmer" als eine Geringschätzung, obwohl es nur Gebrauch im Hause war. Der Direktor sowohl wie der Geistliche behielten indessen niemals den Hut auf. — Sehr verletzend ist es auch, wenn Jemand das Unglück, von dem man niedergedrückt wird, als eine Kleinigkeit darstellt und geringschätzig behandelt. Das that der Doctor, wahrscheinlich nur um mich zu trösten. „Oh", sagte er, „ich habe hier Gefangene gesehn, die Anfangs die Wände hinauf krabbeln wollten, und die nach einigen Wochen ganz glücklich und zufrieden waren. Sie werden wahrscheinlich blind werden; allein das hat ganz und gar nichts zu sagen, es geht bald wieder vorüber.

Mein Aufseher verstand meine Stimmung besser; es war eine freundliche Rücksicht des Direktors, daß er mich zu diesem Aufseher gab, welcher der beste und geachtetste im Hause war. Er war Oberfeldwebel gewesen und hatte den

Aufseherposten nur angenommen, um für den Augenblick ein Unterkommen zu haben, und weil ihm die Stelle als Oberaufseher versprochen war, die voraussichtlich bald erledigt werden mußte. Als der Mann in meine Zelle trat, war er bis zu Thränen bewegt und konnte kaum reden, und als er mir Unterricht im — Spinnen an einem kleinen gewöhnlichen Spinnrocken ertheilte, färbte die Scham, welche andere Leute hätten empfinden sollen, seine Wange. — Ja, ich mußte spinnen. — Der Faden, den ich producirte, war nicht eben fein; allein er war stark genug, dem Wunsch zu genügen, den ich hinein drehte.

Am Tage nach meiner Ankunft im Zellengefängniß wurde ich in das Zimmer des Oberaufsehers beschieden; ich fand hier meine Mutter, meine Frau und noch eine Dame, die ich nicht kannte; es war meine Schwester, die ich seit sieben und zwanzig Jahren nicht gesehen, die ich als junge Mutter verlassen hatte und die unterdessen längst Großmutter geworden war. Sie kam von der russischen Grenze, wo sie wohnte, — um mich im Zuchthaus zu besuchen. Still weinend küßte sie meine Hand, während meine stolze Mutter, vor Aufregung zitternd, mich in ihre Arme schloß. Am meisten rührte mich das kummervolle Gesicht meiner armen Frau, die mit gefaltenen Händen mich von ferne betrachtete; sie hatte mich noch nicht in der Sklaventracht gesehen. — Meine Mutter sah ich hier zum letzten Male. —

Der Aufsichtsrath, unter welchem das Zellengefängniß stand, war beinahe aus denselben Personen zusammengesetzt, welche den politischen Gefangenen im alten Zuchthause mancherlei kleine Begünstigungen bewilligt hatten und der Direktor machte demselben in Bezug auf mich einige Vorschläge, von denen jedoch nur wenige bewilligt wurden, nämlich: das

Tragen eigener, wollener Unterkleider; das Selbſtraſiren; der Beſitz und das Aufhängen von Porträts und anderer nicht an ſich anſtößiger Bilder; der Beſitz von Blumen in Töpfen und Bouquets und — das Malen in Oel in meinen freien Stunden.

Blumen hatte mir meine Frau mitgebracht und meine Farben erhielt ich bald. Das Malen intereſſirte mich ſo ſehr, daß die Tage mit außerordentlicher Geſchwindigkeit vergingen und ich faſt heiter wurde, zum großen Erſtaunen meines Aufſehers. Ich malte meine Zelle und mich ſelbſt darin ſtehend mit untergeſchlagenen Armen und die Maskenmütze auf dem Kopfe. Dies Bild mißfiel dem Doctor ausnehmend und er alarmirte ſich bei dem Gedanken, welchen Eindruck es machen würde, wenn ich es nach Hauſe ſchickte.

Von einem Aufſeher des alten Zuchthauſes hatte ich den Namen eines andern im neuen erfahren, der geneigt ſein würde, alle meine Aufträge zu erfüllen. Eine Mappe mit Papiere, die ich in das Haus mitgebracht, hatte man mir gelaſſen; dadurch war ich im Stande, mit meiner Frau und meinen Freunden zu korreſpondiren, was meiſtens in einer Chiffreſchrift geſchah. Briefe an mich unter der Adreſſe: An den Shuhmachermeiſter Otto Schulze, die in ein anderes Couvert geſchlagen waren, wurden mir durch die vertrauten Aufſeher gebracht, welche ſich ſehr über die Adreſſe amüſirten und ſtets an meiner Zellenthür fragten: „Wohnt hier der Schuhmachermeiſter Schulze?“ — Dergleichen Defraudationen waren zwar ſtrenge verboten worden; das war eigentlich immer der Fall geweſen, doch hatte man es früher damit nicht genau genommen, und man kann es den Aufſehern nicht ſo hoch anrechnen, wenn ſie nicht einſehen, daß politiſche Verbrecher, die ſie ſelbſt gar nicht für Verbrecher hielten, ſtrenger behandelt werden müſſen, als Diebe und Mörder.

Ueberhaupt war die allgemeine Stimme gegen das mit uns beliebte Verfahren und Niemand glaubte, daß wir länger im Zuchthause bleiben würden, als bis zum Ende des Kriegszustandes, welches nahe bevorstehen sollte. Man sprach von der Absicht, uns in einen andern Welttheil zu senden, und sagte mir später, daß zu diesem Ende mit der holländischen Regierung Unterhandlungen angeknüpft worden wären, die sich aber zerschlagen hätten, wahrscheinlich weil die Holländer auf deutsche Seelenverkäuferei nicht eingingen, oder sich nicht zu Henkersknechten hergeben wollten.

Es liegt nicht in meiner Natur, unfruchtbarer Betrübniß lange Zeit einzuräumen. Ich hatte mich von dem erhaltenen Schlag schnell wieder aufgerichtet und war entschlossen — zu fliehen. Alle Bedenken, die sich früher einer Flucht entgegengestellt hatten, verschwanden vor der unwürdigen Lage, in der ich mich befand. Wurde ich von Außen unterstützt, so war unter den damaligen Verhältnissen die Flucht ein Kinderspiel. Nur meine Zellenthür und die äußere Mauer trennten mich von der Freiheit; denn die nach dem Hofe führenden Thüren wurden damals nie verschlossen, selbst nicht während der Nacht. Das Geländer neben dem Rondengang auf der Umfassungsmauer war noch nicht vorhanden, und der Hof wurde nur von zwei Posten bewacht, welche, besonders Nachts, meistens plaudernd am Eingange beisammen standen. Machten sie wirklich einmal die Runde, so war es leicht, verborgen hinter dem Brennholz, sie vorüber gehen zu lassen. Wurde von der Außenseite ein Seil über die Mauer geworfen, so war es eine Kleinigkeit für mich, darüber hinweg zu kommen. Es handelte sich also nur darum, die Zellenthür zu öffnen, und dazu mußte ein Aufseher bestochen werden. Ich machte Zweien das Anerbieten; sie hatten sehr große Lust, einige hundert Gulden, die

ich ihnen anbot, zu verdienen; allein das Standgericht schreckte sie und sie waren zu feige.

Während ich diese Dinge verhandelte, war ich eifrig damit beschäftigt, ein Manuscript zu vollenden, welches ich bereits in den Kasematten begonnen und im alten Zuchthause fortgesetzt hatte. Es waren dies „Erinnerungsblätter aus Rastatt", an deren Veröffentlichung mir deshalb sehr viel lag, weil ich erfahren hatte, auf welche schmähliche Weise ich von den Demokraten verläumdet wurde.

Nach etwa zehn Tagen wurde ich in die erste, neben der Aufseherzelle gelegene Zelle versetzt, die dicht an der Treppe liegt, was für meine beabsichtigte Flucht sehr günstig war. Ueberdies gewann ich bei dem Tausch, denn die neue Zelle war bei Weitem freundlicher. Am meisten quälte mich der Hunger; denn die Zuchthauskost war für mich fast ungenießbar, und ich hatte nur sehr wenig Geld, die Aufseher zu bestechen, die mit jedem Tage gieriger wurden. Geld, welches mir meine Frau in heimliche Briefe legte, wurde von ihnen ohne Umstände herausgenommen. Ueberdies hatte meine Frau selbst nicht viel, da die Reisen u. s. w., welche sie in meinem Interesse gethan, ihre Kasse ziemlich erschöpft hatten.

Am 13. October erhielt ich abermals einen Besuch von meiner lieben Freundin, Frau Louise Trendelenburg, von der in dem Buche von Ludwig Simon die Rede, und welche nun seit mehreren Jahren die Gattin des letzten Präsidenten des Frankfurter Parlamentes, Dr. Löwe, ist. Ich hatte sie und ihren ersten Mann während meines letzten Aufenthaltes in Berlin kennen gelernt. Als ich mit dem Letztern, Anfang Februar 1849 einen Stabsarzt in der Charité besuchte, erkrankte Herr Trendelenburg, so daß er nicht nach Hause zurückkehren konnte. Am anderen Morgen

ward er in seine Wohnung getragen und starb an demselben Abend in meinen Armen an einem sehr seltenen Zufall: einer Darmverschlingung. Dieser Todesfall traf die junge, zweiundzwanzigjährige Frau äußerst hart. Meine Frau und ich hatten Gelegenheit, ihr in dieser Zeit einige Dienste zu leisten, welche sie höher schätzte, als sie es verdienten, und durch welche ich mir ihre Freundschaft und unbedingtes Vertrauen erwarb.

Nach meiner Abreise nach Baden hatte die junge Wittwe, welche eine eifrige Demokratin war, Gelegenheit gehabt, einem von der Regierung Verfolgten, Herrn von Rappardt, zur Flucht behülflich zu sein. Dieser war glücklich nach der Schweiz entkommen und ging damit um, ein mikroskopisches Institut zu gründen, durch welches er auch seiner Retterin eine Existenz bieten konnte, die durch den plötzlichen Tod ihres Mannes und gerichtliche Weitläufigkeiten unsicher geworden war. Auf ihrer Reise wollte sie mich besuchen; da ich jedoch schon einen Besuch im Monat gehabt hatte, so schlug man es ihr rund ab, mich sehen zu dürfen. Nach vielen Bitten und großer Mühe erhielt sie durch den Director, der die Verantwortlichkeit der Ueberschreitung der Hausordnung auf sich nahm, die Erlaubniß, und ich sprach sie im Zimmer des Oberaufsehers, der so artig war, sie auch in meine Zelle zu führen, während welcher Zeit ich in eine andere gesperrt wurde.

Die Dame hat den Besuch in einem Briefe an Heinrich Simon geschildert, welcher ihn in der National-Zeitung abdrucken ließ.

Dieser Besuch meiner theuern Freundin wurde die Ursache, daß das Mißfallen an den Doctor in eine gründliche Aversion verwandelt wurde. Dieser kam nämlich am andern Morgen eilig zu mir und sagte mit lachendem Munde und

zwinkernden Augen, daß er „das Mädchen“ kenne, welches mich gestern besucht habe. Auf meine kühle Entgegnung, daß er sich irre, da die Dame direct von Berlin komme und noch niemals in Baden gewesen, widersprach er mir, behauptete ich sage nicht die Wahrheit und fügte hinzu, daß auch Andere sie kennten, indem sie während der Revolution mit mehreren Officieren einen Abend zugebracht habe! — Ich antwortete ihm, daß ich mich nicht von leichten Damen besuchen ließe, welche mit Officieren die Abende zubrächten, und daß ich mir dergleichen Behauptungen sehr ernstlich verbitten müsse. Auch der Director und die andern Beamten glaubten dem Geschwätz des Doctors und ich ärgerte mich sehr, obwohl ich durch einen im alten Zuchthaus erhaltenen Brief, die Unwahrheit dieses einfältigen und unschicklichen Geschwätzes beweisen konnte. — Der Doctor wollte sich auf einen freundlichen Fuß der Gleichheit mit mir und anderen politischen Gefangenen setzen; verfehlte aber — ohne irgend eine böse Absicht — damals den Ton — und ich war reizbar und verletzt.

Dazu kam noch, daß ich dem Doctor mißtraute und ihn gleich nach den ersten vierzehn Tagen in Verdacht hatte, daß er danach strebe, den Dr. Dietz von seiner Stelle zu verdrängen, um selbst Director des Zellengefängnisses zu werden. Es ist möglich, daß ich darin sehr Unrecht habe; allein ich glaubte es damals, indem ich aus des Doctors Aeußerungen und Handlungen schloß. Er war ein Enthusiast für das Zellengefängniß und ging auf die Ideen des Herrn von Jagemann ein, der bei Dietz nicht diese Bereitwilligkeit fand; außerdem hielt er es mit den Preußen, welche der Director gleichfalls nicht liebte. Ich erwähne diese Umstände, weil sie auf meine Gefangenschaft später Einfluß hatten.

Eines Nachmittags, als ich eben an meinen „Erinnerungsblättern“ ſchrieb, öffnete ſich die Zellenthür und ohne von mir Notiz zu nehmen trat ein dürres Männchen herein, mit einem Geſicht wie eine getrocknete Mirabelle, fuhr aus einer Ecke der Zelle in die andere, kauerte ſich vor meinem Eckſchrank nieder, warf eine Schüſſel mit Putzpulver um, die dort noch vom vorigen Zellenbewohner ſtand, riß einen kleinen Zweig weg, den ich als Reſt der mir gebrachten Blumen an die Heizöffnung geſteckt hatte, zeigte auf meine Papierblätter und ſagte: „Schreiberei?“ — Mit Mühe das Lachen über den poſſirlichen Knirps verbeißend antwortete ich beſtätigend: „Schreiberei.“ — „Für die Schule?“ — „Für mich.“ — Knirps ſchlängelte ſich zur Thür hinaus. Ich hielt ihn für den Bauaufſeher, von deſſen Anſtellung man ſprach, der die Luftheizungsapparate unterſuchte und erſtaunte nicht wenig, als mein Aufſeher mit feierlichem Geſicht hereintrat und mich fragte, was der „Herr Miniſterialrath“ geſagt habe! — Es war unſer höchſter Vorgeſetzter, der berühmte Erfinder des eiſernen Nachttopfes, Herr Miniſterialrath von Jagemann!

Der Director hatte mir allerdings in den nächſten Tagen den Beſuch dieſes gefürchteten Mannes angekündigt — gefürchtet, weil er ſich nicht ſcheute ſelbſt in den Taſchen der Sträflinge nach verbotenen Schnupftaback zu viſitiren — und mir gerathen, ihn um einige Dinge zu bitten, die ich beſonders wünſchte und welche der Director nicht gewähren konnte. Ich hatte mir auch wirklich Einiges notirt und bat daher meinen Aufſeher, den Miniſterialrath zu erſuchen, noch ein Mal zu mir zu kommen; ich hätte ihn nicht gekannt.

Herr von Jagemann war es mit mir ebenſo gegangen und er ſchalt den Aufſeher, weil er ihn nicht davon in Kenntniß geſetzt habe, daß ich in der Zelle ſei. Der Aufſeher öffnete die Thür; ich hörte Jagemann kommen und mußte

lachen, als ich ihn einen Augenblick auf dem Gange ſtehen bleiben ſah, um mir zu Ehren einen halb zerriſſenen Glacé-handſchuh anzuziehen.

Man ſagte dem Miniſterialrath nach, daß er mit der proviſoriſchen Regierung kokettirt und auf eine hohe Stelle ſpeculirt habe und daß es ihm nur mit Mühe und Noth gelungen ſei, nach Wiederherſtellung der alten Herrlichkeit, ſeinen früheren Poſten und vom Großherzoge Verzeihung zu erhalten. Manche Perſonen, die ihm näher ſtanden, lobten ihn ſehr; Andere nannten ihn falſch und Viele einen Narren; mir ſchien er von all dieſem etwas.

Noch nicht in den Geiſt der Hausordnung eingedrungen, ſtellte ich an Herrn von Jagemann völlig unerhörte Anſinnen. Da ich in der Zelle entſetzlich fror und durch Erkältung lange Jahre an der Gicht gelitten hatte, ſo bat ich unter Anderm um die Erlaubniß, einen Schlafpelz tragen zu dürfen, was mit Entſetzen zurückgewieſen wurde. Ich hatte auch um Erlaubniß gebeten, mir eine Lampe kommen laſſen zu dürfen; denn damals brannte man noch ganz gewöhnlich conſtruirte, blecherne Küchenlampen, die mir äußerſt verhaßt waren; auch dieſe Bitte konnte der Miniſterialrath nicht aus eigener Machtvollkommenheit bewilligen, notirte ſie ſich aber, um ſie in der Sitzung dem Miniſterium vorzutragen!! — Die Bitte wurde bewilligt.

Meine Frau, welcher der Gedanke mich in einem ſo elenden Gefängniſſe zu wiſſen, über welches durch die Preſſe die grauenhafteſten Gerüchte verbreitet wurden, bei Tag und bei Nacht kein Ruhe ließ, entſchloß ſich, nach Carlsruhe zu reiſen, um einflußreiche Perſonen dafür zu gewinnen, mir wenigſtens einige Erleichterungen zu geſtatten und zu gleicher Zeit in Bruchſal das nun beendete Manuſcript in Empfang zu nehmen, welches ihr auch durch einen Aufſeher überliefert

wurde. Ich selbst schrieb anonym an die Cottasche Buchhandlung und theilte ihr mit, daß meine Frau im Besitz eines Manuscripts von mir sei, welches über die Belagerung und Uebergabe Rastatts das Nähere enthalte. Die Unterhandlungen über dieses Manuscript zogen sich bis in das nächste Jahr hinein und endlich brachte das Morgenblatt einige Auszüge.

Die Demokraten haben es mir zum Vorwurf gemacht, daß ich diesen Artikel im Morgenblatt abdrucken ließ. Ich arbeitete an diesem Journal seit vielen Jahren und war sehr froh, wenn meine Artikel aufgenommen wurden; außerdem wurde das Journal in der ganzen Welt gelesen und zahlte ein gutes Honorar, was meiner armen Frau sehr zu statten kam, da sie nicht wußte, wie sie die Ausgaben bestreiten sollte, welche meine Gefangenschaft verursachten. Ueberhaupt schien es mir eine Abgeschmacktheit, meine Theilnahme an einem schönwissenschaftlichen, gediegenen Blatte aufzugeben, weil derselbe Verleger zugleich Eigenthümer einer politischen Zeitung war, welche andere Ansichten als die der Demokraten verfocht.

Durch einen Aufseher erhielt ich einen Brief von einem andern Gefangenen, der in einem andern Flügel war; er deutete mir an, daß er sich in gewisser Hinsicht sehr gut befinde und wollte mich veranlassen, den Verwalter zu bitten, mich zu verlegen, damit ich dieselben Vortheile genießen könne. Da ich aber in dem Flügel, in welchem ich mich befand, meine Verbindungen hatte, die ich nicht aufgeben wollte und hoffte, meine Flucht möglich zu machen, zu welchem Zweck ein alter, nicht demokratischer Freund, meiner Frau einen Beitrag von dreihundert Gulden sandte, so bat ich einfach um Verlegung in den ersten Stock. Mein Aufseher wurde Oberaufseher, allein leider im alten Zuchthause; wenn ich ihm

auch keine Ungesetzlichkeiten zugemuthet hatte, so verlor ich ihn doch höchst ungern, da er ein sehr braver, theilnehmender Mann und gebildeter war, als die gewöhnlichen Aufseher, unter denen sich damals noch viele Leute befanden, die jenem Hause wenig Ehre machten.

Die Tochter eines Metzgermeisters in Bruchsal, Namens Käthchen Zöller, hatte schon in Rastatt den Kasemattengefangenen viel Gutes gethan und bestrebte sich nun auf alle Weise das Loos der Zellengefangenen zu erleichtern. Ihre Eltern hatten mehrere der Aufseher in Kost und durch diese correspondirte sie mit einer Menge politischer Gefangenen. Sie schrieb mir ebenfalls und bot ihre Dienste an, welche ich auch nach einigen Erkundigungen annahm, und um so lieber, als ich zur Ausführung meiner Fluchtpläne Verbindungen in der Stadt nöthig hatte.

Ein Vorfall erschwerte diese Verbindungen, wie überhaupt die Lage der politischen Gefangenen wesentlich. Hauptmann Stöck, der krank im alten Zuchthause zurückgeblieben war, — entfloh. Ich hatte mit ihm schon über diese Flucht gesprochen und wir würden sie wahrscheinlich gemeinschaftlich ausgeführt haben, wenn wir nicht getrennt worden wären. Einige Tage vor seiner Flucht erhielt ich von Stöck ein Briefchen, in welchem er jedoch von seinem Vorhaben vorsichtigerweiser nichts erwähnte. Die Flucht wurde mit Hülfe seiner ihn besuchenden Schwester ausgeführt, welche, wie behauptet, den Oberaufseher bestach, der abgesetzt wurde; er machte eben meinem Aufseher Platz.

Die Preußen, die sich gewissermaßen als Eroberer in Baden geberdeten, fanden sich zu scharfen Bemerkungen wegen dieser Flucht veranlaßt. Die Nase, welche die badische Regierung von ihren Rettern erhielt, ricochetirte zu Herrn von Jagemann und weiter bis in die untersten Regionen. Alle

den politischen Gefangenen gestatteten Begünstigungen wurden zurückgenommen und sogar die Besuche und die Correspondenz mit ihren Familien für einige Zeit verboten. Am meisten schmerzte es mich, daß mir auch meine Malgeräthschaften abgenommen wurden; ich hatte nur vierzehn Tage lang das Vergnügen gehabt, mich ihrer bedienen zu dürfen. Das mißliebige, angefangene Oelgemälde, mich in der Zelle darstellend, verschwand und ich weiß nicht, wohin es gekommen ist. Den Bleistiftentwurf hatte ich jedoch meiner Frau bei ihrem letzten Besuch mitgegeben.

Auch für die Bewachung des Hauses wurden nun sorgfältigere Anordnungen getroffen; die nach dem Hof führenden Thüren wurden des Nachts geschlossen, die Zahl der Posten im Hofe verdoppelt und mehrere verdächtige Aufseher fortgeschickt, da man bei politischen Gefangenen Briefe und Geld gefunden hatte.

Durch all diese Umstände wurden meine Fluchtpläne modificirt; ich ersann einen neuen, der leicht auszuführen war, der aber wieder an der Entlassung eines der Aufseher und an der Zaghaftigkeit eines andern scheiterte. Held war mit seiner Familie nach Frankfurt gezogen. Er kam nach Bruchsal, um mich zu besuchen, konnte mich aber nicht sprechen; jedoch führte ihn der Director im Hause umher und zeigte ihm alle Einrichtungen desselben. Was er dort sah und meine geheimen Briefe, mit denen ich ihm auch eine Abschrift der „Hausordnung" schickte, gab ihm Stoff zu einer kleinen Broschüre über das Zellengefängniß, auf deren Titelblatt sich die Skizze befand, welche ich meiner Frau mitgegeben hatte. Sie erschien jedoch erst Anfang 1850.

Held war von Bruchsal nach Carlsruhe gegangen und hatte dort Herrn von Jagemann und andere Personen besucht, aus deren Unterhaltung er entnahm, daß man uns im Früh-

jahr die Erlaubniß zum Auswandern nach Amerika zu ertheilen beabsichtige. Die Preußen wollten Held in Carlsruhe nicht leiden; er erhielt Befehl sogleich abzureisen und da er dies nicht mit dem nächsten Zuge that, so arretirte man ihn, und brachte ihn zunächst nach Heidelberg, wo er eine Nacht im Gefängniß schlief, und dann über die Grenze. —

Herr von Jagemann besuchte mich, wenn er nach Bruchsal kam, fast jedes Mal. Wir sprachen Mancherlei über die Einrichtungen im Gefängniß und auf meine Bemerkung, daß diese Gefangenschaft für Leute meiner Art unendlich viel härter sei', als für solche aus den untern Ständen, antwortete er spottend: „Was wollen Sie? Sie haben ja hier die Gleichheit, die Sie im Staat verlangen?" Einst überraschte er mich, als ich eben berechnete, wie viel Nahrungsstoff die Ration eines Sträflings enthalte und wieviel das, was ich in meinem gewöhnlichen Leben in der Freiheit zu mir zu nehmen pflegte. Er wollte das Ungenügende der Nahrung nicht zugeben und machte geltend, daß berühmte Physiologen ihm gesagt hätten, wie der Mensch mit acht Loth Brod täglich bestehen könne, und erzählte mir einen Fall eines Gefangenen, der sich lange Zeit durch eine Schachtel Oblaten am Leben erhalten habe. Jagemann wollte mir das Oelmalen nicht wieder gestatten; doch hatte er nichts gegen Wasserfarben. Oelmalen, sagte er, sei gegen den „Ernst des Orts". Es hieße im ganzen Lande: „Ja, Corvin hat es gut, der steht an seiner Staffelei und malt romantische Bilder." — Ich habe nie begreifen können, warum dem Ministerialrath das Oel spaßhafter als das Wasser vorkam. — In seinem Buche über die Einzelhaft redet er von den Zellenfenstern und bezeichnet die gewellten Scheiben derselben als ein „sinnverwirrendes Medium." Der Mann schien von Jugend auf mit großem Erfolge durch

ein solches „sinnverwirrendes Medium“ in die Welt geschaut zu haben!

Durch den häufigen Wechsel der Aufseher und deren Spitzbüberei wurden meine Verbindungen nach Außen häufig unterbrochen. Was ich an Lebensmitteln erhielt war nur unbedeutend und es ging mir oft ganz erbärmlich, besonders da ich die schweren Speisen nicht vertragen konnte. Jeder Unbefangene bemerkte, wie ich zusehens zusammenfiel, so daß selbst Angestellte davon betroffen und gerührt wurden. Einer derselben, ein sehr achtbarer Mann, der im Hause großes Zutrauen genoß, kam einst zu mir und gab mir ein großes Stück in Papier gewickelte — Cervelatwurst; „er hätte mein verhungertes Gesicht nicht länger so mit ansehen können.“

Einst als ich die Treppe hinab in den Spazierhof ging, steckte mir der dort stehende Aufseher ein Papier zu, in welchem ein großes Stück gekochter Schinken eingewickelt war. Ich steckte es eiligst in meine Brusttasche, um es zu essen, wenn ich in meine Zelle zurückgekehrt sein würde; aber dies Stück Schinken brannte mir fast mehr auf dem Herzen, als irgend etwas, das ich je auf demselben gehabt habe. Mein Mund wässerte gleich dem eines wohlgezogenen Hundes, dem man lange einen guten Bissen vorhält, ohne ihm denselben zu geben. Endlich besiegte der Heißhunger jedes Schamgefühl und selbst die Vorsicht; ich verbarg mich so gut es ging im Spazierhof und biß mit einer Gier in den Schinken, die jeder Bestie Ehre gemacht haben würde!

Zu den Folgen des Hungers gesellten sich noch die der baulichen Mängel des Hauses und besonders die entsetzliche Luftheizung, um meine Gesundheit zu erschüttern. Ich litt unsäglich an Reißen im Kopf und in den Zähnen und befand mich in einem beständigen Fieber. Langes Haar gewohnt und nun à la galérien geschoren, war mein Kopf gegen

den geringsten Zug empfindlich und selbst während der Nacht, im Bette, war man nicht davor sicher. Der Doctor kurirte meine Uebel durch Versprechungen und machte mich so ungeduldig, daß mir seine Nähe förmlich unerträglich wurde. Durch seine Anwesenheit wurden meine Nerven dermaßen gereizt, daß ich nur mit Mühe an mich hielt und, wenn er mich verlassen hatte, oft in einen Strom von Thränen ausbrach. Glücklicherweise für mich ward er selbst krank und während seiner langen Abwesenheit versah seine Functionen ein preußischer Bataillonsarzt, der sich nicht genug über die schlechten und knauserigen Einrichtungen einer äußerlich so prunkhaften Anstalt wundern konnte. Ihm verdankte ich die Verordnung von einigen Schwefelbädern, wie auch, daß mir anstatt meiner $1^1/_2$ Pfund Schwarzbrod 12 Loth Weißbrod und zwei Schoppen Milch gegeben wurden. Das war, nebst den vier Loth Fleisch jeden andern Tag, lange Zeit hindurch meine einzige Nahrung.

Ich glaube, ich würde in dieser Zeit dem Hunger und der Luftheizung, im Verein mit den andern Uebeln, erlegen sein, wenn es Käthchen nicht hin und wieder wochenlang gelungen wäre, mir einige Nahrung zukommen zu lassen. Manchmal wurde mitten in der Nacht die Klappe in der Thür geöffnet und von unbekannter Hand ein von dem braven Mädchen kommendes Päckchen auf mein Bette geworfen. Ich correspondirte mit ihr meistens mit Citronensaft. Die Schrift kommt erst zum Vorschein, wenn sie über eine Flamme gehalten wird. Diese Vorsicht war um so nothwendiger, als die Aufseher neugierig und auch Zufälligkeiten zu besorgen waren, durch welche meine Briefchen bei denselben gefunden werden konnte; ein weißes Blättchen erregte keinen Verdacht. In späterer Zeit correspondirte ich auf diese Weise selbst in den Briefen, die durch die Hände des

Directors gingen, meistens aber in Chiffern, damit im Fall einer zufälligen Entdeckung wenigstens nichts Gefährliches verrathen würde.

Am Anfang des Jahres 1850 ging es mir einige Zeit in so fern erträglich, als ich in meinem Flügel Aufseher hatte, welche sich gegen gute Bezahlung sehr eifrig zeigten, mir zu dienen. Der eine von ihnen brachte mir alle Morgen, wenn er vom Frühstück aus der Stadt kam, in einer flachen Branntweinflasche Chokolade oder Kaffee mit, den er an seiner Brust warm erhielt; ja eines Abends, als dieser Aufseher die Wache hatte, wurde ein regelrechter Grog in meiner Zelle gebraut. Auch an Cigarren fehlte es nicht, von denen ich eine oder zwei rauchte, wenn das Licht bereits ausgelöscht war. Das Beobachtungsloch verhängte ich stets durch ein Kleidungsstück, vorgeblich um den durch die Ritzen der Thür dringenden Zug abzuhalten.

Diese günstigen Umstände ließ ich zur Betreibung meines Fluchtplans nicht vorüber gehen; die Sache wurde jedoch mit jeder Woche schwieriger, denn man fand stets neue Veranlassung, die Vorsichtsmaßregeln zu vervollkommnen. Die Hauptschwierigkeit lag darin, daß ich in meiner Zelle die Verhältnisse nicht genügend kennen lernen und ebenso wenig mich über lokale Schwierigkeiten nach Wunsch orientiren konnte. In dem Zimmer des Oberaufsehers hatte ich einen Grundriß des Gefängnisses gesehen und durch ihn wurde ich mehr aufgeklärt, als durch die Antworten der Aufseher, da überdies meine Fragen immer nur sehr unverfänglich sein durften. Oft mußte ich wochenlang auf eine passende Gelegenheit warten, irgend eine an und für sich unbedeutende Frage zu thun und ehe ich nicht vollständig das Terrain kannte, konnte ich an Ausführung eines komplizirten Fluchtplanes nicht denken.

Der Aufseher, von dem ich oben redete, verstand mich so ziemlich; er sagte mir, daß von dem Keller unter dem Mittelthurm eine kleine eiserne Thür in einen Gang öffne, der unter dem Eingang hindurch bis in einen Keller führe, welcher unter dem Thorgebäude, grad unter dem Militär-wachlokal liege. Aus diesem Keller führe eine Thür auf den Platz vor der Wache, zwischen dem äußern Gitterthor in der Mauer und dem massiven eisernen Thor. Das Wachlokal habe keine Fenster nach Außen und es befänden sich in der Mauer keine andere Oeffnungen als zwei Kellerlöcher, die groß genug, um einen schlanken Menschen hindurchzulassen, allein durch starke Eisenstangen vergittert seien. Diese Notizen dienten meinem Fluchtplan zur Grundlage; daß er mich mehrere Monate beschäftigte, wird aus dem Obengesagten begreiflich sein. Wie die Sache fortschritt werde ich später mittheilen.

Die Correspondenz war schon im Dezember wieder gestattet worden und die Besuche sollten gleichfalls wieder erlaubt werden, wenn das Sprachzimmer vollendet sein würde. Der Baumeister nahm sich jedoch Zeit und es vergingen darüber noch mehrere Wochen. Als es endlich vollendet war beschloß meine Frau, nach der ich mich sehr sehnte, mich zu besuchen; es war dies in den letzten Tagen des Februars. Die Erlebnisse dieser Reise mag sie selbst schildern; ich entnehme sie ihrem Tagebuch.

„26. Februar. Ich stand zu spät auf und konnte deshalb nicht mit dem ersten Zug nach Mannheim fahren, wo ich unsere lieben Freunde besuchen wollte; dieser Verzögerung verdankte ich es jedoch, daß Fritzchen (Helds Frau) und ihre kleine Helene mitreisten. Die Reise schien mir schrecklich lang; ich konnte an nichts Anderes denken, als wie ich Dich wiederfinden würde und die traurigsten Vorstellungen

quälten mich. Als wir in Bruchsal ankamen war es noch zu hell, um unerkannt auf der Straße zu bleiben. Ich wartete also im Gasthof bis es ganz dunkel war, zog eine große Haube über die Ohren und ging aus, ohne genau zu wissen wo Käthchen wohnt; ich hatte jedoch das Glück, sie gleich zu finden. Ich hatte alle Sachen für Dich in der Reisetasche und gleich mitgenommen, so daß ich sie Käthchen geben konnte, von der ich Deinen lieben, freundlichen Brief erhielt. Daraus sah ich, daß die Erwartung mich zu sehen, Dich in eine frohe Stimmung versetzt hat. Du armer Gefangener! Daß Dich selbst ein solches Wiedersehen erfreuen kann, zeigt wie arm Du an jeder Freude bist. — Durch Käthchen habe ich nichts erfahren, was auf Dich Bezug hat, aber * * * habe ich als einen Menschen kennen gelernt, von dem man annehmen kann, er thue Alles mit Geschick, wenn er will und gewonnen ist. Ich will auf ihn meine Hoffnung zu einem Fluchtplan bauen, wenn keine Aenderung Deiner Lage in Bälde eintritt. — Beruhigt und froh kehrte ich in den Gasthof zurück. Ich habe Käthchen die Rechnung für vierzehn Tage mit einundzwanzig Gulden bezahlt, was freilich sehr viel ist, und ich bin versichert, daß ich habe zu viel bezahlen müssen; aber dennoch freut es mich, da ich durch Deine Briefe doch mit Bestimmtheit weiß, daß Du Vielerlei bekommen hast, was für Deine Gesundheit und Erhaltung von unbezahlbarem Werthe war. Deshalb bezahle ich die Rechnung mit einer wahren Wonne; ich las nach was Du erhalten und freute mich ganz kindisch zu sehen, daß Du nach so langen Entbehrungen doch einmal menschliche Nahrung gesehen und geschmeckt hattest. Ich schlief wenig, da ich an die Stunde des Wiedersehens dachte. In einer Stadt mit Dir und so getrennt zu sein, das ist hart; und doch möchte ich Dir immer so nahe sein, dann wüßte ich doch gleich was

Dir geschieht, während ich jetzt erst immer erfahre, was schon vor Tagen geschehen ist.

27. Februar. Ich stand früh auf und wollte Blumen für Dich kaufen, ehe ich in das Gefängniß ging, denn die, welche ich mitgebracht hatte, waren schon zwei Tage alt und verwelkt. Auch wollte ich gern einen Epheustock kaufen, damit Du doch etwas Grünes und Lebendes in Deiner einsamen Zelle hättest. Es war halb Neun und ich wollte mit Fritz und dem Kind das Zimmer verlassen, als zwei Polizeidiener eintraten und nach meinem Paß fragten. Ich sagte ihnen, daß ich weder Paß noch andere Papiere habe, da mein Mann hier gefangen sei und die Preußen ihm sein Eigenthum und auch seine Papiere abgenommen hätten. Damit gingen die Polizeidiener zum Hauptmann von Wedell, der Stadtcommandant ist, kamen aber bald wieder zurück, mit einem geschriebenen Befehl, nach welchem mir aufgegeben wurde, vor vier Uhr Nachmittags mein Zimmer nicht zu verlassen, da ich bis auf Weiteres arretirt sei. Ein Grund wurde nicht angegeben. Dies veranlaßte mich selbst zu dem Hauptmann gehen zu wollen. Die Polizeidiener wollten zwar nicht leiden, daß ich das Zimmer und noch weniger das Hotel verließ; allein ich erzwang mir durch rasches Gehen die Erlaubniß und sie konnten nichts Anderes thun, als mir auf dem Fuße folgen. Diese Menschen versuchten es zwar, Fritzchen, welche zuerst die Schwelle der Hausthür überschritt, am Arm und Kleid zurück zu halten; allein sie schrie den Polizeidiener so erbittert an, daß er den Muth verlor, eine so schöne, zornige Frau mit Gewalt zu halten und unentschlossen von ihr abließ. Hauptmann von Wedell war sehr artig und entschuldigte sich mit seiner Dienstpflicht; bestand aber streng auf die wörtliche Ausführung seines Befehls. Nur mit großer Mühe und Ueberredung konnte ich ihn dazu bewegen, zu Director Dietz

zu gehen, und mit ihm zu berathen, ob es wohl nicht allzugefährlich sei, wenn man mir gestatte, meinen unglücklichen Gatten zu sehen. Ich war noch nicht lange in mein Hotel zurückgekehrt, als Hauptmann von Wedell kam und mir sagte, daß ich in das Gefängniß gehen könne, jedoch nur unter Begleitung der Polizisten.

Ich ging sogleich, suchte aber vergeblich nach Blumen. Je näher der Augenblick kam, wo ich Dich sehen sollte, desto beklommener ward mir und mein Herz klopfte heftig. Aber der Gedanke, Deinen Kummer nicht durch das Zeigen des meinigen vermehren, sondern Deinen Muth vielmehr aufrichten zu müssen, gab mir Kraft. Oft konnte ich kaum glauben, daß Du wirklich in einem Zuchthause seiest; es schien mir wie ein böser Traum.

Als wir das Gefängniß erreichten und in das Portierzimmer traten, fragte ich nach dem Director, um mich zu erkundigen, weshalb Fritzchen Dich nicht sehen solle, was er ausdrücklich verboten hatte. Ich vermuthe es geschah, weil er ihren Mann für den Verfasser einer mißliebigen Broschüre über das Zellengefängniß hielt; allein er war nicht zu sprechen.

Dicht an das Zimmer des Portiers stößt das Sprachzimmer, in welches zwei Thüren führen. Die, durch welche der die Aufsicht habende Aufseher eintritt hat Glasfenster, wahrscheinlich damit man ihn kontrolliren kann; die andere Thür führt in eine zweite Abtheilung des Zimmers, welche durch eine Barriere und ein Gitter geschlossen ist. *) Eine dritte Abtheilung, gleichfalls vergittert, hat ihren Eingang von der Gefängnißseite vermittelst einer massiven, eisernen Thür. Aus dem Portierzimmer sah ich meinen Mann durch

*) Später wurde ein bis an die Zimmerdecke reichendes enges Drahtnetz angebracht.

die Fenſter in der Thür. Als der Aufſeher dieſelbe öffnete, um in die mittlere Abtheilung zu treten, folgte ich ihm auf dem Fuß, um meinen Mann die Hand zu reichen; allein ich ward ohne Erbarmen zurückgedrängt und durch die andere Thür in die für Beſucher beſtimmte Abtheilung geführt.

O, dieſes Sprachzimmer iſt eine gräßliche Erfindung! Ich bin nicht im Stande die Seelenqual auszudrücken, die ich in dieſen Augenblicken erduldete. Alle Monat iſt dem Gefangenen geſtattet, Frauen, Eltern oder Kinder zu ſehen. Jedes zärtliche Wort iſt durch die Gegenwart des Gefangenwärters zurückgedrängt, deſſen Geſicht die Ungeduld zeigt, mit welcher er die Minuten zählt; er zählt ſie nach den Schlägen der Uhr und nicht nach denen des Herzens! Es war ein entſetzlich ſchmerzliches Scheiden, — herzzerreißend, mein armer Otto, Dein bleiches Geſicht, Deine traurigen Augen und Deine zuſammengepreßten, farbloſen Lippen zu ſehn! Es war ein Augenblick, darüber den Verſtand zu verlieren! Welche entſetzliche Gedanken bedrängten zugleich den Geiſt. Ein geliebtes Weſen ſo lebend in ſein Grab zurückkehren ſehen! — Wird er wieder zurückkehren? und wenn auch — wie? — Vielleicht — wahrſcheinlich — mit kränklichem Körper, zerrüttetem Geiſt — kaltem Herzen, — ein zertrümmerter Mann. — —

Ergriffen und ſchweigend kehrte ich in mein Zimmer zurück. — Gegen vier Uhr kam der Hauptmann zu mir, um mir zu ſagen, daß ich abreiſen könne, aber bis zu meiner Abreiſe in meinem Zimmer bewacht bleiben und mir dann die Begleitung eines Gensd'armen bis zur Grenze gefallen laſſen müſſe.

So blieb ich denn bis zum andern Morgen. Ich ſchrieb Dir noch einen Brief und verſuchte, denſelben durch Fritz zu Käthchen tragen zu laſſen; allein auch ſie durfte das Zimmer

nicht verlassen. Der Kellner besorgte den Brief und brachte mir auch bald Deine Antwort. Ich habe alle Briefe, die Du Käthchen für mich gegeben hattest, verbrannt, weil ich fürchtete, man möchte meine Sachen durchsuchen. *)

1. März. Ich stand bei Zeiten auf, denn ich wollte so schnell als möglich den Ort verlassen, um die unangenehme Wache los zu werden. Sehen wollte ich Dich nicht mehr; **) ich hatte weder den Muth noch die Kraft, die peinliche Scene von gestern zu wiederholen. — Man war so unverschämt mir die Rechnung für meine Bewachung zu schicken, allein ich schrieb darunter, daß ich sie nicht bezahlen würde. Halb sieben Uhr Morgens fuhren wir, den Polizisten zur Seite, nach dem Bahnhof und wurden da einem Gensd'armen übergeben, der uns bis zur badischen Grenze begleitete. — Ich sagte beim Einsteigen zu den im Wagen sitzenden Herren: „Wundern Sie sich nicht, zwei Damen in Begleitung eines Gensd'armen zu sehen; ich habe das ungeheure Verbrechen begangen, meinen gefangenen Mann in Bruchsal zu besuchen.“ Man wunderte sich sehr; ich gab die nähere Erklärung und der mir zunächst sitzende Herr fragte sehr genau nach Allem, zeigte mir viel Theilnahme und gab mir, ehe wir schieden, seine Karte: „v. —, Königlich Preußischer Geheimrath.“

Als ich in Bruchsal einstieg, folgte mir sogleich ein Herr, der mir zuflüsterte: „Schicken Sie unter der Adresse H. K— an Frau * * * in Heidelberg diesen Brief; es hat

*) Es waren dies alle Briefe, die ich während meiner Gefangenschaft von meiner Frau, aus der Schweiz und von anderen Orten empfangen hatte und die ich bei mir mit Recht nicht sicher wähnte, aber nicht vernichten wollte.

**) Da der Monat März begonnen hatte, so hätte sie mich auf Rechnung dieses neuen Monats wieder besuchen können.

eine besondere Bedeutung; ich fahre deshalb mit Ihnen bis zur nächsten Station; ich wollte Sie besuchen; allein man ließ mich nicht zu Ihnen, doch schweigen Sie." — Er sah mich an, als habe er mir viel in Bezug auf die Gefangenen zu sagen. — Ich habe auch sogleich an Frau * * * geschrieben. —

Unter dem 13. März finde ich im Tagebuch meiner Frau folgende auf das Vorhergehende bezügliche Stelle: „Ich bin in fieberhafter Unruhe; heute solltest Du und die Gefangenen befreit werden. — Ob es möglich ist, — ob es gelingt — ob überhaupt der Plan ausgeführt wird, das Alles sind Fragen, die mich auf das Aeußerste quälen. Ich fürchte beinahe, daß etwas geschieht und nicht glückt, daß die Gefangenschaft noch härter wird und die Vorsichtsmaßregeln geschärft, so daß dann an gar keinen Fluchtversuch zu denken ist."

Ich erfuhr nichts Näheres von diesen Plänen, die auch keine weitere Folgen gehabt haben. — Meiner Frau wurde verboten, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Prinzen von Preußen, oder des Generals von Schreckenstein, Baden zu betreten.

Die Gerüchte gewannen täglich an Wahrscheinlichkeit, daß die Regierung damit umgehe, den politischen Gefangenen das Auswandern nach Amerika zu gestatten. Dr. Kaucher's Frau hatte darum für ihren Mann gebeten, doch es war „zur Zeit" abgeschlagen worden. Da sich viele Gefangene scheuten, ein Gesuch an die Regierung zu richten, und es von einigen Einfluß sein konnte, wenn ich damit voranging, so schrieb ich unterm 6. März an das Justizministerium. Meine Eingabe war sehr lang und keineswegs demüthig, wie folgende Stelle beweisen mag: „Die Versprechungen des Grafen Gröben wurden nicht gehalten und mein Name dadurch mit

dem häßlichen Verdacht der Verrätherei gebrandmarkt. Man sperrte uns in noch nicht fertige, feuchte Kasemat und hatte nicht einmal die Sorgfalt für uns, welche m für Schlachtvieh gehabt haben würde, man ließ uns ol Stroh, selbst ohne Wasser. — Die Syrakusaner sperrten ei siebentausend kriegsgefangene Athener in die nicht so un sunden sicilischen Steinbrüche und das wurde schon vor län als zweitausend Jahren für eine Barbarei gehalten. Darü klage ich indessen ebensowenig wie über die erlittenen körp lichen und moralischen Mißhandlungen; denn jedes Volk handelt seine Kriegsgefangenen eben wie es seiner Bildun stufe angemessen ist; ich hatte von den Preußen nichts Ande erwartet und nach ihrer Ansicht widerfuhr uns noch e anständige Behandlung."

Es erfolgte denn auch bald, wie zu erwarten, eine schlägliche Antwort und Herr von Jagemann sagte mir, m Gesuch sei noch zu früh gekommen; wenn man zu zehn J ren verurtheilt sei, müsse man doch wenigstens ein J sitzen. —

Ich habe später diese Gesuche um Auswanderun erlaubniß wiederholt; das durch einen beharrlichen Trotz dieser Beziehung behauptete Princip schien mir nicht wich genug, deshalb meine Gesundheit und das Glück mei vielgeprüften Frau auf das Spiel zu setzen. Wenn ein Gefangene anders handelten, wie Mögling und Schlatter, achte ich ihre Ansicht, ohne daß ich ihr für meine Per Werth beilege.

Das Benehmen der Regierung in Bezug auf die A wanderungsangelegenheit wie überhaupt auf die Begnadigun ist mir durchaus unerklärlich und schien meinem beschränk Unterthanenverstande oft geradezu kindisch. Heute wurde Direktor aufgefordert, die Gefangenen zu Auswanderun

gesuchen zu veranlassen, und wenn sie dieselben einreichten, so erhielten sie in wenigen Tagen die abschlägige Antwort. Es waren offenbar zwei Parteien im Ministerium, die grade entgegengesetzte Meinungen hatten. Die Leutchen, selbst ohne alle politische Bedeutung, kamen sich mit einer solchen Menge politischer Gefangenen so wichtig vor! — Der Präsident des Justiz-Ministeriums, Staatsrath Stabel, ein ebenso tüchtiger als liebenswürdiger Mann, war für Milde; auch der gute Großherzog hatte es lange vergeben, daß er auf einem Protzkasten sitzend bei Nacht und Nebel hatte zum Lande hinauskutschiren müssen, — aber da waren ein paar Räthchen, die sich von der durch Verletzung ihrer Würde verursachten Alteration noch nicht wieder erholen konnten. Je mehr Angst sie ausgestanden hatten, desto erbitterter waren sie auf die Urheber derselben. Je feiger, desto grausamer!

Auch die Verschiedenheit des Verfahrens gegen die Gefangenen fiel jedem Unbefangenen auf. Ehemalige badische Officiere, die Bataillons befehligt und fast alle Gefechte mitgemacht hatten, kamen nach Kisslau auf die Festung und wurden schon vor Ablauf des ersten Jahres begnadigt, während Andere, die gar keine Verpflichtungen gegen Baden hatten, viele Jahre im Zuchthause schmachten mußten. Doch auch gegen „Ausländer" handelte man sehr ungleich. Eduard Sander wurde schon aus dem Untersuchungsarrest gegen Caution entlassen, und als er von dem ordentlichen Gericht — nicht Standgericht! — zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wurde, entließ man ihn gegen Zahlung von 1000 Gulden sogleich nach Amerika, ohne daß er eine Stunde im Zuchthause gesessen hätte. —

Das Frühjahr und ein Theil des Sommers verging unter Vorbereitungen zur Flucht; ich verzweifelte fast über die Langsamkeit, mit welcher alles vorwärts ging; allein die

Sache ließ sich einmal nicht übereilen. Meine Frau schickte mir verhältnißmäßig bedeutende Summen, denn die Aufseher, die ich gebrauchte, waren keineswegs blöde oder bescheiden. Der Fluchtplan leuchtete mir von Tag zu Tag mehr ein und ich faßte den Gedanken, nicht allein zu gehen, sondern wo möglich sämmtliche politische Gefangenen mitzunehmen. Ein solches Unternehmen reizte mich seiner Kühnheit wegen außerordentlich und eben dieser Kühnheit wegen war die Wahrscheinlichkeit des Gelingens groß.

Vor allen Dingen mußte ich mich, da ich der Feigheit der Aufseher mit Recht mißtraute, in den Stand setzen, den Plan nöthigenfalls ohne deren thätige und unmittelbare Hülfe ausführen zu können. Zu diesem Ende mußte ich haben: Einen Zellenschlüssel; den Schlüssel zu der kleinen eisernen Thür, welche vom Mittelkeller aus unter das Thorgebäude führte; einen Hauptschlüssel; einen Schlüssel zu dem äußern und zu dem großen eisernen Thor. Alle diese Schlüssel ließ ich durch eine vertraute Person außerhalb Deutschland nach Wachsabdrücken, die ich durch Aufseher erhielt, anfertigen; den wichtigsten Schlüssel zu der kleinen eisernen Thür verschaffte ich mir jedoch im Original. Ein vertrauter Aufseher stahl ihn aus dem Schlüsselschrank des nachlässigen Oberaufsehers. Der Verlust wurde gar nicht bemerkt, da erstlich der Schlüssel nur äußerst selten gebraucht wurde und außerdem mehrere Exemplare vorhanden waren. Den Zellenschlüssel erhielt ich in einem großen Stück Kuchen, welches mir Käthchen Zöller schickte. Ich mußte lange daran feilen, ehe er paßte, denn er war viel zu massiv gerathen. Da ich mit Leichtigkeit die Fütterungsklappe vermittelst eines in die Ritze gesteckten Messers öffnen konnte, so brauchte ich nur mit dem Arm hindurch zu greifen, um an das Schlüsselloch zu gelangen.

Von der Schweiz her erhielt ich einen guten Paß nebst vierzig Thaler. Der Brief fiel einem unterdessen weggeschickten Aufseher in die Hände; er öffnete ihn und hatte große Lust, das Geld für sich zu behalten; mit großer Mühe erlangte ich den Paß und etwa die Hälfte des Geldes.

Sollte die Befreiung sämmtlicher Gefangenen gelingen, so mußten von außerhalb Mittel herbeigeschafft werden, sie sogleich fortzubringen; allein Niemand von meinen Freunden wollte sich auf so gefährliche Dinge einlassen. Sogenannte „verständige Leute", betrachten jedes kühne Unternehmen als Wahnsinn. Auch war das nöthige Geld nicht sogleich bei der Hand und über all diese Philistereien vergingen Monate. Endlich sah ich mich genöthigt, auf diesen schönen Plan zu verzichten und halte es deßhalb für überflüssig, ihn zu detailliren; das würde nur die Zuchthausbeamten interessiren.

Von nun an beschloß ich für mich allein zu sorgen und dazu bedurfte es nicht solcher Weitläufigkeiten. Vermittelst meiner Schlüssel gelangte ich ohne alle Schwierigkeit in den Keller, aus welchem zwei Luftlöcher ins Freie führen. Die vor denselben stehenden Eisenstäbe boten die einzige Schwierigkeit; um sie zu durchsägen, ließ ich mir das Nöthige kommen; allein es wurde Unbrauchbares geschickt und es erhoben sich andere Schwierigkeiten, die Zeit erforderten, um besiegt zu werden.

Eine derselben war das Fortschicken eines mir sehr brauchbaren Aufsehers. Ich gewann zwar gleich wieder einen andern, der mir in vieler Beziehung weit besser diente, aber ein solcher Hasenfuß war, daß er bei dem bloßen Gedanken an Standgericht u. s. w. wie Espenlaub zitterte. Meine Briefe, Nahrungsmittel und dergleichen besorgte er mit dem größten Eifer, da ich ihn gut bezahlte; ja er lieferte mir sogar alle Morgen einen ganz genauen schriftlichen

Rapport über Alles, was im Hause vorging und was er in der Stadt hörte, da er nicht wagen durfte, oft in meine Zelle zu gehen, ohne Verdacht zu erregen. Durch ihn erhielt ich auch von Käthchen ganz regelmäßig meine Zeitungen.

Meine Werkzeuge verbarg ich in der Zelle auf eine sehr sinnreiche Weise; kein Mensch würde sie gefunden haben und ich mußte jeden Augenblick eine Visitation erwarten, wie sie bereits bei anderen Gefangenen stattgefunden hatte. In dem Behälter für den Jagemann ist zum Abzug seines Athems eine Thonröhre angebracht. Ich verschaffte mir ein Stückchen Rohr und band an das eine Ende desselben das Päckchen, welches die Schlüssel u. s. w. enthielt. Diesen Stock bog ich zusammen und schob ihn so hoch als nur immer möglich in die genannte Röhre. Nur wenn ich mich platt auf den Boden legte, konnte ich vermittelst eines auf besondere Weise angebrachten Hakens das Rohr erreichen und dadurch zum Auseinanderschnellen bringen, wodurch ein Bindfadenende in den Bereich meiner Hand kam. Eine Entdeckung war absolut unmöglich, ohne die Mauer einzureißen. Hier verwahrte ich auch Geld und Briefe. —

Schon früher bemerkte ich, daß die Preußen sich in Baden benahmen, als hätten sie das Land erobert. Ihr Betragen war so arrogant selbst gegen die treugebliebenen Beamten, daß der Unwille gegen sie allgemein wurde. Sie begnügten sich nicht damit, die Ruhe aufrecht zu erhalten, sondern mischten sich in alle mögliche Angelegenheiten und modelten alle Gesetze nach ihrer eigenen Willkür um. Dieser Tadel trifft hauptsächlich die Befehlshaber und den schlechteren Theil der Officiere, deren Achtung vor dem Civilgesetz überhaupt gering war; die gemeinen Soldaten waren im Allgemeinen beliebt; allein in manchen Regimentern gelang es doch den Vorgesetzten, ihnen Das einzuflößen, was von den Officieren

der „preußische Militärgeist“ genannt und von den Süddeutschen ganz besonders gehaßt wurde. Die verständigeren Soldaten gefielen sich freilich trotzdem nicht in Brutalitäten; allein unter den jungen Leuten der Linienregimenter gab es nur zu viele dumme Jungen und solche — ob uniformirt oder nicht — gefallen sich stets darin, eine erworbene Autorität bei jeder Gelegenheit zu zeigen und dieselbe immer weiter auszudehnen.

Wir Gefangene hatten unter dieser Autoritätssucht viel zu leiden, und um so mehr, als manche preußische Officiere ihre Freude daran fanden, wenn wir recht gründlich geärgert wurden. Die einzigen von ihnen abhängigen Personen, durch welche das erreicht werden konnte, waren die im Zuchthaushofe aufgestellten Schildwachen und diese verfehlten dann auch nicht, in den Humor ihrer Officiere einzugehen; sie chinanirten uns nach ihren besten Kräften.

An einem Sonntag Vormittag war ein Beamter in meiner Zelle, dem ich sehr lebhaft Etwas erzählte. Da nicht gearbeitet wurde, so konnte man jedes Wort im Hofe hören und die unter meinem Fenster auf- und abgehende Schildwache fand sich veranlaßt, mir zuzurufen: „Das Maul gehalten! Dies ist kein Unterhaltungshaus, sondern ein Zuchthaus“. Ich lachte laut und sagte zu dem Beamten: „Sagen Sie doch dem Rekruten, daß er sich um seine Nase bekümmere“, worüber der Soldat ganz wüthend wurde.

Ein anderer umging herausfordernd den Spazierhof, um irgend eine Veranlassung zum Zeigen seiner Autorität zu finden. Ich hatte im Hof eine mir von meiner Frau geschickte Mütze aufgesetzt, die mir der Director gestattet hatte. Der Soldat blieb vor mir stehen, warf sich in die Brust und schrie: „Wer gebietet Ihnen diese Mütze aufzu-

setzen?" — Ich sagte dem Menschen, daß er mit mir nicht zu reden habe und sich mit seinen Fragen an den Aufseher wenden möge.

Manche Truppentheile waren jedoch sehr verschieden. Die Soldaten derselben unterhielten sich heimlich mit uns, besorgten Briefe und steckten uns allerlei Dinge zu. Im Winter und Frühjahr 1850 war jedoch ein Regiment in Bruchsal, welches sich ganz besonders boshaft gegen uns benahm und die Soldaten begnügten sich nicht mehr mit Schimpfreden, sondern trachteten mit blutgierigem Eifer danach, eine Veranlassung zu finden, irgend einen der politischen Gefangenen umzubringen.

Es war verboten, aus dem Fenster zu sehen, was manche Gefangene dadurch möglich machten, daß sie auf ihre Hobelbänke ꝛc. stiegen. Wer bei einem solchen Vergehen ertappt wurde, erhielt eine kleine Strafe; im Allgemeinen nahmen es die Zuchthausbeamten jedoch nicht zu strenge damit, da es ein so begreifliches Gelüst für einen einsamen Gefangenen ist, einmal einen Blick auf grüne Bäume, oder die schöne Landschaft zu werfen. Hätten die Schildwachen sich damit begnügt, solche Neugierige anzuzeigen, so würden sie vollkommen in ihrem Rechte gewesen sein, allein sie zogen es vor, die Strafe selbst in die Hand zu nehmen. Zeigte sich an irgend einem Fenster ein Gesicht, so wurde augenblicklich darauf *geschossen*, und es war ein großer Zufall, daß lange Zeit Niemand getroffen wurde. Dieses Fehlschießen mochte manche Gefangene eben zu öfterem Hinaussehen reizen und die Soldaten wurden darüber so ärgerlich, daß sie mit gespanntem Hahn, hinter dem auf dem Hofe aufgestellten Holze versteckt, die Fenster förmlich ablauerten. Ja sie schossen nicht nur in die Fenster, sondern selbst in die Spazierhöfe. Ein Gefangener warf einen Schneeball

über das Eisengitter und obwohl die Schildwache nicht getroffen wurde, so nahm sie es doch so übel, daß sie auf zehn Schritte auf den Gefangenen feuerte. Die Kugel ging demselben zwischen Brust und Arm hindurch, fuhr durch die Thür und schlug in die Mauer des engen, kreisförmigen Ganges. Da sich hier meistens der Aufseher aufhielt, so hätte derselbe leicht getroffen werden können.

Im Frühjahr wurden die Zellen geweißt, was von Maurern besorgt wurde, die Sträflinge waren. Einer derselben war eben damit beschäftigt, auf einer kleinen Leiter stehend, das Fenster loszuschrauben, als er eine Kugel durch die Brust erhielt. Der Unglückliche hatte noch Kraft genug, die Leiter hinabzusteigen und das Fenster an die Wand zu stellen; dann sank er zusammen. Es geschah dies sehr in meiner Nähe; ich hörte den Schuß, dann eine Weile darauf einen Fall und Schrei und endlich ein Getrappel mehrerer Männer, die eine Last fortzutragen schienen. — Die Beamten protestirten auf energische Weise gegen solche Nichtswürdigkeiten; allein ohne Erfolg. Dieser Mord war nur ein „Mißverständniß" und ich glaube schwerlich, daß der schurkische Mörder als solcher bestraft wurde, denn das Schießen hörte damit keineswegs auf, sondern es schien andern Soldaten den Wunsch einzuflößen, sich gleichfalls durch den Mord eines Gefangenen auszuzeichnen.

Es war befohlen worden, daß die Posten sich während der Nacht alle Viertelstunde zurufen sollten. Sie thaten dies stets auf solche Weise, dicht unter den Fenstern der Gefangenen, daß diese oft des Nachts kein Auge zuthun konnten. Beschwerden bewirkten gerade das Gegentheil; die Soldaten machten sich ein Vergnügen daraus, aus voller Kehle fast die ganze Nacht zu brüllen. Als dies einst auf besonders bestialische Weise geschah, war der Officier von

der Ronde im Hofe und animirte seine Leute. Es wa
arg, daß das ganze Haus erwachte und mehrere Gefan
ihrem Unmuth laut Worte gaben. Einer derselben sch
„Halt das Maul, du Bluthund", und Andere gebrauc
ähnliche Schimpfworte. Es wurde eine Kugel durch
Fenster gejagt, jedoch ohne Erfolg.

Am anderen Tage, als alle höhere Beamte der An
zum Mittagessen gegangen und nur einige Aufseher und
neuer Oberaufseher anwesend waren, erschien der Comm
dant von Bruchsal, Major von E., in Begleitung mehr
Officiere und Unterofficiere und einer Patrouille mit
ladenen Gewehren; zwei der Corporale hatten Rohrstöck
der Hand. Der Major verlangte von dem Oberauff
die Auslieferung von drei oder vier Gefangenen, deren Z
er bezeichnete und die er als diejenigen angab, aus wel
die Schimpfworte gegen die Soldaten gekommen wä
Der Oberaufseher ließ sich durch das Befehlshaberische
Majors verblüffen und lieferte die Gefangenen aus.
Lärm im Hofe lockte, trotz der Gefahr, die Gefangenen
die Fenster. Als der Major dies sah, rief er, sie so
nur alle hinaussehen, um Zeuge der Execution zu sein,
er vornehmen wollte.

Die drei oder vier Gefangenen wurden durch die Un
officiere auf barbarische Weise geprügelt, in Gegenwart
Majors und seines Gefolges. Als die Officiere nach d
Heldenthat unter meinem Fenster vorüber gingen, hörte
mit Gelächter meinen Namen nennen; wahrscheinlich beda
man es, daß ich nicht unter den Mißhandelten war.

Der Director Dr. Dietz protestirte gegen diese
höhnung der Gesetze und Eingriff in seine Rechte auf
so energische Weise, daß er sich dadurch das Mißfallen s
Vorgesetzten im höchsten Grade zuzog. Bald darauf ka

Verbindungen politischer Gefangenen nach Außen, von denen der Director nichts wußte, an den Tag und man benutzte die Gelegenheit, ihn mit so unanständiger Eile fortzuschicken, daß es allgemein hieß, er sei fortgejagt worden.

Der Oberaufseher, welcher die Gefangenen dem Major auslieferte, war ein lebendes Memento von dem Takt des badischen Justizministeriums. Nach der Unterdrückung des Heckerschen Aufstandes 1848 war dieser Mann vom Unterofficier oder Feldwebel zum Lieutenant befördert und im Jahr 1849 von seinen Leuten zum Hauptmann gewählt worden. Als solcher machte er die ganze Revolution mit und nahm an fast allen Gefechten Antheil. Er hatte jedoch gute Protectionen, und als er beim Verhör aussagte, daß er von seinen Soldaten gezwungen worden sei, beim Regiment zu bleiben, glaubte man ihm nicht nur, sondern — machte ihn zum Oberaufseher in dem Zellengefängniß, wo ein anderer Officier seines Regiments und viele Soldaten als Sträflinge saßen, die nicht mehr verbrochen hatten, als er selbst. Sogar die Beamten sprachen sich tadelnd über diese Wahl aus. Uebrigens war er ein recht tüchtiger Mann und weder ein Spion, noch sonstiger schlechter Kerl. Er paßte vollkommen an seinen Platz; obwohl er mich mit seinen Kasernenfirlefanzereien erschrecklich ennuyirte und ich oft über ihn lachte, wenn ich ihn mit Pinsel und Firnißtopf im Hause umherlaufen sah, so mochte ich ihn doch gern, denn er war weder hart noch boshaft, sondern gegen mich stets so gefällig, als es seine Dienstpflicht nur erlaubte.

Die Vorbereitungen zu meiner Flucht gingen entsetzlich langsam vorwärts. Hauptsächlich war daran die Verabschiedung einiger vertrauter Aufseher schuld, wodurch meine Verbindungen nach Außen für längere Zeit unterbrochen wurden. Auch war ich in einen anderen Flügel versetzt

worden und zwar in den dritten Stock. Hier setzte es mich sehr in Verlegenheit, daß ich den alten Versteck, die Thonröhre vermißte, so daß ich genöthigt war, einen Theil meiner Werkzeuge in mein Kopfpolster zu nähen, und kleinere Dinge, wie Sägen und Schlüssel, an eine Schnur gereiht, hinter dem nicht dicht an die Wand schließenden Eckschrank zu versenken, der angenagelt war, so daß ich nur auf künstliche und ganz bestimmte Weise dazu gelangen konnte.

Die Nächte wurden nicht nur immer kürzer, sondern die Vorsichtsmaßregeln auch immer schärfer, so daß ich täglich neue Schwierigkeiten erwarten mußte. Es handelte sich, wie schon früher bemerkt, um ein Durchsägen von Eisenstangen, welche die Kellerlöcher am Eingangsthor schlossen. Der Aufseher, welcher für ein hundert und fünfzig Gulden dieses Hinderniß entfernen wollte, verließ Bruchsal und ich sah ein, daß ich von Innen nur mit äußerster Schwierigkeit an die Stangen gelangen konnte.

Während diese Schwierigkeit mich beunruhigte, besuchte mich meine Freundin Louise T., die aus der Schweiz über Bruchsal und Frankfurt nach Berlin reiste, wo sie in Erbschaftsangelegenheiten zu thun hatte. Sie wollte bei ihrer Rückreise während der Nacht die Eisenstäbe durchfeilen und hatte sich zu dem Ende schon die Geräthschaften aus der Schweiz mitgebracht. Sie theilte ihr Vorhaben meiner Frau in Frankfurt mit. Diese schwieg; allein fühlte, daß sie eben so gut wagen könne, was irgend eine andere Frau wagen wollte und beschloß selbst das Abenteuer zu unternehmen.

Sie hütete sich jedoch wohl, ihr gefährliches Vorhaben ihren Eltern und Verwandten mitzutheilen, welche es geradezu für Wahnsinn erklärt haben würden. Das Unternehmen war auch ein außerordentlich gefährliches; denn sie konnte erschossen oder, wenn gefangen, gleichfalls ins Zuchthaus ge-

sperrt werden. Allein welchen Schrecken hat die Gefahr für ein liebendes Weib, welches den Gatten hinter Gefängnißmauern weiß! Meine Frau vergaß nicht nur die Gefahr, sondern auch manche andere nöthige Dinge und als sie Frankfurt verließ, war ihr Plan noch in sehr unbestimmten Umrissen gezeichnet.

Da ihr Baden verboten war, so mußte sie mit Vorsicht reisen. Sie fuhr um vier Uhr des Nachmittags von Frankfurt ab, ärmlich gekleidet und in der letzten Klasse. Im Wagen fand sie eine jüdische Handelsfrau, die in der Nähe der badenschen Grenze wohnte und nach Hause zurückkehrte. Meine Frau fragte sie um den Preis ihres Korbes nebst Inhalt zugleich mit einem schwarzen Stirnband der Judenfrau, welches sie haben wollte, um sich besser zu verkleiden. Die Händlerin, der gesagt wurde, daß es sich um einen Scherz handle, ließ sich um so billiger finden, als meine Frau sich ihre Adresse erbat, um ihr den Korb sammt Inhalt zurückzuschicken.

Mit dem schwarzen Stirnband und ihrem Korb war meine Frau recht gut verkleidet und man hielt sie um so eher für eine Jüdin, als ihr Gesicht den Typus des Südens trug, wie es der Tochter eines Italieners zukam.

An einer gewissen Station angekommen, stieg sie aus und traf in einem nicht weit von Bruchsal entfernten Dorfe einen jungen Menschen, der ihr als eifriger und zuverlässiger Demokrat von Käthchen empfohlen war. Er erklärte sich sogleich bereit, meiner Frau mit allem Eifer beizustehen; empfahl aber dringend, Käthchen von der Flucht nichts zu sagen; denn sie sei zwar ein sehr gutes Mädchen, aber ein Plappermaul. Er kannte ein paar alte Leute im Dorfe, welche ein Zimmer übrig hatten; dies wurde ihr auch ohne

viel Umstände für ein seidenes Tuch und einige Bänder überlassen.

Allein in ihrem Zimmer, bereitete sie sich für ihr Unternehmen vor. Die kleinen Uhrfedersägen wurden in Ordnung gebracht und das schwarze Wachs hervorgesucht, welches dazu dienen sollte, die gemachten Schnitte unberufenen Blicken zu verbergen. Die alten Wirthsleute gingen frühzeitig zu Bette und schliefen fest, als der Gehülfe meiner Frau das verabredete Zeichen gab. Sie schlich sich aus ihrem Zimmer und aus dem Hause, welches unverschlossen, da nichts darin zu holen war, und traf mit dem jungen Metzgerburschen zusammen.

Es war zehn vorüber und die Nacht finster und regnerisch; grad wie es zu einem solchen Unternehmen wünschenswerth und passend war. Gegen elf Uhr kamen Beide in die Nähe des Gefängnisses und konnten den abgemessenen Schritt der Schildwachen hören, welche bereits auf der Mauer postirt waren, denn die Vollendung des Geländers war sehr beeilt worden. Die Häuser, welche jetzt vor dem Zuchthause stehen, waren damals noch nicht vollendet und keins von ihnen bewohnt. Unter dem Schutz der Dunkelheit schlich meine Frau dicht an die Umfassungsmauer, ihren Gefährten absichtlich zurücklassend, damit er im Fall der Entdeckung nicht nutzlos geopfert werden möchte. Einen Graben entlang gehend kam sie endlich an das Eingangsthor, an dessen Seiten sich die so wichtigen Kellerlöcher befanden.

Sie begann sogleich zu sägen; allein das war eine bei Weitem schwierigere Arbeit, als sie es sich vorgestellt hatte. Aufgeregt wie sie war, konnte sie in der Finsterniß mit kleinen geschmeidigen Uhrfedern nichts zu Stande bringen. Sie schnitt häufiger und tiefer in ihre Finger als in das unbarmherzige Eisen, welches zwischen ihr und mir stand. End-

lich war sie genöthigt, den Versuch aufzugeben, und zu ihrem Gefährten zuzückzukehren, nicht ganz unzufrieden mit ihrem Erfolg, da sie gesehen hatte, wie nachlässig man das Haus bewachte und daß ein Erfolg mit besseren Instrumenten wirklich möglich war.

Als sie nach Hause zurückkehrte, unterrichtete sie sich besser und verschaffte sich von einem Schlosser eine Säge, die nach dessen Aussage Eisen wie Holz schnitt. Um sich nun zu üben, geräuschlos zu sägen, und zu erproben, wie viel Zeit sie brauchen werde, schlich meine Frau des Nachts in den Keller und verdarb mit ihren Versuchen die Eisenstäbe in den Kellerlöchern.

Während meine Frau so liebevoll sich zu meiner Befreiung vorbereitete, geschah Etwas, das ich längst gefürchtet hatte und was jeder Hoffnung auf Flucht ein Ende machte.

Eines Tages trat der Oberaufseher in meine Zelle. Es war dies nicht der ehemalige Officier, sondern der andere, ein Parapluimacher seines Zeichens, der außer in alte Regenschirme auch in Politik gepfuscht und der Regierung als Agent bei den Wahlen gedient hatte. Er sprach sehr breit, trug Sonntags einen langen blauen Rock und hatte ein Herz weich wie eine Buttersemmel. Seine Erscheinung war wie zu meinem Amüsement geschaffen; ich jauchzte förmlich innerlich vor humoristischer Künstlerwonne, wenn ich ihn am Sonntag in der Kirche die Nummer des Liedes ansagen hörte, die er zugleich an der Tafel markirte. Den Kopf von einer Seite auf die andere wiegend ging er mit benignanten (ich weiß keinen deutschen Ausdruck) Lächeln an die Tafel, und kein Mensch konnte wie er, christliche Frömmigkeit, Biederkeit, Wohlwollen, Zutraulichkeit u. s. w. u. s. w. durch die Art ausdrücken, wie er Nummer Einhundert und drei und zwanzig sagte. Seine natürliche Wasserleitung hätte

der im Hause als Muster dienen können; denn es bedurfte nur der geringsten Berührung seines Philisterherzens und die Augen flossen über.

Als im Jahre 1849 die Revolution begann, fürchtete er sich wie nur irgend ein Minister und bat populäre Aufseher, ihn zu verstecken, denn er besorgte in allem Ernst latourisirt zu werden, woran kein Mensch dachte. Die Furcht, die er damals ausgestanden hatte, verfolgte ihn beständig und, wie viele klügere Leute, dachte auch er, daß wir nur erst den Anfang der Revolution gesehen hätten. Die Folge davon war das Bestreben, sich nach beiden Flanken hin zu decken. Da er wußte, daß ich so höchst unvorsichtig mit Bomben und Kanonenkugeln handthiert hatte, so konnte er mich Anfangs nie ohne Besorgniß ansehen, ich möchte plötzlich losgehen, und verließ er meine Zelle, so geschah es stets in der Weise, wie Martin oder Van Aken den Käfig des Löwen verließen, nämlich rückwärts gehend. —

Der Doktor, der nach Vertreibung des Directors provisorisch dessen Stelle vertrat, konnte den Oberaufseher nicht leiden und sagte, er sei ein alter Waschlappen; das preßte besagtem Waschlappen viel Wasser aus und als ich ihn einst zum Klagen animirte und durch Lob seiner Verdienste zutraulich machte, sagte er zu mir, die Augen überfließend und die Hand auf der Brust: „Ja sehen Sie und nun werde ich verachtet; allein ich kann Ihnen sagen, Herr von Corvin, Ich bin ein E—h—h—renmann!“ Ich hätte dem alten Parapluie vor Entzücken über dies Tremulando um den Hals fallen können! aber ich that's nicht, denn ich bin ein E-h-h-renmann!

Dieser Ehrenmann wurde auch wirklich weggeschickt und an seine Stelle kam ein ehemaliger Oberfeldwebel, dessen Stimme so ausgeschrieen war, daß sie gar keinen Ton mehr

hatte, und der eine große Neigung zu praktischem Communismus an den Tag legte; das heißt, er stahl wie eine Rabe und wurde wegen seiner für einen Beamten nicht passenden Unvorsichtigkeit — denn seine Diebereien wurden von Jedermann entdeckt — weggejagt.

Der alte thränenfeuchte Parapluie trat also eines Nachmittags, ein Bündel Kleider auf dem Arm, in meine Thür und forderte mich auf, ihm in eine andere Zelle zu folgen, was ich ohne allen Argwohn that. Ja ich war so unschuldig, auch dann nichts von seiner Absicht zu ahnen, als er mir die neuen Kleider hinlegte und ankündigte, daß ich diese gegen die meinigen vertauschen solle. Ich war an dem Tag entsetzlich dumm, denn sonst mußte ich wissen, was im Werk sei, um so eher, als ich Tages vorher Nachricht erhalten, daß bei einigen politischen Gefangenen visitirt worden war. Dadurch war ich veranlaßt worden, den größten Theil meines Geldes wegzuschicken; ich behielt, um bei meiner Flucht nicht gänzlich entblößt zu sein, nur einen badischen Zehnguldenschein und einen Zweiguldenschein, welche ich unter einem Leinwandstreifen in meiner wollenen Unterjacke verborgen hatte. Außerdem steckten aber auch in dem Futter der Weste ein Billet an Käthchen, in welchem ein Papierthaler lag, der für einen Aufseher bestimmt war. Das Billet war weder adressirt, noch unterschrieben, noch irgend ein Name darin genannt, — allein es war leider mit Tinte und nicht mit Citronensaft geschrieben! Ich wollte es meinem Vertrauten geben, den ich jeden Augenblick erwartete, der aber wegen der gemachten Entdeckungen dem Frieden nicht getraut hatte und nicht gekommen war.

Die Geistesgegenwart verläßt mich selten, allein ich war in Folge der Gefangenschaft so elend und an jenem Tage besonders so unwohl, daß selbst der Geist darunter litt.

Hätte ich den alten Menschen derb angefahren, er würde entsetzt zur Thür hinausgeprellt sein und mir Zeit gelassen haben, das abscheuliche Billet zu verschlucken. Genug, der thränenfeuchte Ehrenmann, beständig versichernd, daß er nur thue, was ihm befohlen sei und entsetzlich die Augen verdrehend, schlüpfte mit meinen Kleidern nebst deren Inhalt zur Thüre hinaus. — „Lieber Gott", schickte ich einen Stoßseufzer zum Himmel, „gieb, daß die Esel den kleinen Zettel nicht finden!" Ich beabsichtigte keine Beleidigung gegen die Herren Beamten, sondern berichte nur als gewissenhafter Historiker selbst meine verdammlichsten Gedanken wörtlich. Zugleich erfuhr ich, daß der andere Oberaufseher meine Zelle mit Genauigkeit untersuchte und beklagte nun die Abwesenheit des „thönernen gestankabführenden Mediums", welches einen so guten Versteck geboten hatte.

Mir war ganz entsetzlich elend! Während der Nacht mußte ich aufstehen und verlor auf dem Rückwege nach meinem Bette die Besinnung. Ich fiel in Ohnmacht und habe gewiß einige Stunden auf den kalten Steinplatten gelegen, ehe ich wieder zu mir kam.

Da ich ein Verhör erwarten mußte und fest entschlossen war, eher das Aeußerste zu erdulden, als Jemand zu verrathen, oder nur zu kompromittiren, so machte ich mir im Kopfe eine Geschichte zurecht, wie sie für Das paßte, was man in meinen Kleidern gefunden haben mußte. Daß man unbegreiflicher Weise in meiner Zelle nicht das Geringste entdeckt, hatte mir ein Aufseher mitgetheilt. Die Zelle, in welcher ich mich befand, lag dicht neben meiner alten, deren Thür offen blieb, wie alle solche, die nicht besetzt waren. Dies brachte mich auf den Gedanken, mich wieder in den Besitz meiner Fluchtwerkzeuge zu setzen. Der Oberaufseher be-

willigte mir ohne Umstände das Kopfpolster, in welchem er nichts gefunden hatte, und als ich aus dem Spazierhof kam, ging ich, als ob aus Versehen, in meine alte Zelle. Es wollte mir jedoch nicht gelingen, die Sägen und Schlüssel in der Eile hinter dem Eckschrank hervorzuziehen und ich mußte zu meinem Leidwesen die Sachen und damit jeden Gedanken an Flucht aufgeben.

Am Nachmittag wurde ich in das Directionszimmer geführt, wo ich Dr. Fueßlin in Amtsmiene und den verdorbenen ehemaligen Schulmeister, nun Buchhalter und geheimer Ministerialagent, zum Protokolliren bereit vorfand. Es kam hauptsächlich darauf an, die Aufseher kennen zu lernen, durch welche die Correspondenzen nach Außen vermittelt worden waren, denn man wär vernünftig genug, Versuche, unsere Lage zu erleichtern, uns nicht übel zu nehmen. Ich erzählte dem Herrn: daß ich einst, aus dem Hofe kommend, von einer mir unbekannten Person in der Stadt, die ihren Namen nicht unterzeichnet, in meiner Zelle einen Brief gefunden, in welchem man mir Dienste angeboten habe. Anfangs hätte ich darauf nicht reflektirt, allein auf wiederholtes Andringen das Erbieten unter der Bedingung angenommen, daß ich niemals eine der zur Correspondenz gebrauchten Aufseher kennen lerne, und daß man in den mir zu schreibenden Briefen niemals einen Namen nenne; dadurch sei ich ganz außer Stande, irgend Jemand zu verrathen; was man mir zu geben habe, möge man mir durch die Fütterungsklappe in die Tasche meiner stets vor derselben hängenden Jacke stecken und aus derselben meine Briefe herausnehmen. Die so wahrscheinliche Geschichte befriedigte den fieberhaft erregt dasitzenden Doktor keineswegs, denn bei meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit mochte er grad von mir besondere Aufschlüsse erwartet haben. Ja, er nahm

die Sache persönlich und war lächerlicherweise empfindlich über meinen „Mangel an Vertrauen zu ihm.“

„Also“, mischte sich der Protokollant hinein, „auf diese Weise haben Sie auch die zwölf Gulden erhalten, die sich in Ihren Kleidern vorfanden?“ — „„Nur zwölf Gulden?““ fuhr mir unüberlegt heraus. Ich hätte mir die Zunge abbeißen mögen! — Der Himmel hatte meinen Stoßseufzer erhört, aber meinen Mangel an Glauben damit bestraft, daß er mir nicht den Verstand gab, die Erfüllung besser zu benützen! Man hatte mir die Kleider — Jacke, Hosen und Weste nebst Mütze — eigends zu dem Zweck genommen, um darin nach Geld oder Briefen zu suchen, — und hatte das Billet in der Weste nicht gefunden! — Mein Ausruf erregte Verdacht; die Kleider wurden nochmals visitirt und das Zettelchen mit dem Thaler darin kam zum Vorschein! Der Doktor zitterte ordentlich vor Aufregung und Freude, denn er war noch ein sehr ungeübter Verhörsrichter. Ich blieb natürlich bei der einmal erzählten Geschichte und ließ mich auf die Vermuthungen nicht ein, welche der Doktor aus dem Inhalt des Zettels ableitete. Ja er war ungerecht genug, einen Tagelöhner, den er ohne stichhaltigen Grund in Verdacht hatte, sogleich fortzuschicken.

Schwatzhaftigkeit hatte zu der Katastrophe Veranlassung gegeben. Im Hause befand sich ein Mensch von einiger wissenschaftlicher Bildung, der in Baiern gestohlen und sich nach Baden unter die Manches verhüllende revolutionäre Staubwolke geflüchtet hatte. Von dem Diebstahl wußte man nichts und A. galt für einen „politischen Verbrecher“. Käthchen correspondirte auch mit ihm und schenkte ihm sogar viel Vertrauen trotz meiner Warnungen, da mein Instinkt mich gegen diesen Menschen einnahm. Das unkluge Mädchen

hatte ihm sogar meine Fluchtabsichten mitgetheilt und ich war höchlich erschrocken, als der Elende mich durch einen Aufseher fragen ließ. „Wie weit ich mit meinen Vorbereitungen zur Flucht gediehen sei?“ — Der Mensch wurde nach Baiern ausgeliefert und als Dieb mit Handschellen geschlossen abgeführt. Er rühmte sich gegen den Gensd'armen, daß er trotz der Einzelhaft Alles gehabt, was er nur gewollt und benahm sich eben erbärmlich.

Die Gensd'armen schwiegen nicht; man beobachtete scharf, bekam Verdacht auf die Familie Zöller, hielt Haussuchung, entdeckte mehrere Briefe von Gefangenen, welche das unkluge Mädchen aus Eitelkeit oder Pietät nicht vernichtet hatte und arretirte die Eltern und beide Töchter.

Käthchen war auf Veranlassung meiner Frau früher einmal zu ihr nach Frankfurt gereist und da sie, wie natürlich mit großer Freundlichkeit behandelt wurde, so faßte sie große Zuneigung zu ihr. Sie wurde auch mit in's Theater genommen, als dort ein in der französischen Revolutionszeit spielendes Stück gegeben wurde, welches Käthchen, die zum ersten Mal im Leben im Theater war, gewaltig aufregte und interessirte. Die Arme auf die Brüstung der Loge gestützt folgte das derbe Metzgermädchen, flammenden Auges und mit glühender Wange, der Handlung, hin und wieder selbst halb unterdrückte Ausrufe nicht verschmähend. Als endlich gar auf der Bühme Gensd'armen erschienen, um einen politisch Verdächtigen zu arretiren, konnte sie sich nicht länger halten; ganz laut rief sie: „Ei das Unglück! Ist man denn vor der Sorte nirgends sicher?!“ Meine Frau war herzlich froh, als das Stück glücklich, das heißt ohne weitere Exklamationen, überstanden war.

Das arme Mädchen saß längere Zeit im Gefängniß und hat viel Noth und Ungemach erdulden müssen. Theils

dadurch, theils aus Gram, an dem Ruin ihrer Eltern Schuld zu sein, ward ihre Gesundheit erschüttert, so daß sie noch ehe ich frei wurde starb; ihr Vater, ein zu Grunde gerichteter Mann, folgte ihr bald nach.

Wir haben weder Orden, noch Titel, noch Pensionen an unsere Anhänger zu ertheilen, womit Fürsten die ihrigen zu belohnen pflegen. Alles was ich thun kann ist: dafür zu sorgen, daß der Name des braven Käthchen Zöller aus Bruchsal nicht so bald vergessen wird, die für die Freiheitskämpfer wirkte, duldete und starb. Manche besternte Excellenz ist vergessen noch ehe die Würmer sie verspeisten, allein der Name des braven Metzgermädchens wird leben, so lange wenigstens wie diese Blätter. Ich erlaube mir Einiges aus Briefen anzuführen, die sie im Gefängniß schrieb, wobei ich jedoch die Orthographie verändere.

Der erste Brief ist an den Redakteur eines Journals in Frankfurt gerichtet.

„—„— Ich will es Ihnen nur mit wenigen Worten erwähnen, was die Ursache meiner Verhaftung ist. Am 27. v. M. hat das Amt bei meinen Eltern Haussuchung gehalten, wo sie denn eine Masse Briefe von Gefangenen gefunden haben. Es hat sich denn noch etwas vorgefunden, was einpetschirt war, wodurch das Amt glaubte, ich wollte Gefangenen zur Flucht verhelfen *). — Nun, wenn dieses sein könnte, wäre es keine Sünde. —— Wurden dann sogleich meine beiden Eltern verhaftet wie ich auch. Als es sich dann einige Tage darauf herausstellte, daß meine Eltern unschuldig sind, und ich allein die Schuldige, so wurden meine Eltern entlassen, mich haben sie als Geißel behalten. So haben sie mich in Untersuchung herumgeschleppt bis zum 18. d. M.

*) Es war dies ein Päckchen mit Kleidern ꝛc. für mich.

Da haben sie mich belohnt mit zwei Monat schweren Arrest und zu allen Unkosten verurtheilt; meine Schwester zu vier Wochen und auch alle Unkosten."

Unterm 5. Dezember schrieb Käthchen an meine Frau:

„Liebe, theure Mutter!

So darf ich Sie mit Recht nennen, Sie sind die Einzige, die so mütterlich für mich sorgt; Ihnen habe ich ja alles Gute das mir wiederfährt in meinem Kerker zu verdanken. —— Ihren für mich so tröstenden Brief habe ich heute den 5. erhalten; er ist datirt vom 1. und daraus sehe ich, daß Sie meinen Brief noch nicht bekommen haben, was mich sehr beunruhigt. Ihr Zettelchen habe ich erhalten und Ihnen auch in meinem letzten Brief darauf geantwortet. Daß man die armen Gefangenen auch gequält hat bis sie gestanden haben, weiß ich wohl auch, allein schimpflicher hat man sie nicht behandeln können, als man es mir gethan hat. Doch ich fasse mich in meine so traurige Lage, denn ich glaube, daß Gott es so haben wollte. Trösten Sie sich auch mit mir und denken Sie, daß ich die Lebensretterin Ihres Mannes sei, denn das Einpetschirte, was man gefunden hat bei mir, hätte ich ihm auf alle Fälle geschickt und er hätte sich auch nicht mehr von diesem Schritt, den er in Vorschlag gehabt, abhalten lassen (meine Flucht nämlich) und es ist eine Unmöglichkeit. Und welches traurige Loos wäre dann für ihn bestimmt gewesen, wenn es ihm mißlungen wäre. —— Denken Sie sich, liebe Mutter, welch' ein Schmerz dies wieder gestern am Freitag für mich war, als ich es vernommen habe, daß meine Eltern keine Waare mehr nach Rastatt liefern dürften, denn der badische Stadtkommandant hat es ihnen niedergelegt (verboten); aber dies kommt nur vom ††† her, denn die Kommandantschaft ist im Kreis.

Meine Mutter ging sogleich zu einem Anwalt und erzählte ihm das ganze Verhältniß; aber er sagte, so lange der Kriegszustand dauern werde, könne er nichts machen. Denken Sie sich wie es mir da zu Muth ist, wenn auch noch den Eltern die Nahrung entzogen wird, und doch kann die ††† so gewissenlos handeln. Würde ich sie als Schuldige angeben, dann würde sie verhaftet und welchen schändlichen Ruf würde ihr dies bereiten. Sehen Sie, ich halte mich immer noch zurück, daß ich sie nicht in's Unglück stürzen will; denn mit Vorsatz Jemand in's Unglück stürzen ist eine große Verantwortung; denn es ist besser Unrecht leiden als Unrecht thun." —

Ebenfalls unterm 16. Februar 1851 schrieb sie aus dem Bürgergefängniß:

„Sehr geehrte Frau!

Ich fühle mich veranlaßt, Sie von dem traurigen Schicksal in Kenntniß zu setzen, welches neuerdings wieder über mich hereingestürzt ist. Ich hätte Ihnen gleich von meiner neuen Verhaftung Kenntniß gegeben, — allein ich war außer Stande einen Brief zu schreiben, denn meine Gesundheit wird von Tag zu Tag schlechter. Denken Sie sich meine traurige Lage, in die ich und meine Eltern neuerdings gestürzt sind durch eine verleumderische Zunge. Den 13. Januar wurde ich meiner Haft entlassen und am 17. Januar wurden ich, meine Mutter und Schwester wieder verhaftet. Eines Aufsehers Tochter mit Namen Vogel hat eine falsche Aussage gegen uns gemacht und angegeben, ich hätte ihr in Gegenwart meiner Mutter und Schwester den Antrag gemacht, ihr Vater, der Aufseher im Zellengefängniß ist, möchte mit dem Staatsgefangenen Corvin durch mich eine Correspondenz führen; ich hätt' ihr jeden Sonntag einen

preußischen Thaler versprochen und hätt' noch zu ihr gesagt: für Corvin ließe ich mein Leben, da ich doch diesen Gefangenen gar nicht kenne und ich kann doch gewiß für eine Person die ich nicht kenne, mein Leben nicht lassen wollen *). Dies beweist nun Alles, daß diese Person ein falsches Zeugniß gegen uns abgelegt hat; sie hat ihre falsche Aussage mit einem falschen Eid bekräftigt. Als ich im Verhör war, fragte mich der Untersuchungsrichter, von wem ich diese Unterstützung für Corvin bekäme, ob von seiner Frau oder von dessen Verwandten. — — Den andern Tag als mir die niedere Person in Gegenwart gestellt wurde, so hieß ich sie alles Schlechte vor dem Richter. Er drohte mir mit härterer Strafe, wenn ich nicht schwiege. — Allein eine solche Drohung von einem solchen ungerechten Richter achte ich für gar nichts; ich sagte zu dieser schlechten Person in Gegenwart des Richters, ich möge ihr begegnen wo ich wollte, so werde ich sie vor aller Welt ein meineidiges Mensch heißen. Dennoch hat das Amt diesem falschen Eid mehr Glauben geschenkt als meinen Aussagen und somit waren wir acht Tage in Untersuchung. Nach Verlauf dieser Zeit kam das ungerechte Urtheil, welches für mich lautet sechs Wochen, meine Schwester drei Wochen und meine Mutter vierzehntägige Kriegsgefangenschaft (?) und alle Unkosten zu tragen. Sie werden sich leicht denken können, wie es einem Menschen zu Muthe ist, wenn man solche Ungerechtigkeit obwalten sieht. Für meine Person liegt mir gar nichts daran, aber meine lieben Eltern bedaure ich sehr; den Schmerz, den ich ihretwegen empfinde, vermag ich nicht auszusprechen, denn ich mache mir die bittersten Vorwürfe, daß meine lieben Eltern meinetwegen so viel erdulden müssen.

*) Dieser Brief wurde aus dem Gefängniß geschrieben und daher mit Vorsicht. Sie kannte mich indessen wirklich nicht persönlich.

Dem Militair ist verboten worden, ihre Waare bei uns zu kaufen und meine Eltern haben dadurch den traurigsten Verlust dabei gelitten. Den 14. d. M. ist meine Schwester ihrer Haft entlassen worden; meine Strafe hört auf den 8. d. M., dann sitze ich in Gefangenschaft siebzehn Wochen und drei Tage für nichts und wieder nichts. Denn ich war kaum vier Tage meiner schweren Haft entlassen, so haben sie mich schon wieder eingekerkert. Ich leide alle Schmach und Verachtung mit Geduld, denn ich leide es ja für meine gefangenen Mitbrüder, die hier in den öden Mauern schmachten müssen! Würden sie auch von aller Welt verlassen und mögen ihnen auch alle Herzen kalt und gefühllos entgegenschlagen, mein Herz ist und bleibt ihnen geweiht! — weder Kerker noch Verachtung wird mich von ihnen trennen, denn ich weiß ähnlichen Schmerz zu ermessen, aber auch das Glück zu schätzen, wenn man weiß, daß für den Gefangenen noch Herzen schlagen. Ich habe Ihnen die ganzen traurigen Verhältnisse meiner Lage geschildert und hoffe auch Sie werden mir einen Trost in meinen Kerker schicken. Ich sage Ihnen auch meinen herzlichsten, unaussprechlichen Dank für das Geschenk, welches Sie mir zum Christkindchen schenkten, bis einst die glückliche Stunde wieder schlägt, wo ich wieder Alles vergelten kann mit Gottes Hülfe! — Ich grüße Sie ꝛc."

Für die Bezahlung der Prozeßkosten sorgte meine Frau; sie selbst gab vierzig Gulden; den Rest legten demokratische Freunde in Frankfurt dazu; allein den Ruin der Familie konnten sie nicht verhindern. Daß man den Soldaten verbot bei dem Metzger Zöller zu kaufen und daß es diesem untersagt wurde seine Waare nach Rastatt zu bringen, wovon er hauptsächlich lebte, ist charakteristisch für die Art, mit der man damals gegen die Demokraten und ihre Freunde verfuhr. Die Tochter war schuldig, — dafür mußte die Familie ruinirt

werden. — Zu meinem Leidwesen muß ich sagen, daß auch einige politische Gefangene erbärmlich genug waren, ihre Wohlthäterin zu verrathen, wie auch die Aufseher zu nennen, wodurch mehrere Familien in's Unglück gestürzt wurden. Ich nannte Niemand; allein deßhalb liefen auch die Aufseher für mich durch's Feuer und ich hätte sie trotz aller Strenge zu allem Möglichen bewegen können; allein seit die Hoffnung auf Flucht verschwunden war nahm ich mir fest vor, nie wieder einen Aufseher wegen kleiner Erleichterungen ꝛc. zu verleiten und habe das auch bis zum letzten Tage meiner Gefangenschaft gehalten.

Herr von Jagemann war sehr ärgerlich über mein Verschweigen der schuldigen Aufseher und bemerkte halb bedauernd, daß man die Tortur freilich abgeschafft habe. Ich antwortete ihm lachend, daß sie ihm bei mir auch nicht helfen würde, denn was ich für ehrlos hielte würde ich nicht thun und stünde mein Kopf auf dem Spiel.

Mir wurden für sechs Monate Bücher und Schreibmaterialien entzogen, weil ich mit letzteren Mißbrauch getrieben, wie aus den gefundenen Briefen hervorging.

Die Geschichte war noch nicht zu Ende. Nach etwa zwei oder drei Monaten ward ich vor den Präsidenten des Aufsichtsrathes gebracht. Auf einem Tisch lagen Dinge, die ich sogleich erkannte, — meine Sägen und Schlüssel! Dem Gefangenen, der nach mir in meine frühere Zelle kam, fiel eine Feder hinter den Eckschrank; bei dem Versuch ihrer wieder habhaft zu werden entdeckte er le pot au rose und zeigte seinen Fund sogleich an.

Anfangs lehnte ich jede Bekanntschaft mit den Gegenständen ab; allein dies schülermäßige Lügen ekelte mich so an, daß ich es nur so weit zu thun beschloß, als Andere betheiligt waren und sagte: „Ja diese Sachen sind mein.“

Nun wollte man wissen, auf welche Weise ich sie bekommen und ich mußte wieder die Geschichte von meiner Jacke und deren Tasche erzählen. Schon Jagemann war über diese Erzählung beinahe aus der Haut gefahren und Hofrath Bengießer fragte, ob ich denn denken könne, daß irgend Jemand daran glaube? Ich erwiderte ihm, daß es mir auch gar nicht darauf ankäme, eine andere könne er aber nicht genießen.

Mit dieser Zerstörung meiner Fluchthoffnungen und dem Aufhören jeder Correspondenz nach Außen begann eine neue Phase meines Gefängnißlebens.

Drittes Capitel.

Hoffnungsirrlichter. — Ein Brief des Prinzen von Preußen. — Graf v. d. Gröben. — Minister von Manteuffel. — Unterhandlungen über Auswanderung. — Caution. — Ein störendes Manifest. — Herr Minister Freiherr von Wechmar. — Ein Traum. — Der Regent. — Meine Frau und die Carlsruher Polizei. — Der große Minister und was das Echo sagt. — Jagemann exit. — Herr Junghanns. — Ein Brief von Bettina von Arnim an mich. — Bericht eines Freundes über mich. — Wie man die Zeit tödtet, Körper und Geist pflegt und weder krank noch verrückt wird. — Federzeichnungen und Malereien. — Verkehr mit Heinrich Simon und Brief von ihm. — Freundliche Menschen. — Begünstigungen. — Im Hofe. — Meine Sperlinge. — Ein Schlachtstück. — Meine Zellenkameraden und häusliches Glück. — Ein Brief von dem Herrn Hofrath Bechstein. — Traumleben. — Sebastian Mattheis.

Nichts hat mir meine Gefangenschaft so sehr erschwert, als die Hoffnungen auf Befreiung, welche mir beständig gemacht und die stets getäuscht wurden. Die Beamten erregten dergleichen Hoffnungen theils aus freundlichen Absichten, theils weil sie selbst daran glaubten. Weihnachten, Neujahr, der Geburtstag des Großherzogs ꝛc. waren solche Tage, die man mit Ungeduld erwartete und deren Erscheinen die Gefangenen in eine fieberhafte Unruhe versetzte. Man lauschte auf jedes Geräusch, blickte fragend in jedes Gesicht. Meine Frau war unermüdlich thätig und setzte alle nur immer erdenklichen Mittel in Bewegung, meine Freilassung zu bewirken und meine Mutter unterstützte ihre Bemühungen.

Beide gingen unter Anderm nach Schlangenbad, um die Prinzessin von Preußen, die jetzige Königin, zu bitten, ein Schreiben meiner Mutter an ihren Gemahl zu befürworten. Die Prinzessin nahm zwar die Damen nicht an, ließ aber sagen, daß sie das Schreiben besorgen werde. Die Antwort darauf lautete:

„Wenn Sie den glücklich an Mir vorübergegangenen Unglücksfall benutzen, um Mein Mitgefühl für Ihre Sorge als Mutter eines Verirrten anzusprechen, so bedurfte es wohl dieser Veranlassung nicht erst, um das Gefühl in Mir zu erregen. Um so schwerer ist es Mir, Ihre Bitte um Verwandlung der Strafe Ihres Sohnes in die der Exportation, beim Großherzog von Baden nicht unterstützen zu können. Dieser Bescheid wird Ihnen nicht unerklärlich sein, wenn Sie bedenken, daß Ich die von Mir in den Kampf geführten Krieger habe fallen und bluten sehen gegen einen Feind, den Ihr Sohn befehligte. Der Großherzog von Baden hat bereits große Milde gegen denselben geübt, da, wenn er selbst nur irre geleitet sein sollte, er doch zu Denjenigen gehörte, welche den Kampf bis zum Aeußersten führten, so daß die Möglichkeit einer Rückkehr aus der Verbannung zu gleichem Zweck, nicht zur Unmöglichkeit gehört. Ob unter solcher Möglichkeit eine noch fernere Milderung zu erlangen ist, vermag Ich nicht zu beurtheilen. Möge der Himmel Ihnen, gnädige Frau, Ihr herbes Schicksal geduldig ertragen helfen; Er sendet nicht mehr als was wir nach Seinem Willen zu tragen vermögen.

Schloß Babelsberg, den 18. August 1850.

(gez.) Prinz von Preußen."

Meine Frau, die Nichts unversucht lassen wollte, da sie fürchtete, daß die Gefangenschaft mich tödten, oder doch meine

Gesundheit für immer zerstören werde, schrieb auch an Graf Gröben. In der Antwort, welche ich hier mittheile, nimmt derselbe das Verdienst meiner Rettung in Anspruch. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß die Verwendung des Grafen den Kriegsminister von Roggenbach mit bestimmte, das Todesurtheil nicht zu bestätigen. Wie aber, wenn der Feldwebel im Standgericht gleichfalls für Tod gestimmt hätte? — Wie, wenn mein Gericht nicht durch die früher erwähnten Umstände verzögert und der Befehl noch nicht erlassen worden wäre, nicht einstimmige Urtheile zur Bestätigung nach Carlsruhe zu senden? — Der Graf schreibt an meinen Stiefvater:

„Von meiner Reise zurückkehrend, habe ich aus einem hier vorgefundenen Schreiben der Frau Helene von Corvin ersehen, daß sie eine Verwandte von Ew. Hochwohlgeboren ist und sich bei Ihnen befindet.

Wohldieselben ersuche ich daher ergebenst, dieser in jeder Beziehung mein tiefstes Mitleiden in Anspruch nehmenden Dame Nachstehendes zu eröffnen:

In Folge der Ihrem Gemahl am 22. und 23. Juli 1849 auf höheren Befehl gegebenen Hoffnung, habe ich mich zweimal für ihn verwandt und ist in Folge dessen die ihm gerichtlich zuerkannte Todesstrafe in eine 10jährige Gefängnißstrafe verwandelt worden.

Ein Mehreres für Herrn ꝛc. v. Corvin zu erwirken, bin ich ganz außer Stande.

Von 5500 Capitulanten der Besatzung von Rastatt, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben, hat man nur an Zwanzig und Einigen der Strenge des Gesetzes freien Lauf gelassen.

Mit besonderer Hochachtung ꝛc.

K. Gröben."

Auch an den Minister von Manteuffel wandte sich meine Frau. Derselbe empfing sie mit außerordentlicher Artigkeit und Theilnahme und nicht wie die Frau eines Sträflinges, sondern als Frau von Corvin. Er erinnerte sich meiner noch lebhaft, beklagte meine Theilnahme an der Revolution und deutete an, daß mein Aufsatz im Morgenblatte der Grund sei, weshalb man neuerdings gegen mich so aufgebracht sei. —

Dr. Kusel, welcher mich vor dem Standgericht vertheidigt hatte und in Bruchsal wohnte, fuhr fort sich auf das Allerfreundlichste für mich zu interessiren. Er sprach mit dem Minister in Carlsruhe und erlangte endlich im Frühjahr 1851 die Versicherung, daß mir ebenfalls die Erlaubniß zur Auswanderung gegeben werden solle, wenn ich eine bedeutende Caution stelle. Dr. Kusel meinte, daß diese Caution möglichst hoch sein müsse, daß aber zehntausend Gulden genügen würden. Ich schrieb also zunächst an meine Freunde in Zürich; sie versprachen sogleich Schritte zu thun und gaben einem nach Frankfurt gehenden Herrn an verschiedene Personen darauf bezügliche Aufträge. Dieser, ein großer Demokrat, sagte meiner Frau, daß es nicht so schnell mit der Caution gehe; man müsse sich erst überzeugen, ob ich dessen auch werth sei ꝛc. Darüber verging Zeit. Mein alter Freund W. R. in Frankfurt war gleich bereit die Caution zu leisten; da er aber im Augenblick Gründe hatte, es nicht in seinem Namen zu thun, so suchte er einen andern meiner Freunde zu veranlassen, den seinigen herzugeben. Dieser letztere Freund war sehr umständlich in Bezug auf die zu gebende Sicherheit; vergebens mahnte Dr. Kusel zur Eile; es vergingen über sechs Wochen und als die Caution endlich an Dr. Kusel eingeschickt wurde, — war es zu spät. Die günstige Chance war verpaßt; das Ministerium war

wieder strenge gesinnt, dazu veranlaßt durch ein abgeschmacktes Manifest von London, welches einige Flüchtlinge unterzeichnet hatten, die keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen pflegen, ihre Namen und Personen in ostentatiöser Weise vor dem Volke zu paradiren, um dadurch den Glauben an ihre politische Wichtigkeit zu erwecken.

Ich war schon mit einem Fuß in Amerika und man kann sich wohl denken, daß die Zerstörung meiner Hoffnungen mich mit Recht hart traf und hauptsächlich ärgerte, weil ich sie einem so trivialen Grunde zuschreiben mußte. —

Die Hoffnung auf baldige Befreiung trat vollends in den Hintergrund, als der sehr wohlmeinende Minister Stabel abdankte und ein gewisser Herr von Wechmar an die Spitze des Ministeriums trat. Wie man 1848 in Berlin fragte: „Wer ist Kisker?“ so fragte man jetzt in ganz Baden: „Wer ist Wechmar?“ Kein Mensch wußte etwas von ihm und wie und wo der Großherzog dieses Talent aufgefischt hatte.

Ich habe diesen Menschen nie gesehen, denn obgleich er manchmal im Zuchthause war — ich wollte er wäre darin geblieben! — so verschonte er mich doch mit seinem Besuch. Er that wohl daran, denn er gab mir bald Ursache zu ganz spezieller Abneigung.

Der Großherzog starb. Als er anfing krank zu werden hatte ich einen ganz eigenthümlichen Traum, den ich einem der Beamten erzählte, welcher meinte, daß der Traum leicht zutreffen könne! — Der kranke Großherzog saß an der Spitze eines Eßtisches. Die Tafel schien eben aufgehoben, am untern Ende des Tisches standen sich gegenüber auf einer Seite Prinz Ludwig, auf der andern Prinz Friedrich, seine Söhne. Beide schienen aufgeregt und in einem Wortwechsel begriffen, von dem ich nur die letzte Antwort hörte, die Prinz Friedrich seinem Bruder gab: „Nun, Du sollst ja

Großherzog sein, ich will nur die Regierung führen.“ So kam es denn auch und man erwartete nach Ablauf der Trauer eine allgemeine Amnestie. Sie kam jedoch nicht, weil sie Herrn von Wechmar und Gesinnungsgenossen nicht gefiel. Meine Frau beschloß den Regenten zu sprechen und ihm ein Gesuch ihrer Familie zu überreichen und reiste nach Carlsruhe. Es war aber mit ihr zugleich ein russischer Großfürst als Besuch angekommen und der Regent nicht zu sprechen, sie hielt es daher für das Beste, wieder nach Frankfurt zurückzukehren, bis der Besuch abgereist sein werde. Als sie wieder nach Carlsruhe kam hielt sie es für zweckmäßig, sich nicht als Frau von Corvin, sondern als Frau von Wiersbitzka in's Fremdenbuch einzuzeichnen. Ein Polizist entdeckte aber dennoch wer sie war, machte viel Geschrei darüber, daß sie einen falschen Namen gebraucht habe und wollte sie zwingen, augenblicklich wieder abzureisen, da sie den Regenten nicht sprechen werde. Als sie den Polizisten überzeugte, daß sie ein Recht zu dem eingezeichneten Namen habe und ihm somit den Vorwand nahm, ging er zurück, um sich neue Instruktionen zu holen. Diese Zeit benutzte meine Frau, um den Gasthof zu verlassen und sich augenblicklich zu dem Adjutanten des Regenten zu begeben. Es war Morgens und der junge Officier noch nicht aufgestanden; er wurde jedoch bald sichtbar und zeigte sich als ein sehr freundlicher, liebenswürdiger Mann. Er mußte früh zum Rapport und meine Frau erwartete ihn im Schloßgarten, da sie fürchtete, in ihrem Gasthof einen Polizisten mit abermaligen Schubideen vorzufinden. Herr von * * * kam zurück, mit der angenehmen Nachricht, daß der Regent sie um elf Uhr empfangen wolle. — Richtig, am Hotel stand ein Polizeiwolf, der ihr auf das Allerheiligste betheuerte, daß sie den Regenten nicht sprechen solle und werde, und der ein Schafsgesicht

machte, als meine Frau ihm sagte, daß sie um elf Uhr „befohlen“ sei.

Der Regent muß ganz außerordentlich liebenswürdig gewesen sein, denn meine Frau machte ihm das Compliment zu sagen, daß er in seinem Wesen die allergrößte Aehnlichkeit mit mir habe, — als ich nämlich jung und noch bescheiden war, von welcher Schwachheit ich mich seitdem curirte, wie die Leser bemerkt haben werden. „Bescheidenheit ziemt dem Jüngling, Ernst dem Mann“, pflegte A. Glaßbrenner bei jeder Gelegenheit zu sagen. — Der Regent war also liebenswürdig bescheiden; er hörte Alles an, fragte, antwortete dann, daß er neu und unerfahren in der Regierung sei und den Rath der Minister seines Vaters hören müsse ꝛc. und schloß endlich mit der Aufforderung an meine Frau, „daß sie Milde hoffen solle“. — Milde hoffend ging sie.

Da sie nun einmal in Carlsruhe war, so beschloß sie auch alle diejenigen Personen zu besuchen, welche ihr als einflußreich genannt waren. Ich will die Leser nicht mit Namen belästigen, die kein Mensch außerhalb Baden kennt. Herr von Jagemann fürchtete sich und ließ sich verläugnen; aber seine dritte Frau war zu sprechen. Herr von Wechmar war ebenfalls zu sprechen, — und wie! — Sein eigener regierender Fürst empfing meine Frau wie eine anständige Dame und dasselbe thaten der erste Minister von Preußen und jede hohe Person, mit welcher sie in jener trüben Zeit zusammen kam; aber dieser kleine Minister eines kleinen Staates benahm sich, als sei er Kaiser von China und wie sich in civilisirten Ländern kein Mann, der auf Bildung Anspruch macht, gegen eine Frau, und am allerwenigsten gegen eine unglückliche Frau benehmen darf. Herr von Wechmar ließ sie vor sich stehen und der brutale Ton seiner Rede war dem brutalen Inhalt angemessen. Er hatte unter

Anderm die Frechheit zu ſagen: „Wie können Sie nur einen ſolchen Menſchen lieben; Sie ſollten froh ſein, daß er (im Zuchthauſe!) gebeſſert wird.“ —

Auf eine ſolche Rede läßt ſich ſchriftlich nicht gebührend antworten, rief man aber in irgend ein Thal Badens hinein „Wechmar!“ ſo ſchallte als Echo daraus die Stimme des Volkes hervor: „Weg Narr!“ — Als ich bei ſeinem nächſten Beſuche Herrn von Jagemann erzählte, wie der Miniſter meine Frau behandelt habe, lächelte er verlegen und ſagte, indem er mit ſeinem Finger auf die Stirn zeigte: „Ja, Herr von Wechmar hat etwas kurioſe Ideen.“

Das Geſuch der Familie meiner Frau, mir die Auswanderung zu geſtatten und welches dieſe dem Regenten überreichte, wurde denn auch „mit höchſter Entſchließung eines Großherzoglichen Staatsminiſteriums vom 2. Juli“ von dem Regenten „abweislich verbeſchieden.“

Nun richteten ſich die Hoffnungen der Gefangenen wie der Beamten wieder auf den Geburtstag des Regenten, auf den erſten Januar u. ſ. w.; aber Herr von Wechmar hielt es für zweckmäßig, die abſchlägigen Antworten auf alle Geſuche gerade auf den Geburtstag des Regenten in das Zuchthaus zu ſenden. Meine Hoffnung richtete ſich nur auf einen Wechſel des Miniſteriums, denn nachdem ich verglich, was ich von dem Charakter des Regenten und dem ſeines aufgeblaſenen Miniſters hörte, ſchien es mir ausgemacht, daß der letztere ſehr bald ſeinen Abſchied erhalten werde. Die mich beſuchenden Beamten ärgerten oder amüſirten ſich oft darüber, wenn ich ihnen eine Scene zwiſchen dem beſcheidenen Regenten und dem Miniſter vorſpielte.

Obwohl Herr von Jagemann immer ſehr wohlwollend that und ſich den Anſchein geben wollte, als ſei er für meine Freilaſſung thätig, ſo habe ich doch in Erfahrung gebracht,

daß er besonders dagegen wirkte. — Er erkältete sich auf einer Reise in der Schweiz und starb. In seine Stelle in Bezug auf die Strafanstalten trat ein Ministerialrath Junghanns. Dieser Mann wurde als außerordentlich hart und streng geschildert, und ich erwartete seinen Besuch mit einigem Mißbehagen. Er trat allerdings sehr finster und streng auf; allein die Züge seines Gesichtes machten diesen Eindruck nicht auf mich; sie sprachen mich im Gegentheil an. Nach einer viertelstündigen Unterhaltung mit mir verwandelte sich plötzlich seine ganze Art und Weise; er sprach freundlich und theilnehmend, und ich vermuthe, daß man ihm eine sehr ungünstige Schilderung von mir gemacht hatte, die sich bei persönlicher Bekanntschaft als unwahr darstellte.

Ich war es längst müde geworden zu hoffen; denn diese Hoffnungen verhinderten mich, zu meiner Ruhe zu gelangen. Meine Frau jedoch, die fortwährend von der Vorstellung meiner Lage gequält wurde und es sich nicht verziehen haben würde, nicht Alles zu thun, was irgend in ihrer Macht stand, meine Freiheit oder wenigstens eine Erleichterung meiner Gefangenschaft zu erlangen, ließ kein Mittel unversucht und ermüdete nie in ihren großmüthigen Bestrebungen. Da zwei Schwestern meines Vaters mit einem Herrn von Arnim verheirathet gewesen waren, so beschloß meine Frau, diese Art von Verwandtschaft zu benutzen, um Bettina von Arnim für mich zu interessiren, was ihr auch gelang. Welche Schritte diese bekannte Frau für mich that, geht aus dem folgenden Briefe hervor, den sie mir in das Gefängniß schickte:

„Lieber Herr von Corvin!

Sie legen Werth darauf, daß ich Ihnen schreibe, und ich thue es gern, da mir gesagt ist, daß Dies Ihnen Trost gewähren könne.

Ich sehe Ihre Lage für eine solche an, die Sie bald mit einer besseren umtauschen werden. Aus Dem, was Sie mir über den Geheimen Rath Junghanns mittheilen, schließe ich, daß er Ihnen wohl will und gern Ihnen nützen wird, wenn Sie Ihr Vertrauen auf ihn festhalten. Kein edler Mann widersteht dem und es scheint, nach dem was Sie mir von ihm schreiben, dies Vertrauen in Ihnen rege zu machen.

Was ich auf Anregung Ihrer lieben Frau an den Prinzen-Regenten schrieb, war blos, weil sie mir ihn als den liebenswürdigsten und menschenfreundlichsten unter allen Fürsten bezeichnete, so dachte ich, es sei nicht überflüssig, eine Bitte ihm an's Herz zu legen, die doch auch zur Anerkenntniß dieser hohen Eigenschaften in ihm beitragen mußte. Wenn nun auch keine Antwort erfolgte, so kann ich doch den besten Hoffnungen mich nicht erwehren in Bezug auf Herrn Junghanns, den ich geradezu für Ihren Gönner halte. Halten Sie diesen Gedanken fest und glauben Sie, daß Ihnen hierdurch ein magnetischer Einfluß auf diesen Mann möglich wird und durch ihn wieder auf den Fürsten, der gewiß seinen Vorschlägen der Begnadigung gern zusagen wird, und so hätten Sie diese Begnadigung zum größten Theil durch Nachgeben und Vertrauen sich selbst zu danken, was nach den Gesinnungen, die mir von Ihnen mitgetheilt wurden, Ihnen gewiß auch wohlthuend entspricht.

Die Politik steht heute auf einem Wendepunkt, der als der edelste und — darf ich sagen — als der idealischste sich bewähren muß, was Den segensreich kräftigt, der den Muth hat, ihm zu dienen.

Berlin, 4. August 1854.

Ihre ergebene
Bettine Arnim."

Am Anfang 1855 schrieb Frau von Arnim wieder an Herrn Junghanns, der in seiner Antwort sagte:

„Zwischen den von Ihnen angedeuteten Fällen liegt noch ein dritter, der Fall der Entlassung nach Erstehung der Einzelhaft (September 1855), allein es giebt auch für diesen keinen sichern Anhaltspunkt, und es wäre unrecht, Hoffnungen zu erwecken, deren Erfüllung in anderer Hand steht.“ —

Bei meiner großen Lebhaftigkeit und der ganzen Eigenthümlichkeit meines Wesens war es nicht zu verwundern, daß ich die in den vorigen Kapiteln geschilderte Art der Gefangenschaft ganz besonders schmerzlich fühlte und zu Zeiten von einer solchen Sehnsucht nach Freiheit ergriffen wurde, daß sie mich fast toll machte. Diese Sehnsucht wurde durch die Fluchtpläne natürlich noch verstärkt und es mag entschuldigt werden, daß ich zu diesen Bestrebungen meiner Frau, die Erlaubniß zur Auswanderung zu erlangen, die Hand bot. —

Obwohl ich in Allem, was ich über mich selbst und meine Empfindungen sage sehr offenherzig bin und mich immer bestrebe objectiv zu urtheilen, so ziehe ich es doch vor, wenn möglich, Andere reden zu lassen. Um nun den Eindruck zu schildern, den ich auf Andere in jener Zeit machte, führe ich den Brief eines Freundes von Mannheim an, der mich im Auftrag anderer Freunde besuchte, um sich von meinem Zustande zu überzeugen. Derselbe sah mich am 27. Januar 1851 und schreibt:

„Lieber Freund!

Ich war gestern bei Corvin. Sein Anblick ergriff mich tief. Er ist mager geworden, seine Augen liegen tief im Kopfe, allein sein wildes, strudelndes Wesen ist noch in ihm, auch ist er noch kräftig und lebhaft bis ins Wilde gehend.

Er sagt mir, daß es ihm in neuerer Zeit besser gehe und daß er seltener seine Gichtschmerzen im Kopfe habe, dagegen fühle er, daß seine körperliche Kraft anfange sich zu schwächen. — Seine Arbeit ist Litzenschuhe flechten, dagegen ist ihm wieder gestattet zu lesen, was ihm einige Zeit in Folge seines unglücklichen Fluchtversuchs untersagt war. Dagegen ist es mit dem Malen und Lesen *) ihm schwierig gemacht. Ich kann mir leicht jeden andern Menschen eher ins Zellengefängniß denken als diesen C. Diese Lebhaftigkeit des Charakters, dieses brennende, lodernde, wilde Innere, bildet einen solchen Contrast mit den kalten, poesielosen Räumen des Gefängnisses, daß mir ordentlich schauderte, als ich den Menschen da stehen sah. Gerade das ist aber auch von großem Nachtheil für ihn, weil es ihn so schroff macht, daß alle Grenzen der Klugheit überschritten werden. *** den ich gut kenne, und den ich grade wegen C. einlud, sagte mir, die Verwaltung sei durchaus nicht freundlich gegen ihn gesinnt, da ihm nichts recht zu machen sei und er immer erbittert sei und zu klagen habe, welches letztere er außerdem in öffentlichen Blättern gethan habe. Es gehe ihm nichts ab, er werde unter besonderer Berücksichtigung behandelt, allein es helfe nichts. Ich suchte während einer ganzen Stunde diesem tête carrée — begreiflich zu machen, daß die Persönlichkeit C.'s, sein ganzes körperliches und inneres Wesen und Sinn, gar keine andere Erscheinung bei ihm möglich mache und daß er doch Psycholog genug sei, um bei allenfallsigen Anfragen von Seiten des Ministeriums wegen C. dieser Geschichten nicht zu erwähnen (es war nur wegen allenfallsiger Begnadigungsideen); allein so ein Beamter geht von ganz andern Grundsätzen aus und ich habe mit Schmerz

*) Soll wohl Schreiben heißen.

bemerkt, daß C., wenn er Begnadigung zu erwarten haben sollte, in * * * wenig Unterstützung finden wird. Deshalb muß dahin gewirkt werden, daß er klug wird. Thun Sie es wo Sie können, ich werde das meinige thun. — Der gute C., lange hatte er keinen Freund gesehen. Er war außerordentlich erfreut und aufgeregt, als er mich erblickte. „„Vor fünf Minuten habe ich an Sie gedacht,““ sagte er.“

Daß mein Freund mich aufgeregt und wild fand ist kein Wunder. Es war mitten im Winter, wenn die entsetzliche Luftheizung auf den Körper wirkt und dies in Verbindung mit dem mehr als ascetischen Leben die Nerven auf das Allerhöchste anspannt und reizt. Es war mir häufig, als ob ein glühender Bolzen durch meine beiden Schläfe gesteckt sei. Zu manchen Zeiten war ich wieder sehr niedergeschlagen und besonders wenn ich aus angenehmen Träumen durch die Glocke geweckt wurde. Dann überfiel mich das ganze Gewicht meines Unglücks und manchmal rann eine stille, bittere Thräne meine abgezehrte Wange herab.

Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf!
Ich möchte bittere Thränen weinen,
Den Tag zu sehen, der in seinem Lauf,
Mir auch nicht einen Wunsch gewährt, — nicht einen.

Eines Abends, als ich noch nicht lange im Bette lag, wurde ich durch entsetzliche Töne aufgeschreckt, die von innerhalb des Hauses kamen und sich meiner Thüre näherten. Es war ein so grauenerregendes Gebrüll und etwas so menschlich-teuflisches darin, daß sich meine Haare sträubten, und die Schlange, die zusammengeringelt in der dunkelsten Kammer des menschlichen Herzens schläft, der Wahnsinn, anfing, sich zu rühren: es kostete mich die allergrößte Anstrengung, nicht mitzubrüllen! — Am andern Tage sagte mir ein Aufseher, daß es ein wahnsinniger Gefangener ge-

wesen sei, welcher am Abend den Aufseher beim Schließen der Zelle bei Seite gestoßen habe und im Hause umher gelaufen sei. Er sagte mir auch, und andere Aufseher bestätigten es, daß dergleichen Ausbrüche von Tollheit sehr häufig seien, und beschrieb mir die Angst, die er stets empfinde, wenn er des Nachts zu einem solchen Gefangenen gehen müsse, weshalb er es auch nie allein thue, sondern sich stets einen Kameraden mitnehme. Er war außerordentlich ängstlich in Bezug auf diese Mittheilungen und bat mich sehr dringend, nichts davon gegen einen der Beamten zu erwähnen, die von Wahnsinn nichts wissen wollten und meistens Verstellung voraussetzten.

Ich begreife es vollkommen, wie man in dieser Anstalt verrückt werden kann. Es ist schrecklich, einen langen Tag vor sich zu sehen, der nichts als Kummer und Sorge bringt; nicht eben den Schatten einer Freude, wie sie ja der Aermste und Elendeste der freien Menschen genießen kann. Sie können in Feld und Wald gehen, und da findet jedes nur im Geringsten empfängliche Herz Quellen von Genüssen, deren geringster selbst meine traurige Zelle mit einem rosigen Schimmer überhaucht haben würde.

Manchmal, mich wenig an die lauernden Schildwachen kehrend, sah ich durch mein Fenster, wo mich ein jenseits der Mauer stehender Kirschbaum, der im Frühjahr stets mit Blüthen überschneit war, wie ein alter Freund anblickte. Auf der dort vorüberführenden Landstraße sah ich Menschen und mich rührte eigenthümlich die Stimme der Frauen und Kinder. Einmal gar zog eine große Prozession vorüber und im Spätherbst sah ich eine Jagd. Einst, nach vielen Bitten, nahm mich mein Aufseher in die Schulstube, welche in dem mittleren Thurm lag, und von deren Fenster aus man eine köstliche Aussicht auf die Gegend und die Stadt hat. Ich

genoß sie nur für zwei Minuten, denn es kam Jemand; es war einer der größten Genüsse, welche ich während dieser sechs Jahre hatte.

Nachdem meine Fluchtpläne fehlgeschlagen und meine Hoffnungen auf Freilassung wenigstens so weit abgethan waren, um mich nicht mehr zu beunruhigen, ging ich mit mir selbst zu Rath, prüfte meine geistige Rüstkammer in Detail und wählte aus was dazu dienen konnte, dem mich belagernden Feind zu widerstehen; denn ich hatte mir mit all meiner Willenskraft vorgenommen, weder körperlich noch geistig krank zu werden.

Anfangs waren meine Gedanken durch die Fluchtpläne und den Verkehr nach Außen hinlänglich in Anspruch genommen; als das abgethan war, mußte ich einen Ersatz suchen und fand ihn darin, nicht nur die Charaktere sämmtlicher Beamten gründlich zu studiren, sondern auch die Resultate dieses Studiums praktisch dazu anzuwenden, mir so viel Annehmlichkeiten als nur immer möglich zu verschaffen. Das Zuchthaus war für diese Jahre meine Welt und ich beschloß, meine kleinen Absichten mit all der Beharrlichkeit und all dem Ernst zu verfolgen, wie man sie sonst nur für große Dinge und Zwecke für nöthig findet. Die ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten, die mir nicht nur durch die Einrichtungen des Hauses, sondern auch durch das Schwankende in dem Charakter mancher Hauptpersonen in den Weg gelegt wurden, machten die Beschäftigung nur interessanter. Ich bin förmlich stolz auf meine Erfolge dort; denn ich setzte nach und nach Alles durch, was ich mir nur immer vernünftigerweise vornehmen konnte. Es ist das keine Kleinigkeit, wenn man in einer Zelle allein eingesperrt ist und diejenigen Personen, auf die man wirken muß, manchmal nur

alle acht oder vierzehn Tage auf einige Minuten zu sehen bekommt.

Ein sehr hartnäckiger Kampf war der um meinen Schnurrbart und um mein Haar. Dr. Fueßlin wollte mir den ersteren durchaus nicht gestatten und schlug vor, mir einen Backenbart unter dem Halse zusammenhängend wachsen zu lassen. „Ja wohl," sagte ich, „damit ich wie ein Scheerenschleifer aussehe, der Gänse gestohlen hat." Dann schlug ich vor, die Gesichter aller Gefangenen vermittelst einer Art von Pressenmaske in eine stereotype Spitzbubenphysiognomie zu verwandeln. Dr. Fueßlin schickte mir dann den Chirurgen über den Hals, der das Rasiren und Scheeren besorgte, und welcher mich durch die Verweise zu rühren trachtete, welche er von Herrn von Jagemann wegen meines Schnurrbartes von Carlsruhe erhalten haben wollte. Dann wieder steckte sich der Director hinter meine Frau, die ganz unschuldig darauf einging und nicht begreifen konnte, warum ich so hitzig wurde, wenn sie mir Nachgeben vorschlug. Zeigte sich der Director freundlich und nachgiebig gegen einige meiner Wünsche, dann verschwand mein Schnurrbart, bis ich es wieder für zweckmäßig hielt, diesen haarigen Gehülfen wachsen zu lassen. Endlich siegte meine Beharrlichkeit und mein Schnurrbart nebst Kinnbart blieben ebenso stereotyp wie mein langes Haar.

Das Ministerium in Carlsruhe drang fortwährend darauf, daß wir durchaus ebenso behandelt werden sollten, wie die andern Sträflinge; allein sowohl der Director, wie sämmtliche andere Beamten der Anstalt erklärten das für positiv unmöglich. Der Director kam dadurch oft in die Klemme, da er es weder mit uns, noch mit dem Ministerium verderben wollte und von Natur nicht zur Härte geneigt obwohl Prinzipienreiter war.

Von meiner Schusterei und sonstigen Zuchthausarbeiten wußte ich mich mit viel Geduld und Geschicklichkeit endlich ganz zu befreien, indem mir gegen Zahlung von fünfzehn Kreuzern täglich das Recht verkauft wurde, zeichnen und später auch in Wasserfarben und selbst in Oel malen zu dürfen. Der spindeldürre Jagemann, dem das fette Oel so heiter erschien, war ja todt. Ich versuchte mit der Feder zu zeichnen und ahmte zu dem Ende mit großer Gewissenhaftigkeit Holzschnitte nach. Gleich die ersten Blätter gelangen über Erwarten. Dadurch ermuthigt fuhr ich mit um so größerem Eifer fort und erreichte bald eine große Geschicklichkeit in dieser Kunst. Ich machte mehrere hundert Federzeichnungen, die zum Theil an meine Freunde verschenkt, zum Theil von meiner Frau verkauft wurden. Eine derselben, der Kirchgang nach Bendemann, wurde für das Album des verstorbenen Königs von Preußen angekauft, der aber nicht wußte, daß *ich* die Zeichnung gemacht hatte, da es mir nämlich ausdrücklich untersagt war, meinen Namen unter meine Zeichnungen und Bilder zu setzen. — Ein weggejagter Aufseher hatte in Heidelberg ein kleines, sehr künstlich von verschiedenen Hölzern zusammengesetztes Fäßchen, als von *mir* gemacht, sehr gut verkauft. Ich wollte, daß ich solche Geschicklichkeit erlernt hätte, denn sie würde mir mehr genutzt haben wie all meine Zeichnerei und Schriftstellerei, so daß der Herr Hofrath Bengießer mit seinem Rath doch nicht so Unrecht hatte.

Ich malte auch Miniaturgemälde auf Elfenbein, mußte es aber lassen, da meine Augen bei dem unsicheren Licht in der Zelle zu sehr davon angegriffen wurden. — Eine Zeitlang übte ich mich auch in Compositionen, besonders komischer Genrebilder, die aber meist satyrisch ausfielen und mißliebig wurden. Einige davon erschienen in Nieritz's Volkskalender.

Ich versuchte mich ebenfalls im Potraitiren; allein Jagemann hatte das verdorben. Unter den politischen Gefangenen war nämlich ein Zeichner, der sehr gut potraitirte und einige der Beamten hatten durchaus keinen Anstand genommen, die Bitten des Gefangenen zu erfüllen, ihm in der Zelle zu sitzen, besonders da er ihnen das Portrait schenkte. Durch seinen Spion, den nachher weggeschickten Buchhalter, erfuhr Jagemann die ganze Geschichte, plumpte plötzlich wie eine Bombe in die Zelle und schleppte mit höchsteigenen Ministerialhänden die Mappe des Künstlers hinweg. Er schwelgte dann im Ertheilen von Ministerialnasen und verbreitete solchen Schrecken unter den Beamten und Angestellten, daß mein Aufseher, wenn ich ihn mit dem Pinsel in der Hand ersuchte, mich einen Augenblick seine Nase ansehn zu lassen, ängstlich hin und her trippelte und endlich sagte, „daß er erst den Herrn Director fragen müsse.“ Ich war also genöthigt, an meinem eigenen Gesichte Studien zu machen und portraitirte mich vor einem handgroßen Spiegel mit der Feder, mit Tusche, auf Elfenbein und mehrmals in Oel. Ich malte auch verschiedene Aufseher trotz alles Protestirens und habe noch das meines braven Mattheis im Album, der während der letzten Jahre mein Aufseher war und von dem ich noch reden werde.

Im Allgemeinen wollte meine Kunst nicht viel bedeuten; allein sie war mir ein großer Trost im Gefängniß. Hatte ich ein Bild angefangen, so stand ich vergnügt auf und der Tag verging mir häufig nur zu schnell. Ich war dann meistens so heiter gestimmt, daß ich oft laut sang, zum Entsetzen der Aufseher, die Töne der Heiterkeit nicht gewöhnt waren. Ich kehrte mich aber nicht daran und erwiderte, sie möchten dem Herrn Director nur sagen, daß ich es sei, der singe. —

Ich zweifle, ob meine Arbeit mir so viele Freude gemacht haben würde, wenn sie Niemand gesehen und bewundert hätte. Ich pflegte stets in meiner Zelle eine Ausstellung von all meinen fertigen Arbeiten zu halten, bevor ich sie weg schickte. Gewöhnlich standen sie auf dem an die Wand geklappten Bette und ich war nicht gleichgültig gegen Lob oder Tadel des geringsten Aufsehers.

Meine Freundin, Louise Trendelenburg, jetzt die Gattin meines Freundes Dr. Loewe (Kalbe) in New-York, die mir häufig schrieb, schickte mir aus der Schweiz, unter andern Zeichenmaterialen, zwei so köstliche Zeichenfedern, daß ich sie nie wieder so gut habe bekommen können, sogar nicht mehr bei dem Fabrikanten Guillot, den ich später in Birmingham selbst darum befragte. Meine gute Frau gab sich die unendlichste Mühe, mir stets das Allerbeste in jeder Hinsicht zu verschaffen, und als die mir gesandten Federn nicht genügten, schrieb sie, da Frau Louise in Paris war, an Heinrich Simon, der in Zürich wohnte, wo die Federn gekauft worden waren. Dies ward die Veranlassung zu einem freundlichen Verkehr mit Simon und den Seinen. Er sowohl, als Frau Professor Gärtner, seine Cousine, und deren Kinder thaten was nur immer in ihrer Macht stand, um mich auf irgend eine Weise zu erfreuen, und ihre Briefe, durchdrungen von herzlicher Gesinnung, thaten mir sehr wohl. Da wir Heinrich Simon nun verloren haben, so werden einige Briefe von ihm um so willkommener sein, als sie ein Beweis seines trefflichen Herzens und seiner wackern Gesinnung sind. Der erste Brief ist an meine Frau gerichtet; er lautet:

Zürich, 12. März 1852.

„Nehmen Sie meinen herzlichen Dank hin, verehrte Frau, für ihre freundlichen Zeilen vor Allem und dann,

daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihrem unglücklichen Gatten eine kleine Freundlichkeit zu erweisen. Ich komme eben heim vom Begräbnisse des trefflichen Todt, den eine Frau und fünf Kinder auf fremder Erde beweinen — und Ihr Mann, weil ihm das Herz hochschlug für ein freies Vaterland — im Zuchthause. Wenn sich so die einzelnen harten Schicksale in ihrer Grellheit vor uns hinstellen und wir mitten drin stehend davon ergriffen sind, mag wohl mitunter das Herz banger klopfen: aber der Blick auf den Preis, für den wir gekämpft haben, das Bewußtsein, als Ehrenmänner nach innerstem und heiligstem Bewußtsein gehandelt zu haben und das Wissen, daß ein Sinn und ein Zusammenhang in der Weltgeschichte und somit kein Opfer ein vergebenes, das stählt auch in solchen Momenten die Kraft. Möge sie bei Corvin im langen Kerker nicht erlahmen; in solcher Lage ist Mannesmuth die einzige Stütze. Corvin wird sich aber auch erinnern, wie viele Männer selbst nach langwierigem Kerker mit ungebrochener, ja mit intensiver Kraft wieder in's Leben getreten sind. Es giebt in so qualvoller Lage nur Ein Mittel, sie sich möglich zu machen: das Gezwungene als ein Gegebenes zu betrachten und in sich zu verarbeiten und dadurch mit dem eigenen Willen in Verbindung zu bringen.

Und die Zeit eilt heute rascher als früher. — —

Was nun die Kommission anlangt, so bin ich zweifelhaft, ob sie mit Glück ausgeführt. Die bedeutendste hiesige Handlung mit derartigen Zeichenapparaten, in welcher auch, wie ich weiß, Frau Louise die betreffenden Einkäufe gemacht, hat dieselbe Feder nicht mehr, versicherte aber hoch und theuer — ich erinnerte ihn an Himmel und Hölle —, daß die beifolgenden zwei Sorten das Beste derartige seien. So will ich denn wünschen, daß der Mann nicht im Irrthum.

Sagen Sie Carvin, daß ich mich auf sein Bildchen freue und recht oft an ihn dächte.

Ich habe seit vierzehn Tagen keine Nachricht aus Paris; nach dem letzten Briefe wollte die kleine Gesellschaft schon um den 10. des Monats nach Nizza; sie scheinen also den Pariser Aufenthalt zu verlängern.

Mit achtungsvoller Ergebenheit

H. Simon."

In jener Zeit wurde es bedenklich gefunden, wenn ich mit H. Simon correspondirte und deshalb dictirte er gewöhnlich seine Briefe, ohne sich zu unterschreiben, oder Frau Gärtner erzählte mir, was mich interessiren konnte in der allerliebenswürdigsten Weise. — Ebenso correspondirte ich, als die jetzige Frau Loewe nach Amerika gegangen war, mit ihrer Schwester, später Frau von Rappard, die so freundlich war zu schreiben: „Hieran anknüpfend will ich mir gleich die Bitte für mich erlauben, daß Sie mir die Freude machen, mich zuweilen mit Ihren Bedürfnissen irgend welcher Art bekannt zu machen, die Ihnen sonst wohl Louise zu besorgen pflegte, und die Ihnen auch jetzt nicht von Ihrer Frau Gemahlin, wegen ihres Aufenthaltes in Berlin, so schnell als durch mich zugesendet werden können. Ich würde dies als eine Art Vermächtniß von Louisen betrachten, was mich stets angenehm an sie erinnerte." — Diesen Brief, der über Zürich ging, hatte Frau Gärtner, geborne Simon, außerordentlich herzliche Zeilen hinzugefügt, von denen ich nur einige anführe: „Wenn Ihnen aber das Herz einmal recht schwer ist und die Einsamkeit Sie zu tief bedrücken will, dann lassen Sie sich gesagt sein, was Sie ja auch wissen, daß Sie nicht einsam sind, daß treue warme Herzen bei Ihnen und mehr als Sie wissen." —

Eine Sendung, bestehend aus einem reichhaltigen Kasten mit Pastellfarben nebst Zubehör, köstlichen Perry'schen Stahlzeichenfedern, die so hart sind, daß sie wie Glas brechen, wenn sie von mäßiger Höhe hinunterfallen und eine große Kiste voll der schönsten Prünellen, war wie Simon schreibt, „ein Compagniegeschäft" von Fräulein Albertine (nun Frau von Rappard) und ihm und begleitet von liebenswürdigen Briefen, die mir eine sehr große Freude gewährten. Simon schreibt darin unter dem 4. April 1854: „Ein Zustand, wie der Ihrige, werther Herr, kann entweder nur ruiniren, oder sehr bedeutend heben, nämlich in die Stimmung versetzen, in der Ihr Brief v. 19. v. Mts. geschrieben, der Ihre Unabhängigkeit von Ihrem Schicksal darlegt. Einem solchen Manne gegenüber hört der innere Sinn der Strafe auf, und da Ihre offenbar menschenfreundlichen unmittelbaren Vorgesetzten hier mitfühlen, so bauen Sie auf deren Berichterstattung nach oben, die unzweifelhaft von wesentlichem Einfluß.

Ihre Federzeichnung nach Schirmer ist außerordentlich schön und macht einen wahrhaft künstlerischen Gesammteindruck; ich fasse sie unter Glas und Rahmen, als Gefährten zweier früherer Zeichnungen."

„So eben habe ich Ihren Brief noch einmal gelesen. Sie sollten Ihre inneren Erlebnisse, Ihre Gedanken niederschreiben. Oder läßt Ihre übrige Thätigkeit keine Zeit dazu? Wer so wie Sie in die Schachten von Seele und Geist hinabsteigt hat viel zu berichten. Was Sie von dem Weltzusammenhang, und somit von dem Wirken eines Jeden sagen, ist mir aus der Seele gesprochen." —

Der freundliche Verkehr mit Simon und seiner Familie dauerte bis zum Ende meiner Gefangenschaft und auch noch später fort. Diese Briefe, welche alle die herzlichste Theil-

nahme athmeten und durch ihren sonstigen, gediegenen Inhalt sehr tröstend, erfrischend und anregend wirkten, waren meistens von einem Geschenk von allerlei Dingen begleitet, wie sie mir in den letzten Jahren der Gefangenschaft gestattet wurden, wozu hauptsächlich getrocknetes Obst gehörte, namentlich Pflaumen, die Simon immer nicht köstlich genug finden konnte, da ihm nur die schönsten Bordeauxpflaumen für mich genügten. Ebenso erwiesen mir Rappard und seine jetzige Frau sehr viel Freundliches. —

Ich hatte für Simon mein Portrait in Oel gemalt und sandte es ihm mit einem andern kleinen Oelgemälde. Meine Geschenke erregten große Freude und knüpften das freundliche Band noch fester. *)

Nach langem Krieg mit dem Director Fueßlin waren wir endlich zum Verständniß gekommen und ich besiegte meine alte Antipathie. Ich habe seine Geduld allerdings auf die allerhärteste Probe gestellt, und wenn er sich auch manchmal sehr ärgerte, so hat er es mich doch niemals fühlen lassen. Was mich Anfangs an seiner Art und Weise verletzte war verschwunden und er blieb bis zum Ende stets gleich freundlich. Auch die übrigen Beamten, selbst wenn sie mit einer

*) Ich kannte Simon damals nicht persönlich. Als ich im Jahre 1859 mit amerikanischen Freunden eine Reise durch die Schweiz machte und durch Zürich kam, war es natürlich mein Erstes Simon zu besuchen. Als das Dienstmädchen mir öffnete, erkannte sie mich sogleich an dem Portrait, welches in Ihres Herrn Zimmer hing. Ich fand Simon, dessen Bruder, Frau Gärtner und deren Tochter — letztere mit dem ersten Kindchen auf dem Arm und den Gatten Dr. V. aus Chur zur Seite, bei Tische. Letzterer begleitete uns auf den Rütli. Ich brachte nur eine Stunde bei Simon zu, aber wir fanden Gefallen aneinander. Ich hoffte ihn wieder zu sehen und war sehr erschüttert, als ich die Nachricht von seinem so plötzlichen Tode erhielt.

vorgefaßten Meinung gegen mich in das Haus kamen, änderten dieselbe bald. Nur ein einziges Mal während meiner sechsjährigen Anwesenheit im Gefängniß, vergaß sich einer der Beamten, von dem man es am wenigsten hätte erwarten sollen, auf die allergröbste Weise gegen mich. Da er unmittelbar darauf seine Uebereilung bereute und mich bat, den ihn beschämenden Vorfall zu vergessen, so will ich denselben, so charakteristisch, amüsant und verführerisch zur Mittheilung er auch immer sein mag, hier nicht erwähnen. —

Als der Regent auf Veranlassung des Staatsministeriums das Gesuch um Auswanderung abschlug, zu dessen Bewilligung er persönlich geneigt war, soll er den Wunsch ausgesprochen haben, daß mir wenigstens all diejenigen Erleichterungen zu Theil werden möchten, welche sich mit der Art meiner Gefangenschaft vertrügen. Darüber waren aber die Ansichten sehr verschieden, denn wenn auch früher gesagt wurde, daß die Einzelhaft ein Behandeln der Gefangenen nach ihrer Individualität möglich mache, so hatte das doch viele praktische Schwierigkeiten. Die Aufseher schwiegen nicht; theilten andern Gefangenen bewilligte „Begünstigungen" mit und veranlaßten viel stürmische Bitten, wie das ganz natürlich war. Was mir im letzten Jahre gewährt wurde, will ich erwähnen. Es war mir gestattet, den Steinboden meiner Zelle mit einer im Zuchthause angefertigten und von mir bezahlten Strohmatte zu bedecken. Gegen Zahlung von fünfzehn Kreuzern täglich durfte ich zeichnen, malen und schreiben. Ich brauchte nicht mit dem Glockenschlag aufzustehen; ich war von der Schule dispensirt und stillschweigend von dem Besuch der Kirche; auch war man in Bezug auf meine Correspondenz nachsichtig. Ich durfte mir monatlich englische und französische Bücher von Frankfurt senden lassen; deutsche waren verboten, obwohl hin und wieder eine Aus-

nahme gemacht wurde. Ich hatte eine helle, gute Lampe; erhielt statt anderthalb Pfund Schwarzbrod zwölf Loth Weißbrod und zwei Schoppen abgerahmte Milch und täglich sechs Loth Fleisch. Da ich außerordentlich schwach wurde, bewilligte mir der Doctor — wie einigen andern Gefangenen — wöchentlich einen Schoppen Achtkreuzer-Wein, welche Bewilligung aber als zu kostspielig von der Verwaltung gestrichen wurde. Da ich aber beharrlich war, so gelang es mir, die Erlaubniß zu erhalten, mir selbst Wein kommen lassen zu dürfen, und da gegen meine Logik, daß guter Wein medizinisch wirksamer sei als schlechter, nichts einzuwenden war, so trank ich natürlich den besten, obwohl in sehr geringem Maße. Als ich diese Erlaubniß erhielt, sandte mir meine stets besorgte Frau von Berlin augenblicklich eine Flasche des besten Johannisbergers und eine des besten Ruster Ausbruchs. Die Ankunft dieser beiden mit kostbaren vergoldeten Etiketts versehenen Flaschen erregte unter den Beamten eine große höchst spaßhafte Aufregung und ich erhielt den Wein, nachdem die Etiketts abgewaschen worden waren. Später sandte man mir auch Bordeaux und Asmannshäuser in unschuldigen Flaschen, wovon ich in der ganz letzten Zeit täglich einen halben Schoppen trinken durfte. Es war das eine sehr nöthige und äußerst werthvolle Bewilligung, ohne welche mein Körper nicht gesund geblieben sein würde. Ferner wurde mir auch, aus Gesundheitsrücksichten, die Zusendung von trockenem Obst gestattet und ich hatte immer nur zu wehren, daß man mir nicht zu große Delicatessen dieser Art sandte, wozu meine Freunde in der Schweiz sowohl, als meine Frau, wie besonders Frau Fanny Katzenstein in Frankfurt ganz außerordentlich geneigt waren. Letztere verfehlte auch nie, mir zu Weihnachten oder meinem Geburtstage, eine Schachtel mit Blumen zu senden und überhaupt jede

Gelegenheit zu ergreifen, meiner Frau oder mir eine Freude zu machen. Das waren köſtliche Sendungen, die ſehr viel dazu beitrugen, mir meine Gefangenſchaft in der letzten Zeit zu erleichtern. Für die Bezahlung meiner Ausgaben im Gefängniß ſorgte mein alter treuer Freund W. R. in Frankfurt. — Die werthvollſte Bewilligung aber, die mir gemacht wurde, war die Erlaubniß, mir einen Vogel zu halten. Als der Bruder meiner Frau mir ſelbſt einen Canarienvogel überbrachte, war man ſehr im Zweifel, ob man mir denſelben geben ſolle, da man den Vogel in Verdacht hatte, daß er ein Hahn ſei und ſingen werde, was als „gegen den Ernſt des Orts“ für unſchicklich gehalten wurde. Andere Gefangene hatten nur Sperlinge. Genug, der Vogel wurde mir gegeben. Er ſang wunderſchön und wurde bald ſo zahm, daß er ſich auf meine Schulter ſetzte, oder auf den Rand meines Buches, wenn ich las, und ſang. Das arme Thierchen konnte aber die Luftheizung nicht vertragen; es wurde bald krank und der Director ſagte, es habe die „Zuchthausſchwindſucht.“ Es huſtete die ganze Nacht und ſchien von einem innern Feuer verzehrt, denn es ſaß fortwährend im Waſſer um ſich zu kühlen. Endlich ſtarb es. Ich ſchäme mich nicht zu ſagen, daß ich bittere Thränen vergoß, als ich meinen kleinen Freund verlor. Ich packte ihn in Moos, legte ihn in eine Schachtel, und ſandte ihn nach Frankfurt, um ihn dort neben einem treuen Hündchen meiner Frau begraben zu laſſen.

Wenn man keine großen Freuden haben kann, muß man ſo viel als möglich aus kleinen machen und dieſe findet man, wenn man nicht gänzlich im Gemüth verwahrloſt iſt, in jeder Lage. Auch ich fand ſie und zunächſt in den Spielen meiner Phantaſie. Oft überließ ich mich Tagträumen. Ich verſetzte mich in dieſe oder jene Lage; malte mir alle Details der-

selben aus und bei meiner großen Erregbarkeit genoß ich alle Eindrücke der Freude, der Angst, Aufregung und Betrübniß in einer Weise, die nicht gar weit von der Wirklichkeit entfernt war. Daß ich oft Reden hielt und Schlachten focht, versteht sich ganz von selbst.

Ich suchte mich auch auf andere Weise zu unterhalten, und wenn ich auch keine Schachtel mit Nadeln umherstreute, um sie wieder zusammen zu suchen, wie man von Gefangenen erzählt, so gab ich mich doch ähnlichen geistigen Spielereien hin. Unter Anderm bemühte ich mich, die Namen sämmtlicher Kameraden zusammen zu bringen, mit denen ich in Potsdam und Berlin im Cadettenhause gewesen war. Um das zu können, mußte ich mich wieder in die Anstalt versetzen und alle dort erlebten Lagen auffrischen. Es war wunderbar, wie ein Gesicht nach dem andern und zwar mit einer Lebhaftigkeit erschien, daß ich jedes hätte malen können. Ich brachte auch über vierhundert Namen zusammen, was mich für lange Zeit beschäftigte. Oft sprang ich des Nachts aus dem Bette, um den mir einfallenden Namen eines Neuentdeckten mit Kreide auf den Tisch zu schreiben, um ihn am Morgen der Liste hinzuzufügen.

Andere geistige Unterhaltungen waren vernünftigerer Art. Ich stellte mir irgend ein Problem, welches ich mit all seinen Details durch dachte. Manchmal waren es mathematische Aufgaben und einer erinnere ich mich wegen des Schreckens, den ich dem Lehrer damit verursachte. Da Platina schwerer und Kupfer leichter als Gold ist, so muß sich aus einer Mischung beider Metalle eine Münze herstellen lassen, welche bei weit geringerem Werth, Gewicht und Größe eines Goldstückes hat, von dem es, wenn galvanisch vergoldet auch kaum durch den Klang zu unterscheiden sein möchte. Zur Lösung dieser Frage mußte ich nicht allein die Verhält-

niſſe der Zuſammenſetzung und des Gewichtes eines Goldſtückes, ſondern auch die ſpecifiſchen Gewichte der Metalle kennen. Vermittelſt einer Gleichung ließe ſich dann die Frage löſen, die ich dem Lehrer ſtellte: „Welches iſt die geringſte Quantität von Platina, die man Kupfer zuſetzen muß, um ein Goldſtück zu erzielen, das an Größe und Gewicht einem Doppellouisd'or gleich iſt.“ Der Lehrer aber entſetzte ſich, nicht ob der Schwierigkeit der Gleichung, ſondern ob der zuchthäusleriſchen Tendenz derſelben und floh vor mir.

Briefe, die ich von dem Vorſteher einer Kolonie in Südamerika, einem deutſchen Doctor, erhalten hatte, welcher mich gern bei ſich haben wollte, lenkten meine Gedanken auf Einrichtung einer Kolonie nach modifizirten kommuniſtiſchen Grundſätzen. — Ich legte einen Wintergarten im größten Maßſtabe an, den ich ſpäter im Londoner Kryſtallpalaſt aber doch übertroffen fand. Die Verbeſſerung und praktiſche Benutzung der Luftballons beſchäftigte mich lange Zeit. Dann wieder erregten mich die noch in der Kindheit befindliche Photographie, von der ich durch das polytechniſche Journal von Dingler Nachricht erhielt, welches mir ausnahmsweiſe geſtattet wurde. Ich ſchlug ſchon damals alle die Dinge vor, die jetzt ausgeführt werden bis auf die Viſitenkarten und machte Pläne für die Illuſtration von Büchern durch Photographien, ja hatte ſogar die Herausgabe eines ſolchen Buches im Sinn, welches photographiſche Landſchaften aus Amerika enthalten ſollte, — wie man ſie jetzt überall ſieht. Meine Kenntniß der Galvanoplaſtik war für mich eine unerſchöpfliche Fundgrube. Ich fand eine Menge dahin gehörige Dinge und unter anderm die Kunſt, Perlmutter, Schildplatt, Steine u. ſ. w., auf galvaniſchem Wege in Metall einzulegen, eine Erfindung, die mir ſpäter in England und Frankreich patentirt wurde. Dieſe Erfindung

wird noch große Anwendung finden; aber Andere werden die Früchte erndten, da mir das Talent zum Kaufmann ganz und gar abgeht.

Ich las natürlich ungeheuer viel, mußte es aber oft wegen Schwäche aufgeben, da ich zu manchen Zeiten nicht vier bis fünf Seiten lesen konnte, ohne die entsetzlichsten Kopfschmerzen zu bekommen. Ich hatte nie Zeit finden können, Englisch zu lernen; nun hatte ich Zeit im Ueberfluß, und wenn wirklich Zeit Geld ist, so war ich in dieser Beziehung ein Rothschild. Ich studirte also mit aller Geduld Ollendorfs Grammatik und schrieb alle Aufgaben so oft auf eine Schreibtafel, bis ich sie ohne Fehler schreiben konnte. Ich las alle Bücher von Dickens, nebst unendlich viel andern, den ganzen Spectator von Addisson und an dreißig Bände der Household-Words. Dadurch lernte ich die feinsten Nüancen aller englischen Wörter kennen und gerieth fortwährend in Zorn über meinen Dictionair von Kaltschmidt, der so populär ist, aber durch und durch nichts taugt. Der vortreffliche von Dr. Flügel war leider noch nicht erschienen. — Bei Nennung dieses Namens darf ich nicht vergessen einer Freundlichkeit zu erwähnen, die mir von Dr. Flügel zu Theil wurde, der in Leipzig amerikanischer Consul war und den ich im Literaten-Verein nur oberflächlich kennen gelernt hatte. Er suchte nicht allein Erleichterung meiner Gefangenschaft zu erlangen, indem er sich an die ihm bekannten einflußreichen Personen wandte, sondern gab sich unendlich viel Mühe, ein mir werthes, altes Buch wieder zu erlangen, welches ich dem verstorbenen Major Pierer geliehen hatte und von dem sich Flügel erinnerte, daß ich es als die Perle meiner Bibliothek betrachtete. Er erreichte seinen Zweck und sandte das Buch meiner Frau. Das Buch war zwar nur die Reitkunst des Herrn Antoine de Pluvinel und nicht das kostbare Werk

ähnlichen Inhalts des Herzogs von Newcastle, allein die Freundlichkeit bleibt dieselbe.

Ich schrieb auch eine Menge Dinge; zunächst die „Erinnerungen aus meinem Leben"; Bilder aus dem Thierleben; Briefe eines Einsiedlers über alle mögliche Themata; über Militärwissenschaft; über Religion u. s. w. Solche Gegenstände, welches zu scharfes Nachdenken erforderten, waren jedoch nicht im Verhältniß mit der spärlichen Nahrung und der auszehrenden Luftheizung. Dazu kam noch immer das abscheuliche Quinkiliren der wohlfeilen Orgel, die manchmal für Stunden ihren Schreihals nicht schloß. Eine sehr häufig wiederkehrende Passage war mir besonders unangenehm. Diese Stelle erinnerte mich immer an eine ungeschickt fortspringende wildgewordene Kuh, die in ganz kurios abgeschmackter Weise ihren Schwanz schwingt.

Im Sommer war ich meistens in besserer Laune als im Winter und ich freute mich auf die Bewegung in freier Luft — wenn nicht grade Mistjauche gepumpt wurde — und die mancherlei Unterhaltungen, die sich mir in dem „Spazierhofe" boten. Eine Quelle des Amüsements war freilich abgeschnitten worden. Früher waren nämlich die weißen Mauern, zwischen welchen wir einzeln auf- und abliefen, von den Gefangenen benutzt worden, um an ihnen schriftlich und bildlich ihre Gefühle und Gedanken mitzutheilen. Ich hatte da, von einem unorthographischen Spitzbuben angeschrieben, gelesen: „Di Frischarn sin al in Switz mit al di Kanoner uns Mildär." Unter dem nicht geschmeichelten Gemälde eines preußischen Soldaten stand ein eigenthümliches Stoßgebet: „Dübel kum un hol e Wage full son diese Kärls." Ein reumüthiger politischer Gefangener, der sich wahrscheinlich auf die Auswanderung nach Amerika vorbereitete schrieb: „O brison you are a great master!"

— Gelehrte correſpondirten in Latein oder Griechiſch, oder auch nur mit griechiſchen Buchſtaben. Hin und wieder wurden auch Zettelchen über die Mauern der Spazierhöfe geworfen, bis denn endlich durch ſehr große Strenge dieſen al fresco Unterhaltungen ein Ende gemacht wurde.

Man hatte menſchenfreundlicher Weiſe den öden Hof in einen Garten verwandelt, in welchem nicht nur Gemüſe, ſondern auch Blumen gezogen wurden. Es war das ein ſehr glücklicher Gedanke. Ich liebe Blumen ſehr und wenn ich auch nicht ſo ſentimental in dieſer Hinſicht war wie der Gefangene in Picciola, ſo gewährte mir der Anblick durch das eiſerne Gitter vor meinem Spazierhofe, manchen frohen Augenblick. Mehr intereſſirten mich aber die Mäuſe, die ich hin und wieder zwiſchen dem Holze ſpielen ſah und vor allen Dingen die Vögel. Unter dem Dach des Zuchthauſes wohnte ein ganzes Heer von Sperlingen und im Frühjahr konnte man die neu verheiratheten Paare zuſammen auf der Dachrinne ſitzen ſehn. Wo eine andere Röhre abzweigte ſchien die Miethe theuerer zu ſein, denn da ſah man ſtets vornehme, fette Sperlings-Gentlemen unter dem Schatten eines kleinen Semiramisgartens, der ſeine Exiſtenz dem erdigen Stoff verdankte, welches vom Dach herunter geſchwemmt wurde, und wozu die Sperlinge ſelbſt, wahrſcheinlich zufällig die Saat herbeigetragen hatten.

Es war verboten worden, den Sperlingen Brod zu geben; ich kehrte mich aber nie an ſolche Verbote und wenn ich auch noch ſo hungrig war, bekamen ſie doch ſtets die Krume meines Weißbrods, welches ſie ſehr wohl von Schwarzbrod zu unterſcheiden wußten und vorzogen. Sie kannten mich ganz vortrefflich trotz meiner Maske und paßten auf bis ich kam. Kaum hatte ich den Fuß aus der Thüre geſetzt, ſo flogen ſie um mich herum, als könnten ſie die Zeit nicht

erwarten. Hatten ſie mich einmal verpaßt, oder war ihnen über dem Warten die Zeit lang geworden, und ſie ſaßen auf dem Dach, ſo brauchte ich nur mit der Hand zu winken und herunter kam der ganze Schwarm in hungriger Eile. Sie kamen ohne Furcht ganz dicht vor meine Füße und würden noch weit zahmer geworden ſein, wenn nicht einige rohe Gefangene ſtets nach ihnen geworfen oder Verſuche gemacht hätten, ſie zu fangen. Hatten ſie Junge, ſo brachten ſie dieſelben in meinen Hof und die ganze Spatzenfamilie ſaß dicht vor meinen Füßen, die Jungen flatternd, die gelben Schnäbel weit aufgeſperrt, und die Alten mit der eigenthümlichen Spatzenpfiffigkeit zu mir aufblickend und die weichen Krumen aufleſend, womit ſie ohne weitere Vorbereitung ihre Jungen füttern konnten. Meine Sperlinge waren das Wunder aller Aufſeher.

Wir hatten aber nicht nur Sperlinge, ſondern auch Rothſchwänzchen und Bachſtelzen. Die letztern, die ich oft leiſe ſingend auf dem Holze ſitzend belauſchte, hatte ich ganz beſonders gern und ich beobachtete einſt eine von Bachſtelzen aufgeführte kleine Scene, die ich mich nicht enthalten kann zu erzählen. Hätte Shakeſpeare ſie mit angeſehen, er würde den Namen Bachſtelze nie als ein Schimpfwort für den feigen Hausmeiſter gewählt haben, den der brave Kent durchbläute.

Seit längerer Zeit hatte ich ein armes Bachſtelzenhähnchen beobachtet, welches die Hälfte eines Fußes verloren hatte und nicht wie ſeine Kameraden hinter den Inſecten herzulaufen vermochte, ſondern mühſam unter den Rändern der Blumenbeete hinhoppeln mußte, um zu ſehen was es ſo erhaſchen konnte. Dieſer kleine Invalide hatte einen Feind, der ihn überall hin verfolgte. Eines Tages wurde er von demſelben ganz unerwartet angegriffen und mußte ſich, ſo gut er konnte, zum Kampf vorbereiten. Er that dies mit großem Geſchick,

indem er seine Flügel und Schwanz fächerartig ausbreitete und sich an ein Rasenstück anlehnte. Der elende Angreifer stand in der Mitte des Weges, einige Schritte von ihm und avancirte, grade wie ein Fechter, Schritt um Schritt. Er schien bei Weitem stärker, wie mein kleiner Freund, dessen Gefieder rauh war und der krank und schwach aussah. Er that mir leid und ich überlegte, ob ich nicht vermittelst eines Steins die Rolle des Schicksals spielen sollte, als, wie ein Blitzstrahl, ein anderes Bachstelzenmännchen durch die Luft gesaust kam und mit einem Geschrei und einer Wuth, wie ich sie einer Bachstelze nie zugetraut hätte, den feigen Raufbold angriff, ihn augenblicklich in die Flucht schlug und verfolgte. Ich konnte nicht sehn, wie er ihn abstrafte, aber die Vorstellung wie er ihn zaufte, that mir gut. Nach einiger Zeit kam mein tapfrer Ritter zurück und es war hübsch mit anzusehen, wie sorgfältig er um seinen kranken Freund beschäftigt war und wie aufmerksam er untersuchte, ob er Schaden gelitten habe.

Als meine Frau mich im Sommer besuchte, brachte sie mir zwei andere Canarienvögel, ein Pärchen. Sie waren aus einer großen Menge sorgfältig ausgesucht und wunderschön. Das goldgelbe Hähnchen taufte ich „Hans“ und sein Weibchen, welches eine wunderschöne schwarze Krone auf dem Kopf hatte und eine große Schönheit war, nannte ich nach einer hübschen Freundin „Fritzchen.“ Diese zwei Gefährten waren für mich eine Quelle immerwährender Freude und des Trostes. Sie zu beobachten und mich mit ihren kleinen Eigenthümlichkeiten bekannt zu machen, war meine Unterhaltung, die mir nie Langeweile machte, und wenn der finstere Geist die Oberhand über mich gewinnen wollte, trieb ihn stets der Gesang meines kleinen David von dannen. Nun hatte ich Freunde, die ich lieb haben, beobachten, pflegen

und verwöhnen konnte. Welche Freude für mich, als sie anfingen ein Nest zu bauen! Als es vollendet war kamen hübsche kleine Eier und Fritzchen saß auf ihnen, dabei leise singend, was ich noch nie von einem Weibchen gehört hatte und was sie, glaub' ich, nur thun, wenn sie Mutterfreuden erwarten. Hans besichtigte oftmals seinen Schatz und beide saßen auf dem Rand des Nestes, zärtlich schwatzend.

Als ich vernünftigerweise Junge erwarten durfte, sah ich jeden Morgen in das Nest, wenn die Mutter herunter flog, um eine eilige Toilette zu machen, oder ein paar Leckerbissen zu knabbern, welche mein ehrlicher Aufseher Mattheis gebracht hatte. Endlich wurde meine Hoffnung erfüllt und ich sah den kleinen Vogel früher als seine Mutter. Das Ei war grade in der Mitte auseinandergeplatzt, und zwischen den zwei Hälften bewegte sich ein kleines Ding, dessen Kopf größer war als sein Körper. Als die Mutter zum Neste zurückkam, nahm sie eine der beiden Schaalen in ihren Schnabel und flog damit auf den andern Käfig, auf welchem Hänschen saß. Als er die Schaale gesehen hatte, ließ sie dieselbe fallen und beide flogen zusammen zum Neste, wo der Vater mit augenscheinlichem Vergnügen seinen Erstgeborenen betrachtete. Dann wurde ein Weilchen gezwitschert und geschnäbelt und dann nestelte sich Fritzchen sehr glücklich auf ihr Junges und die andern Eier. Kein König konnte mehr Vergnügen haben als ich bei dieser Freude meiner kleinen Freunde.

Wenn die Henne auf dem Nest sitzt und brütet muß sie der Hahn füttern; denn wenn sie nach Futter ausgehen müßte, würden die Eier kalt werden. Dies Füttern scheint sie beide zu amüsiren und wenn sie während ihrer Liebschaft recht zärtlich sind, flattert die Henne immer mit den Flügeln und will gefüttert sein, was ihr Herr und Meister schäkernd

thut. Das Füttern der Jungen ſcheint auch das Geſchäft des Hahns, ſo lange dieſelben im Neſte ſind und Hans ſchob ſein Weibchen oft eifrig bei Seite, wenn ſie einen Theil ſeines Amtes übernehmen wollte.

Hans wurde ſehr zahm und lernte allerlei Kunſtſtücke. Ich legte ihn auf den Rücken und er mußte thun, als ob er todt ſei. Ich konnte ihn an den Flügeln in die Höhe heben, oder an einem, oder an ſeinem Schwanz, oder an den Füßen, ohne daß er ein Lebenszeichen von ſich gab. Sein Köpfchen baumelte loſe herunter und man würde ihn ernſtlich für todt gehalten haben, wenn er nicht ſeine kleinen, ſchwarzen, ſchelmiſchen Augen ſtets offen behalten hätte. Manchmal machte ich eine Rolle von Papier und lud ihn hinein, als ob er eine Kugel und die Rolle eine Piſtole ſei, wie ich das von Taſchenſpielern geſehen hatte. Am Anfang verſuchte er natürlich zu entwiſchen und ich hatte ſtets viel Mühe, ihn wiederzufangen; deshalb befeſtigte ich an ſeinen Fuß einen Riemen von weichem Handſchuhleder, wie der Schuh eines Falken. Als der kleine arme Kerl ſich ſo gefeſſelt ſah, legte er ſich von ſelbſt auf den Rücken und machte ungeheißen all ſeine kleinen Kunſtſtücke. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, ihn wieder zu feſſeln.

Die zwei beſten meiner drei jungen Vögel verlor ich. Sie waren wunderſchön, aber ſehr wild und im Spielen rannten ſie gegen den Käfig und brachen den Hals. Das jüngſte Thierchen, ein Weibchen, war nie in Eile. Sah man durch das Fenſter einen Raubvogel in der Luft und die Alten warnten, ſo flogen ſeine beiden Brüder wie toll aus dem Käfig; aber das kleine geſcheute Ding ſah ſich ſehr ſorgfältig um, ehe es ausflog und „Mäuschen“ reiſte deshalb auch mit mir über die See in die Verbannung.

Fritzchen und Mäuschen flogen einst zusammen zum Fenster hinaus. Es war November und kalt und bereits ziemlich spät am Nachmittag und ich fürchtete sie zu verlieren, besonders da Fritzchen in die Weinberge geflogen war. Die Tochter eines Aufsehers war zufällig dort und fing leicht den Vogel, der die Kälte nicht gewöhnt war; Mäuschen wurde in eine Zelle gelockt. Auch Hans machte einen Ausflug in die Welt; aber der arme Schelm kam übel an. Jeden Sonnabend putzte ich meine Fenster und das war stets ein großes Vergnügen für mich, denn ich stand auf einem Tritt und konnte weit in's Land sehen. Als ich wieder einmal meine Fenster putzte, kam Hans aus seinem Käfig zu mir, flatterte erst ein wenig, erstaunt über die frische Luft, und ehe ich noch das Fenster zuklappen konnte, flog er hinaus und sogleich über das Dach der Anstalt hinweg. Ich war ein paar Stunden lang sehr unglücklich; aber es war Sommer und Hans konnte es wenigstens im Freien aushalten. Ich sollte indessen den Vater meiner kleinen Familie nicht verlieren. Als er in ein oder zwei Stunden genug von der Welt gesehen hatte, setzte er sich auf die äußere Mauer neben einer Schildwache. Der Soldat versuchte ihn mit seinem Helm zuzudecken, was aber mißlang. Der Vogel, der es gewohnt war, gefangen zu werden, flog nicht weg, und als der Soldat es versuchte, ihn mit der Hand zu greifen, gelang es. Es war ein badischer Soldat und als er hörte, daß der Vogel mein sei, lieferte er ihn an den Portier ab, der ihn frei in seiner Stube fliegen ließ. Als der arme Kerl wieder gefangen wurde, um mir gebracht zu werden, muß man es ungeschickt angefangen haben, denn einer seiner Flügel hing herunter und unter demselben war eine Blutblase so dick wie eine kleine Haselnuß.

Als Hans wieder in seinen Käfig kam, sprang Fritzchen ganz vergnügt umher, ohne besondere Notiz von ihm zu nehmen; fing aber an unruhig zu werden, als er wahrscheinlich einige ihrer Fragen nicht beantwortete. Sie betrachtete ihn von allen Seiten, setzte sich endlich dicht neben ihn und hob mit ihrem Schnabel den kranken Flügel in die Höhe, um hinunter zu gucken. Hätte ich es nicht mit eignen Augen gesehen, ich würde dergleichen von einem Vogel nicht geglaubt haben. Nachdem sie gesehen hatte, was dem armen Hans fehle, bemühte sie sich auf die rührendste Weise um ihr krankes Männchen. Sie küßte ihn und zwitscherte leise, und er drehte ihr sein Köpfchen so zärtlich und schmachtend entgegen, wie es etwa ein verwundeter Mann thun würde, den seine Frau zu trösten sucht.

Ich badete den verletzten Flügel den ganzen Tag in kaltem Wasser um Entzündung zu verhindern und am andern Tag nahm unser Chirurg eine Operation mit ihm vor, die zwar sehr schmerzhaft, aber von den besten Folgen war. Ich band den Flügel in die Höhe und nach ein Paar Monaten konnte Hans wieder fliegen, obgleich der linke Flügel herunter hing, so daß Mattheis stets sagte, er trage einen Schleppsäbel.

Im nächsten Jahre bekam ich nur einen jungen Vogel, der „Bübchen" getauft wurde. Ich konnte die Thierchen nur mit der allergrößten Sorgfalt und Pflege am Leben erhalten. Von der trockenen Luft verloren sie trotz alles Badens und kühlenden Futters, wie Aepfel und Kreuzkraut, die Federn und das wurde erst besser, als ich darauf kam, ihnen stets ein Stückchen Speck in den Käfig zu hängen, den sie außerordentlich begierig fraßen. Die größte Plage war aber das Ungeziefer und ich würde nicht einmal den einen jungen Vogel bekommen haben, wenn ich nicht

jeden Tag ein neues Neſt gemacht hätte. — Da ich einſt gehört, daß Bechſtein ein Büchelchen über die „Stubenvögel“ geſchrieben, ſo wandte ich mich um Rath an ihn. Wir hatten immer in freundlichem Verkehr geſtanden und noch 1844 ſchrieb er mir nach einem Beſuch in Leipzig: „Endlich mein lieber und verehrter Freund, gelange ich dazu, Ihnen zu ſchreiben, und nochmals tauſend Dank zu ſagen für alle mir ſo tauſendfach dort erwieſenen Freundlichkeiten und Gefälligkeiten. Möchte ich irgend zu vergelten im Stande ſein!“ — Um dem Herrn Hofrath dazu Gelegenheit zu geben, bat ich ihn um ein Mittel gegen die Vogelläuſe. Ich kann mich nicht enthalten, den Brief abdrucken zu laſſen, da er ſo charakteriſtiſch iſt. Ich hatte Bechſtein zuletzt bei einem Feſt (1847) auf der Wartburg geſehen, zuſammen mit Storch, der mir in das Gefängniß nach Bruchſal geſchrieben und mich damit bekannt gemacht, daß Bechſtein ich weiß nicht welche Orden erhalten habe. Der hofräthliche Brief lautet:

„576. Herrn v. Corvin. Bruchſal.

Seit ich Ihre Mittheilungen über Raſtatt im Morgenblatt las, erfuhr ich nichts von Ihnen, und kannte nicht einmal Ihren Aufenthalt. Ihren Wunſch zweifle ich, erfüllen zu können; Sie verwechſeln mich mit meinem Oheim, der vor einem halben Jahrhundert über die Pflege ꝛc. der Stubenvögel ſchrieb. Ich dichtete dieſes Buch nur in humoriſtiſcher Weiſe und, wenn Sie mein Opus nicht kennen, und Ihnen geſtattet iſt, unverfängliche Bücher wie das meine, in der nur von Vogelfreiheit die Rede iſt, zu empfangen, und Sie wünſchen es, ſo ſende ich Ihnen zur Erheiterung in Ihrer Einſamkeit ein Exemplar.

Ich glaube, Sie irren, wenn Sie neben den gewöhnlichen Vogelläuſen oder Milben auch noch eine unſichtbare Art Milbe annehmen, welche die Flaumfedern wegfreſſen. Dieſer

Federverluſt hat andere Urſachen. Trockene Kälte der Temperatur iſt eine derſelben. Lauliche Bäder befördern das Wachsthum der Federn, eine Erbſe groß ſchwarze Seife in lauem Waſſer aufgelöſt, und in das Bad gemiſcht, (verſteht ſich nicht in das, darin man die Vögel ſich ſelbſt überläßt) vertreibt die Läuſe. Häufiger Wechſel der Springhölzer, die von Hollunderſtäbchen (Sambucus nigra), deren Mark ausgeſtoßen iſt, gemacht werden, iſt ſehr heilſam, denn die Läuſe ziehen ſich hinein, und bilden Colonieen, die ſich ſchneller vermehren, als die aller Hinterwäldler. Endlich in den friſchen, reinen, oft erneuten Sand einige Tropfen Anisöl, von Zeit zu Zeit — iſt eine treffliche Abwehr. Die Läuſe pflegen dann auszuwandern trotz der lieben Deutſchen, denen es daheim zu wohl iſt, indem ſie ſich einreden, es ſei ihnen nicht wohl, und die Kanarienvögel freuen ſich, dieſe Proletarier los zu ſein. Von einer Wirkung der Aristolochia clematitis habe ich nie gehört, d. h. bei Vögeln, allerdings hat die Abkochung der Wurzel reinigende Kräfte; die Roßärzte brauchen dieſelbe zur Reinigung und Heilung unreiner Geſchwüre. Ich weiß nun nicht, ob das, was einem Roß gut thut, auch einem Kanarienvogel frommt, ja ich möchte dies faſt bezweifeln.

Was Ihnen Storch über mich geſchrieben, hat ihm die bitterſte Ironie in die Feder geſagt. Meine Kreuze ſind ihm Dornen. Unſere ſo langjährige Freundſchaft hat ein Ende ſeit 1848, wo ſo viele Freundſchaften durch die unſeligen politiſchen Wirren in die Brüche gingen. Ihm beliebte den Demokraten zu ſpielen, und ich blieb, wie mir geziemt, feſt und unbedingt monarchiſch geſinnt. Da waren wir gleich fertig miteinander. Es thut mir weh, daß es ſo gekommen, zumal er unglücklich iſt, und ich ihn innig liebte. Er iſt ganz taub, und wenn er nach Amerika geht, iſt er ganz ver-

loren. Bei Ihnen ist das ein anderes. Reisen Sie, wenn Sie frei geworden, mit Gott! Sie sind ungleich jünger, haben praktische Kenntnisse, können Farmer, Trapper, Pelzjäger, Schwimmmeister, Turner ꝛc. und am Ende sogar Tanzmeister werden, oder ein Rittergut pachten — (es wird in zehn Jahren in Nord-Amerika Ritter und Barone, in 50 Jahren Fürsten, in 100 Jahren Könige und Kaiser geben). Ich wünsche Glück zu allem was Sie wählen werden.

Autographen sammle ich immer neben andern Dingen noch ein wenig, lasse mich aber auf Tauschverkehr, der nur die Zeit zersplittert, nicht ein, und Herr Consul Flügel läßt sich nicht auf Kauf ein, so ist die Sache flügellahm. Ich kenne der leidenschaftlichen Sammler, die alles geschenkt haben wollen, mehrererere.

Dreißigacker, mein Freund, sitzt während ich dies schreibe, bei mir auf meiner Stube und mustert Bildermappen. Er grüßt Sie freundlichst wieder, und bittet mich, Ihnen zu schreiben, daß Sie auch gelegentlich Ihre liebe Frau von ihm grüßen möchten, was ich denn auch von mir zu thun bitte. D. ist seit einer Reihe von Jahren hier Postmeister, und ein sehr tüchtiger.

Gerstäckers Bekanntschaft habe ich noch nicht machen können. Da wir noch der Eisenbahn entbehren, liegt Coburg sehr weit von hier. Wie es in der Welt hergeht, darf ich Ihnen nicht mittheilen, da Ihnen Zeitungen zu lesen, untersagt ist, obschon ich kein Zeitungsschreiber bin. „Katzenjammer", wie Sie meinen, werden Sie indeß nicht finden, wenn Sie wieder aus Ihrer Klause treten. Da der Rausch ein flüchtiger war, konnte der Katzenjammer nicht lange dauern, und da es noch zu viel kerngesundes Element im deutschen Volke giebt, haben die Purganzen und Aderlässe, welche sehr nothwendig und heilsam waren, nur gut gewirkt.

Auch ſind die Aerzte von damals noch friſch und munter, und ſehr bereit, bei Recidiven die probaten Pulver und Pillen wieder in Anwendung zu bringen, die ſo beruhigend wirkten.

So leben Sie denn wohl, ſo wohl als Ihnen möglich; und wünſche ich dem körperlichen Uebelbefinden, das Sie in Ihrem Briefe klagten, baldige Beſſerung!

Meiningen, 28. November 1854.

Bechſtein."

Ich denke, es iſt wohl überflüſſig, dieſem Apothekerbriefe noch irgend eine Bemerkung hinzuzufügen.

Der gute Gerſtäcker bewährte ſich, wie auch von ihm nicht anders zu erwarten, als ein treuer Freund. Er ſchrieb mir häufig in liebevollſter Weiſe. — Auch von meinem alten Freund Baron von Andlau in London empfing ich hin und wieder Nachricht; ja er beſuchte mich in meinem Gefängniß und ſetzte durch ſeine ungeheure Lebhaftigkeit, welche die meine noch übertrifft, den im Zwiſchenkäfig des Sprechzimmers ſtehenden Oberaufſeher in das lebhafteſte Erſtaunen.

Wenn ich auch oben all' die Erleichterungen meiner Gefangenſchaft erwähnte, die ich in der letzten Zeit derſelben genoß, ſo wurden dieſelben doch häufig unterbrochen und traten überhaupt ſehr nach und nach ein. Im Allgemeinen aber befand ich mich in den letzten Jahren, nachdem ich mit der Hoffnung ziemlich fertig war, heiter und ruhig im Geiſt, und pflegte mit aller nur möglichen Sorgfalt meinen Körper, um nicht zu unterliegen. Ich war ſchwach und elend, allein ich wollte nicht krank werden und legte mich niemals, wohl wiſſend, daß wenn man einmal das Gefühl des Krankſeins recht aufkommen läßt, es damit immer ſchlimmer wird.

Manche, die mich später gesehen und sich darüber gewundert haben, daß mein Aeußeres sich — nachdem ich einige Zeit frei war — so gar nicht verändert, daß mein Haar nicht grau geworden ꝛc. fragten mich, wie ich das angefangen? — Welche geistige Hülfsmittel ich anwandte, habe ich erzählt; deshalb nur ein paar Worte über Körperpflege. Um den so verderblichen, austrocknenden Wirkungen der Luftheizung zu widerstehen, rieb ich während des Winters meinen Körper fast jeden Abend mit feinem Haaröl ein und gebrauchte dasselbe auch reichlich für Haar und Bart. Das hielt die Haut frisch und geschmeidig. Gegen den schändlichen Zug, besonders Nachts im Bette, verwahrte ich mich äußerst sorgfältig. Wenn ich im Winter schlafen ging, sah ich wie ein Berliner Nachtwächter in der Neujahrsnacht aus, und konnte mich nie des Lachens enthalten, wenn ich mich betrachtete. Auf dem Kopf zwei Mützen und ein Tuch; um den Hals einen großen Shawl; um den Leib eine kleine Steppdecke, die mit einem andern Shawl umwickelt wurde. So hielt ich's aus und zu sonstiger Erhaltung der Gesundheit halfen mir das später erlaubte Obst und der Wein.

Schon oft habe ich in diesen Blättern davon geredet, daß ich ein großer Träumer bin und manche Leser werden vielleicht darüber gelacht haben, daß ein Mann, der sich für ziemlich verständig hält, dergleichen „Abgeschmacktheit" einen Werth beilegt. Was Hamlet zum Horatio sagt, will ich nicht wiederholen, weil es schon zu abgedroschen ist. Es ist aber in der That nicht Alles Unsinn, was sogenannte gescheute Leute, die sich besonders auf ihren nüchternen Menschenverstand etwas einbilden, so zu nennen belieben. Wenn man findet, daß die eigenen Erfahrungen und dadurch gewonnenen Ansichten mit denen der allergescheutesten Männer übereinstimmen, welche das Menschengeschlecht aufzuweisen hat,

dann ist man wohl gerechtfertigt, dieselben für mehr als Täuschungen und Einbildungen zu halten. Ein Aufsatz von Arthur Schoppenhauer über „Träume, Geistererscheinungen und was damit zusammen hängt“ und den ich erst nach meiner Freilassung kennen lernte, hat mich auf das Allerlebhafteste überrascht, denn in demselben werden alle meine Wahrnehmungen als längst beobachtete und richtige bezeichnet.

Durch den Hunger, die lange Einsamkeit und andere Einflüsse meiner Zellengefangenschaft wurden meine Nerven auf das Aeußerste gespannt und reizbar, und da mein System schon von vornherein empfänglich war, so bildete sich unter so begünstigenden Umständen mein Traumtalent sehr aus. Ich freute mich stets sehr auf die Nacht, denn während derselben lebte ich ein ganz anderes Leben. Ich lernte in meinen Träumen fremde Menschen und Länder kennen und diese Bekanntschaften blieben nicht isolirt, sondern spannen sich die ganze Zeit hindurch fort. Es war das eine Welt, voll von Poesie und durchweht von reinen, wonnigen Empfindungen. Solche Träume fanden jedoch nur während der Nacht statt; mit dem annahenden Morgen nahmen sie einen ganz andern Charakter und oft den von Visionen und Offenbarungen an, die den Träumen, welche ich früher als solche bezeichnete, in ihrem Charakter und besonders in Bestimmtheit ganz gleich waren. Mit Personen, die mir theuer und besonders geistig verwandt waren, stand ich fortwährend in einer geheimnißvollen Verbindung. Schrieb zum Beispiel meine Frau an mich, so wußte ich es fast immer, selbst wenn ich keinen Brief erwarten konnte; ja ich hatte oft eine Kenntniß des Inhalts. War der Brief flüchtig geschrieben, dann wußte ich gewöhnlich nichts davon; waren aber, wie aus demselben hervorging, die Gedanken der Schreiberin ganz auf mich concentrirt, dann war meine Kenntniß klar.

Es thut mir leid, daß ich diese hellen Träume nicht immer aufschrieb, obwohl ich viele derselben in den Briefen an meine Frau erzählte. Einige derselben will ich anführen.

In den letzten vier Jahren meiner Gefangenschaft sah ich weder jemals ein Zeitungsblatt, noch hörte ich irgend jemals eine politische Nachricht. Den Beamten war es auf das Allerstrengste verboten worden, mir dergleichen mitzutheilen und so kam es denn, daß ich erst im Jahr 1855 etwas von einem Krieg zwischen Rußland, Frankreich und England hörte. Die erste Nachricht von einem Kaiser Napoleon III. erhielt ich durch einen Kalender, in welchem ich ihn mit großer Verwunderung in der Reihe der Monarchen fand. Dessenungeachtet folgte ich doch in meinen Träumen den politischen Ereignissen, obgleich ich keinen Zusammenhang hineinbringen konnte. Ich will nur einige Beispiele geben.

Einst ging ich an einem großen Palast vorüber. Es war in der Dämmerung und man sah festliche Erleuchtung. Von der Küche aus hörte ich den Oberkoch seine Helfer befehligen und Alles war mit den Vorbereitungen zu einer großen Festlichkeit beschäftigt. Ich bin nie in Wien gewesen; allein im Traum wußte ich, daß ich in Wien sei. Zu jener Zeit vermählte sich der Kaiser und an zweihundert politische Gefangene wurden begnadigt.

In einer andern Nacht war ich in Petersburg. Auf einem großen, freien Platz sah ich Rekruten exerciren und überall Kriegsvorbereitungen machen. Es war dies zur Zeit, als der russische Krieg begann.

Einst führte mich der Traumgott in eine östliche Gegend. Ich befand mich in dem niedrigen, ersten Stockwerk eines hölzernen Hauses, dessen kleiner Hof von einem Bretterzaun umgeben war. Vom Fenster aus sah ich zu meinem Er-

ſtaunen, rothröckige, engliſche Soldaten in einer Tirailleur-linie vorrücken. Ich hörte und ſah ihre Schüſſe; konnte aber den Feind nicht erblicken, da der ſanft abgeflachte Rücken eines Hügels die Ausſicht hinderte. Die Engländer machten eine Bewegung und verſchwanden hinter dem Hügel. Auf ihrem linken Flügel jedoch, zunächſt dem Gebäude, in welchem ich mich befand, ſah ich nun eine geſchloſſene, merkwürdig ausſehende Bataillonscolonne vorrücken, deren Anblick mir am andern Morgen viel zu ſchaffen machte, da ich durchaus nicht wußte, was ich aus ihr machen ſollte; denn die Soldaten ſahen aus wie Orientalen, hielten aber doch die beſte occidentaliſche Ordnung. Dieſe Colonne avancirte, wie die Chaſſeurs d'Afrique, in einem regelmäßigen Trab und begleitete ihren Schritt mit einem grunzenden, tiefen Laut, der einen eigenthümlich ſchrecklichen Eindruck machte. Am nächſten Morgen dachte ich, ich ſei in Indien geweſen und habe die Engländer im Kriege mit einem der dortigen Völker geſehen, aber dieſe orientaliſch gekleideten Truppen fochten auf derſelben Seite wie die Engländer! Wahrſcheinlich ſah ich ein Bataillon Zouaven, von denen ich damals noch nichts wußte.

Sehr oft war ich in den Laufgräben vor einer belagerten Feſtung und ſah Truppen marſchiren, angreifen, Kanonen aufpflanzen, Bomben fliegen ꝛc. Es war das 1855, und ich quälte einen der mich beſuchenden Beamten mit Fragen, was für ein Krieg und welche Feſtung belagert ſei. Daß eine Feſtung belagert ſei geſtand er ein, ließ mich dann aber rathen, ohne mir die Wahrheit zu ſagen.

Während der letzten vier Jahre blieb ich in derſelben Zelle und hatte faſt ebenſo lange denſelben Aufſeher, meinen guten und braven Sebaſtian Mattheis. Es ſpricht doch für die Menſchheit, daß man faſt keine Gefangenengeſchichte lieſt,

in welcher nicht ein guter Kerkermeister vorkäme. Der meinige war ein sehr ehrlicher Mann, dessen Zartgefühl und Takt manchem Ministerialrath zu wünschen sein möchte. Sein Vater war durch fallende Steine in einem Bruch schwer verletzt worden und gestorben; er selbst hatte ebenfalls im Steinbruch hart gearbeitet, und da er dies oft in der Sonnenhitze mit bedecktem Kopfe gethan, so hatte er fast alle seine Haare eingebüßt, obwohl er noch jung war. Sein Vater hinterließ ihm einen kleinen Bauernhof in der Nähe des Neckars, wo er lebte, bis er Soldat werden mußte. Er hatte die Korbmacherkunst gelernt; aber die Kartoffelkrankheit hatte ihn zu weit zurückgebracht und er fand es schwer, sich und seine Familie zu ernähren. Deshalb bewarb er sich also um eine Aufseherstelle im Zellengefängniß.

Da ich es gewohnt bin, Menschen zu beobachten, so studirte ich denn meinen guten Mattheis con amore und lernte ihn endlich so auswendig, daß er nicht einmal seine Gedanken vor mir verbergen konnte. Oft amüsirte ich mich damit, ihm seine geheimen Wünsche zu offenbaren, was ihn dann nicht wenig in Erstaunen setzte. Er war für mich durchsichtig wie Glas; aber er konnte es aushalten durch und durch gesehen zu werden, denn es war nichts Falsches oder Böses in ihm und seine kleinen Eigenthümlichkeiten unterhielten mich. — Ich habe ihm nie etwas Unerlaubtes zugemuthet, wie ich das überhaupt seit Langem aufgegeben hatte, und erst als mir der Director — schriftlich — mein Ehrenwort zurückgab, correspondirte ich wieder heimlich mit meiner Frau in Citronensaft in Briefen, die durch die Hände des Directors gingen und mit seinem Namenszug bezeichnet sind. —

Alle Sonnabend Morgen ging ich mit einer gewissen Feierlichkeit, den Bleistift in der Hand, an den in der Zelle

hängenden Wandkalender und ſtrich mit einem erleichternden Seufzer die Woche durch. Der Moment des Umkehrens des Kalenders war natürlich noch feierlicher. Endlich hatte ich dieſes Experiment oft genug wiederholt und es blieb nur noch ein Monat von meiner Einzelhaft, als die Gerüchte von unſerer Freilaſſung immer mehr Halt gewannen. Die „Begnadigung“ wurde am Geburtstage des Regenten, am 9. September, ganz beſtimmt erwartet und der gute Dr. Kuſel hatte es meiner Frau geſchrieben. Sie hatte bereits zur Abreiſe gepackt, als er ihr eine telegraphiſche Depeſche nach Berlin ſchickte, welche ſie vorläufig noch dort zurückhielt. —

Viertes Capitel.

Freiheit! — Erſte Eindrücke. — Schwierigkeit im Reden und Hören. — Das Mittageſſen. — Abſchied von Mattheis. — Nach Frankfurt. — Gefährliche regung. — Ich werde der Zeit angepaßt. — Meine Freunde die Philiſter. — Finger Hinkelbey's. — Männliche Faſſung. — Meiner Mutter Tod. — M Vaters Tod. — Erfreuliche Lage. — Finanzen. — Literariſche Täuſchunge Meine „Brandſchrift." — „Intereſſant" aber gefährlich. — Gerſtäcker. — G. Ki — Leben in Soden. — Ein edler Ungar. — Reiſe nach Amſterdam. — Die milie Binger. — Reiſe nach London.

Am zweiten Oktober Vormittags war ich mit e Federzeichnung beſchäftigt, als der Director in meine Z trat und mir ankündigte, daß ich frei und meine Frau Bruchſal ſei. An demſelben Tage vor ſechs Jahren h ich das Zellengefängniß betreten. Da ich meine Freiheit wartete, ſo war ich nicht überraſcht und meine Freude ni weniger als ſtürmiſch; ich hatte zu lange darauf gewa und ſo viele zerſtörte Hoffnungen hatten mich faſt unfä gemacht, mich zu freuen. Ich packte ſogleich meine Sa und wurde in ein Zimmer gebracht, wo ich dieſelben K dungsſtücke vorfand, die mir abgenommen worden wa Es war mir als hätte ich dieſe Kleider nur um ein Bad nehmen abgelegt. Daß das Bad aber ſechs Jahre geda hatte, fiel mir in dem Augenblick nicht auf; die Zeit Gefangenſchaft ſchrumpfte merkwürdig zuſammen. Als

fertig war, kam der Director und ließ mich etwas unterschreiben, was er mich nicht lesen lassen wollte. Er sagte, es sei nur eine Form und mir war es ganz gleichgültig. Dann kündigte er mir an, daß ich nicht nach Baden kommen dürfe, bei Androhung den Rest meiner Strafe — acht Monat Zellengefängniß gleich dem zehnten Jahr der mir zuerkannten Zuchthausstrafe — erstehen zu müssen. Das war mir auch gleichgültig, denn ich hatte einen gründlichen Ekel an Baden.

Ich empfing nun noch ein Zeugniß meines Wohlverhaltens — in welchem ich unbegreiflicherweise Paul getauft bin und welches in meinem Zuchthaus-Album aufgehoben ist, und wurde dann meiner mit einem Wagen wartenden Frau übergeben.

Da standen wir uns denn einander gegenüber nach sechs Jahren, während welcher wir Beide mit aller möglichen Kunst und Ueberlegung gefoltert worden waren. Trauer, nicht Freude war unser erstes Gefühl, und in den nächsten Augenblicken waren wir Beide bitter und gereizt. Erst als der Wagen über die Grenze des Zuchthauses hinausrollte und ich wieder grüne Bäume und Felder und geschäftige und fröhliche Menschen auf der Straße sah, als ich ihre heitern Stimmen hörte, von denen mich die langentbehrten der Weiber und Kinder am meisten ergriffen, da wich der Zuchthausalp von meiner Brust, ich athmete hoch auf und die im Herzen zusammengedrückt und welk hinsiechenden Freudenblumen fingen an ihre Häupter zu erheben, wie wenn in der Natur der Frühling eingeläutet wird. Allmählig kam ich zum Bewußtsein; ein voller heller Glockenton, der zum Jubelgeläut anschwoll, durchzitterte mein Inneres und Freiheit! Freiheit! rief es in mir erst halb fragend, dann immer sicherer, lauter und jubelnder. —

Im Gasthofe zur Post empfing uns die freundliche Wirthin. Sie hatte uns das beste Zimmer gegeben und mitten auf dem Tisch prangte, als ein Geschenk von ihr, der schönste Blumenstrauß, der in Bruchsal zu haben war. —

Die Kinderstimmen, die von der Straße heraufschallten, der Anblick ihrer unschuldigen, frischen Gesichter zogen mich mächtig an. Diese Kinder waren geboren während ich im Grabe lag; sie hatten keine Ahnung davon, daß wir für sie gekämpft und gelitten hatten, daß sie die Früchte der Freiheitssaat mit genießen würden, die mit dem Blute der edeln Märtyrer von 1848 und 1849 eingesäet wurde. Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, eines dieser Kinder zu herzen und zu küssen und man brachte mir eins herauf, welches mit großen, blauen Augen verwundert auf das bewegte, bleiche Gesicht des Mannes schaute, der es an seine Brust drückte.

Da ich seit so langer Zeit nur Männergesichter gesehen hatte, erschienen mir die Frauen und Mädchen, selbst die Häßlichen, alle hübsch und vor allen Dingen ganz auffallend gesund aussehend.

Der gute Dr. Kusel besuchte mich. Mit Erstaunen hörte ich von ihm, welche große Veränderungen in Europa seit meiner Abwesenheit vorgegangen waren. Ich überstürmte ihn mit Fragen und überlegte mit ihm, was am besten für mich zu thun sei. Ich sprach mit ungeheurer Lebhaftigkeit, die noch lange anhielt und meine Freunde erschreckte, denn sie war in der That beunruhigend. Des vielen Sprechens ungewöhnt, fühlte ich davon einen eigenthümlichen Schmerz im Halse und meine Zunge wurde wund. Auch ward es mir schwer zu hören, oder vielmehr zu verstehen, was sich jedoch in einigen Tagen besserte. Ich dankte dem braven Dr. Kusel nochmals herzlich für die uninteressirte, menschen-

freundliche Theilnahme, welche er mir und meiner Frau während all dieſer Jahre erzeigt, konnte aber nicht halb ausdrücken, was ich wirklich fühlte. — Dr. Kuſel iſt ein Iſraelit, wie die meiſten derjenigen Perſonen, welche mir und meiner Frau die meiſte und herzlichſte Theilnahme und Hülfe erwieſen. Es iſt dies kein Wunder. Die Juden haben ſo lange unter ungerechtem Druck gelitten und das hat ihre Herzen beſonders theilnehmend für Unglückliche und Verfolgte gemacht. Theilnehmend und hülfreich fand ich ſie überall, in Baden, in Frankfurt, in Berlin, in Hamburg, in Amſterdam und in London.

Wir beſchloſſen, nicht ſogleich nach Frankfurt zu reiſen, ſondern die Nacht in Bruchſal zu bleiben. Gern hätte ich einen Spaziergang gemacht, um mein Gefängniß von Außen zu betrachten; allein ich fürchtete, daß der Director Unannehmlichkeiten davon haben möchte, da ich eigentlich ſogleich hätte abreiſen ſollen und unterließ es daher. Ich ging aber in den Garten hinter dem Gaſthauſe, mich ein wenig zu ſammeln und an die Freiheit zu gewöhnen.

Meine Frau und ich waren uns während der ſechs Jahre gewiſſermaßen fremd geworden. Wir Beide hatten manche andere Gewohnheiten angenommen und mußten uns erſt wieder aneinander gewöhnen. Ihre Verlegenheit, ſich wieder allein mit einem Manne in einem Zimmer zu ſehen, war rührend und komiſch. Dabei hatte die Nothwendigkeit ſie ſehr unabhängig gemacht. Was ich ſonſt beſorgte, that ſie; ſie arrangirte Alles im Gaſthofe und auf der Reiſe und mit einer Beſtimmtheit und Ordnung, die mich in Erſtaunen ſetzte. Sie war mein Schützer und Begleiter und ich nicht der ihrige.

Meine Ausrufe der Verwunderung und der Freude rührten und unterhielten ſie; denn jeden Gegenſtand, den ich

in dem Zimmer und auf dem gedeckten Mittagstisch sah, begrüßte ich als meine alten Bekannte. Es erschien mir Alles äußerst elegant und luxuriös. Da waren Teller, Messer und Gabeln und Gläser. Statt eines Tellers hatte ich für mein Fleisch ein kleines Brettchen benutzt, welches ich zum Andenken aufhob, und als Gabel benutzte ich eine große Nadel, die ich von meiner Litzenschuhmacherei in der Zelle behalten hatte — ein Paar Schuh, welche ich gemacht, hatte ich meiner Frau geschickt und sie werden ebenfalls als Andenken aufbewahrt; — statt eines Trinkglases gebrauchte ich ein überzähliges Vogelgläschen. Ein Tischtuch und eine Serviette erfüllten mich mit einer Art Ehrfurcht und den Gebrauch von Messer und Gabel hatte ich beinahe verlernt und stellte mich überhaupt beim Essen ziemlich ungeschickt und wie meine Frau meinte „barbarisch“ an. —

Die Wirthin sandte ein treffliches Diner auf das Zimmer und meine Frau warnte mich, zuerst nicht so viel zu essen; aber ich lachte, und mit dem Hunger eines Wolfes verzehrte ich Alles was aufgetragen wurde bis auf das letzte Stück des Desserts und trank eine Flasche Wein dazu, ohne daß es mich im Geringsten incommodirte. Der Kaffee und die Cigarre nach Tisch waren köstlich.

Am Nachmittag kam mein ehrlicher Mattheis um Abschied von mir zu nehmen. Dem braven Manne standen die Thränen in den Augen. Er hatte sich so an mich gewöhnt und sagte betrübt, daß er mich sehr vermissen und gewiß alle Morgen aus alter Gewohnheit in meine Zelle kommen werde. Ich kannte alle seine Verhältnisse und häuslichen Sorgen und war immer sein Rathgeber gewesen, wie überhaupt der Beichtvater einer Menge von Aufsehern im Hause, die manchmal heimlich in meine Zelle kamen, obwohl

das bei schwerer Geldstrafe verboten war, um mich in ihren Verlegenheiten um Rath zu fragen. —

Am andern Morgen reisten wir nach Frankfurt ab. Die Reise war außerordentlich ermüdend. Da der Regent von Berlin erwartet wurde, so waren alle Bahnhöfe roth und gelb und schwarz und weiß bewimpelt, und überall sah man eine Menge von Menschen, denen mein Leichengesicht auffiel. Meine Vögelchen begleiteten mich natürlich und die Zellengebornen schienen höchlich erstaunt über die Menge von Menschen, welche sie sahen. — In Folge des Aufenthaltes, den wir auf allen Hauptstationen in Baden fanden und weil wir einige Stunden in Heidelberg warten mußten, kamen wir erst gegen Abend bei meinem Schwager Don Carlos an, bei dem wir einige Wochen bleiben wollten. Mein Aeußeres muß sehr auffallend gewesen sein, denn ein Dienstmädchen, welches zur Zeit meiner Brautschaft im Hause meiner Schwiegereltern gewesen war, war so ergriffen bei meinem Anblick, daß sie entsetzt fortstürzte, sich in der Küche auf den Boden warf und laut weinte.

Meine Aufregung, anstatt sich zu legen, wuchs von Stunde zu Stunde. Ich mußte natürlich erzählen und das trug nicht dazu bei, mich zu beruhigen. Als ich am andern Morgen meinen Freund W. R. sah, ergriff mich das Wiedersehen so sehr, daß ich an seine Brust sank und wie ein Kind schluchzte. Auf der Straße begegnete ich einem andern alten Freunde, einem Arzt. Er betrachtete mich aufmerksam und rieth mir sehr dringend, jede heftige Aufregung zu vermeiden und besonders nicht in's Theater zu gehen; bei der ungeheuren Anspannung meiner Nerven könne eine einzige heftige Aufregung hervorbringen, was sechs Jahre Einzelhaft nicht vermocht hätten, nämlich Wahnsinn.

Die erste Sorge meiner Frau war nun, mich wenigstens äußerlich in einen Menschen zu verwandeln, der mit der Zahmheit von achtzehnhundert fünf und fünfzig harmonirte, denn mein dunkler Mantel mit schwarz-roth-goldnen Schnüren, den ich sonst über der Uniform getragen, schmeckte doch zu sehr nach der Zeit der „Anarchie“ und beleidigte die Augen und Herzen der Philister. O diese lieben Philister, wie oft hatte mich der Gedanke an sie in meiner Einsamkeit erheitert und die erste Composition, die ich jemals machte, stellte eine Gruppe derselben dar. Da sitzen sie alle vor ihrem Glase Bier oder Schoppen, der A-B-C- und der Dmeier, die Haupthähne aus dem Kasino von Wuzenwinkel und der Stadtrath Wehmeier ist auch dabei, alle noch aus der „guten, alten“ vorcigarrlichen Zeit, wo man mit langer Pfeife und Tabacksbeutel in's Kasino stieg und „liberal“ war. Ihr wolltet den Rhein durchaus nicht fahren lassen und schwärmtet dann für Schleswig-Holstein stammverwandt. Dann — Gott verzeih' euch die Sünde! — wurdet ihr beinahe Demokraten, spracht sehr despectirlich von einem gewissen Prinzen und war't Parlamentsfanatiker. Dann begeistertet ihr euch wieder für die Herstellung der Ordnung und „hattet es gleich gesagt,“ und meine schwarz-roth-goldnen Schnüre waren euch natürlich ein Gräuel. Eure Butterherzen versagten meinem bleichen Gesichte die Theilnahme nicht, ja ihr hattet rechtes Mitleiden mit mir, besonders als ihr hörtet, daß ich sechs Jahre lang nicht rauchen durfte, und wenn ich euch begegnete, lächeltet ihr überaus freundlich und schütteltet mir auffallend herzlich die Hände, während ihr verlegen und ängstlich umher blicktet, ob es auch Niemand bemerke und innerlich darüber geärgert war't, und den Grund davon nicht begreifen wolltet, daß ich mein Haupt so stolz trug,

obwohl ich im Zuchthause gewesen, und daß ich mich über meine triumphirenden Freunde so lustig machte!

Als ich am Tage nach meiner Ankunft in Frankfurt zu einem Friseur ging, spazierten zwei Herren vor dem Hause desselben auf und ab, die eintraten als ich es verlassen hatte. Sie examinirten den Haarkünstler sehr sorgfältig über Alles was ich geredet. Es waren zwei Herren, die zu der preußischen Gesandtschaft in gewissen Beziehungen standen. Bald wurde denn auch die Frankfurter Polizei mit dringenden preußischen Verwunderungen über meine Anwesenheit behelligt, von der sie eine Zeit lang keine Notiz nahm, da ich es für gut gefunden hatte, mich nicht anzumelden. Endlich wurde ich aber citirt; mein Schwager mit einer kleinen Ordnungsstrafe belegt und mir der Aufenthalt verweigert, obwohl nicht der Besuch von Frankfurt untersagt. Ueberhaupt war die Frankfurter Polizei nicht zur Strenge geneigt und wich nur dem von Berlin ausgeübten Druck. Hinkelbey hatte mit geheimem Aerger, der sich übrigens deutlich genug in seinen Zügen malte, in mein lachendes, durchaus nicht bußfertiges Gesicht gesehen und Herr von Jagemann pflegte stets sich zu „freuen," daß ich „noch immer meine männliche Fassung behaupte." „Ei, Herr von Jagemann," antwortete ich ihm lachend „wie können Sie sich darüber wundern, daß ich gefaßt bin, Sie haben ja selbst diese Anstalt für männliche Fassung gebaut." Nach seinem Besuch machte ich eine Federzeichnung, mich selbst in der Zelle mit meinen Vögelchen darstellend, mit der Unterschrift: „Ein in Rastatt gefaßter Solitair."

Wir beschlossen also einstweilen trotz des vor uns liegenden Winters, nach Soden zu gehen, wo unsere liebe Freundin Emilie Winkler ein Haus besaß. Zu meinen Eltern konnten wir nicht gehen, denn beide waren todt. Die Mutter

war ſchon vor einigen Jahren geſtorben; aber man hatte es mir verhehlt und ihr Nichtſchreiben mit der Gicht im rechten Arm entſchuldigt. Mein Stiefvater hatte nach ihrem Tode ſeinen Abſchied genommen, lebte von ſeiner Penſion und dem Händedruck des Königs, der, wenn er den Dichter des Preußenliedes ſah, nie verfehlte ihm die Hand zu reichen und freundlich zu ſagen: „Wie geht's Tierſch", was von ſpaßhaften Leuten in „Wie geht Dir's" verdreht und bis zum Ekel im Kaſino abgehandelt wurde. Dazu trank mein Stiefvater guten Rheinwein und zog an den Rhein, um denſelben beſſer zu genießen. Einſt, nachdem er ſeine zwei Flaſchen am Abend ausgenippt hatte, legte er ſich im Gaſthofe, wo er wohnte, zu Bett und „als er am andern Morgen aufwachte war er todt." Er lag augenſcheinlich wie er eingeſchlafen war, und da ihm die bloße Erwähnung des Wortes Tod ebenſo unangenehm war wie dem Miniſter Kaunitz, ſo konnte ihm nichts Glücklicheres begegnen, als ſolch ein Ende.

Wir waren ganz entſetzlich arm. Als ich 1847 nach Paris ging, war ich auf dem beſten Wege, alles durch die Glyphographie Verlorne wieder einzubringen; die hereinbrechende Revolution ſtürzte Alles über den Haufen. Die Theilnahme an den Ereigniſſen von 1848 in Baden, deſſen Regierung mich ſteckbrieflich verfolgte, verhinderte mich nach Gotha zurückzukehren. Was man da fand, wurde verkauft und mit Mühe rettete meine Frau einen Theil ihrer Sachen. Während meiner Gefangenſchaft ſtarb meine Tante Arnim und ein Vetter von mir ſandte mir die Abſchrift ihres Teſtaments. Das Vermögen ging zwar größtentheils an die Frauen unſerer Familie, allein ich und ein paar Vettern waren an einem Kapital betheiligt. Die Zuchthausverwaltung nahm Einſicht von dieſem Teſtament und machte Bericht.

In Folge dessen wurde mein Name mit in einen Prozeß eingeschlossen, den die „Generalstaatskasse“ gegen diejenigen Theilnehmer an der badischen Revolution führte, welche Vermögen hatten. Mir ward aufgegeben vor Gericht zu erscheinen, aber nicht gestattet dem Folge zu leisten. Ich konnte mich also nicht vertheidigen und es wurde unter dem 14. Juni 1851 wegen Versäumniß „zu Recht erkannt, der Beklagte sei schuldig, den dem Gr. Fiscus durch die Revolution erwachsenen Schaden, in noch festzusetzendem Betrage, sammtverbindlich mit den übrigen Theilnehmern — (die man nämlich hatte und die was hatten) — zu ersetzen und habe die Kosten dieses Verfahrens zu tragen.“

Während meiner Gefangenschaft hatten einige nicht dazu autorisirte Personen angefangen, für meine Frau Geld zu sammeln, von dem dieselbe jedoch für sich nichts annahm. Sie that dies nicht aus Hochmuth, sondern weil die Leute, die solche Unterstützungen gaben, nicht allein damit eine Art Recht der Controle über die Handlungen des Unterstützten beanspruchten, sondern auch überhaupt in oft sehr unzarter Weise verfuhren. Außerdem widerstand es auch meiner Frau, sich von einer Partei unterstützen zu lassen, die solche Hülfe nicht sowohl als die Zahlung einer Ehrenschuld, sondern beinahe als ein Almosen betrachteten und ferner ruhig duldeten, daß Einige aus ihrer Mitte meinen Namen besudelten, obgleich ich härter wie die Meisten für die Sache litt und duldete, die ich verrathen haben sollte.

Meine Frau hatte es möglich gemacht, zwanzig Louis'dor zu ersparen; das war Alles, was wir auf der Welt besaßen, als ich das Gefängniß verließ und da so Vieles neu angeschafft werden mußte, so reichte das Geld nicht weit. Ich war aber unbesorgt, denn ich hatte im Gefängniß einen solchen Ueberfluß an Stoff gesammelt, daß ich als Schrift-

steller bald Geld genug zu verdienen hoffte. Ich schrieb also gleich an einige Redaktionen. Ein sehr tüchtiger Freund in Leipzig antwortete mir auf die herzlichste Weise und erbat sich für sein Blatt eine unterhaltende und belehrende Schilderung des Gefängnisses und der Gefangenen unter dem Titel „Ein Besuch in Bruchsal." — Ich schrieb den Artikel einige Tage nach meiner Freilassung, natürlich mit ingrimmigem Humor, von der Art, die Einem den Athem versetzt. Unterm 12. November 1855 erhielt ich folgende Antwort:

„Aber um Gotteswillen, Verehrtester, wie können und konnten Sie glauben, daß bei den bestehenden Verhältnissen und Preßgesetzen ich auch nur ein Wort Ihres „Besuchs in Bruchsal" zu veröffentlichen wagen darf? Wie haben Sie annehmen können, daß eine Sprache, die kaum Ende 49 noch ungestraft in der Presse geführt werden konnte, jetzt noch der strengsten polizeilichen Ahndung entgehen würde, in Sachsen, wo vor Kurzem der zahme Dorfbabier deshalb zu 3 Wochen Gefängniß verurtheilt wurde, weil er die durch gesetzgebende Kammern vertriebene Königin Christina von Spanien nur eine „intriguante Frau" genannt? — — Ich traute meinen Augen kaum, als ich Ihre Brandschrift las und gab sie *** zur Begutachtung, der mir ganz einfach antwortete, er würde mich für wahnsinnig halten, wenn ich den Artikel druckte. In welcher Welt leben Sie nur, Verehrtester?" — Ich war damals sehr empört; allein sah bald ein, daß ich dem Schreiber der obigen Zeilen in Gedanken sehr Unrecht gethan hatte. Meine Erfahrungen mit andern Blättern waren nicht viel erquickender. Alle fanden meine Artikel „sehr interessant" — aber schauderhaft gefährlich. Ich habe verschiedene solcher Briefe vor mir liegen und muß beim Lesen derselben oftmals laut auflachen. Die „Hausblätter" waren das einzige Journal, welches es wagte, meinen Namen wieder vor das Publikum

zu bringen; kein Buchhändler hatte den Muth, die Erinnerungen aus meinem Leben zu unternehmen. — Ja sogar meine unschuldigen Erzählungen aus dem Kadettenhaus, wie sie nun im ersten Bande enthalten sind, wurden aus Furcht, Anstoß zu geben, zuerst abgelehnt! Alles Das hatte ich nicht erwartet und damit starben meine Hoffnungen, mich in Deutschland als Schriftsteller zu ernähren, denn wenn es mir auch meine Freunde nicht an gutem Rath fehlen ließen mich zu mäßigen, so war es mir doch absolut unmöglich, plötzlich so zahm zu werden wie die andern Leute.

Freund Gerstäcker schrieb mir:

Hinteriß in Tyrol, 17. Oktb. 55.

„Mein lieber guter Corvin.

Den herzlichsten Glückwunsch Ihrer endlich gewonnenen Freiheit. Sie glauben nicht, wie ich mich darüber gefreut habe. Ihren Brief erhielt ich oben auf dem Pirschhaus auf der Alm in den Tyroler Alpen, wo ich mit dem Herzog von Coburg und Mr. Barner, den Sie auch wohl kennen, kampire und eben von der Jagd mit einem erlegten jungen Gemsbock zurückkehrte.

Schonen Sie sich nur recht in der ersten Zeit und trauen Sie sich nicht zu viel gleich zu, denn der erste Genuß der Freiheit könnte Ihnen sonst mehr schaden, als es die jahrelange schwere Haft gethan. Sie wissen, daß das Wild oft den schwersten Winter glücklich überdauert und im Frühjahr beim vollen Genuß des grünen Futters eingeht. Lassen Sie sich das als alter Jäger eine Warnung sein. Wenn Ihr Geist auch nicht gelitten hat, der stärkste Körper muß darunter leiden. Daß Ihre arme Frau geistig so angegriffen ist, erklärt sich leicht — sie hat mehr ertragen als Sie, und Sie werden ihr in Ihrem ganzen Leben nicht genug danken

können. Sie hat sich musterhaft betragen und die Bewunderung und Achtung aller Derer im höchsten Grade erworben, die näher kennen lernten, was sie eigentlich gethan und wie sie es gethan. Ich habe dem Herzog gesagt, daß ich einen Brief von Ihnen bekommen hätte und daß Sie frei wären. Er freute sich darüber und trägt Ihnen keinen Groll mehr nach. — — Was nun Ihr Buch anbetrifft, so bin ich fest überzeugt, daß jeder Buchhändler gute Geschäfte damit machen würde ꝛc. — — Doch jetzt ade mein lieber guter Corvin, grüßen Sie mir Ihre liebe Frau recht herzlich; wie innigen Antheil ich an Ihrem beiderseitigen Schicksal nehme, wissen Sie ja überdies. Auch Ihre lieben Verwandten grüßen Sie mir auf das Freundlichste und gedenken Sie mit der alten Liebe manchmal

Ihres Ihnen treu ergebenen
Friedr. Gerstäcker."

Wir Deutschen haben über England und besonders London merkwürdig kuriose Begriffe, die das Resultat von Urtheilen sind, welche von Personen gefällt wurden, die sich einige Zeit dort aufhielten und ihre ersten Eindrücke schilderten. Ich hatte gehört und geglaubt, daß meine Federzeichnungen in London sehr gut verkauft werden könnten, und als ein junger Freund von Frankfurt nach London reiste, vertraute ich ihm eine Mappe derselben nebst einem Briefe an Kinkel an. Anfangs 1856 erhielt ich von diesem folgende Antwort:

6 Eastbourne Terrace, Paddington, London.
Jan. 2. 1856.

„Lieber Freund!

Es ist jetzt 4 Wochen, daß ich von Ihnen die Mappe mit Zeichnungen erhielt, begleitet von einer Visitenkarte mit dem Namen K....n. Die Mappe war offen, der Brief,

vom 29. Oktbr. datirt, ebenfalls offen darin, und ein deutscher Lohnbedienter brachte sie mir aus einem der deutschen Gasthöfe in Finsbury Square. Die Frist, „wenn Sie mir vor Mitte November schreiben," war längst vorüber; der Freund, an welchen ich die Zeichnungen abgeben sollte, damals meines Wissens nicht in London. Die Mappe enthielt 33 Zeichnungen incl. der gemalten Blumen, aber kein Preisververzeichniß. Ich habe sie sogleich verpackt, und die Zeichnungen sind alle unbeschädigt.

Unter den damals obwaltenden Umständen blieb mir nichts übrig, als auf Weiteres zu warten. Einen zweiten Brief, auf den Ihr letzter von Weihnachten sich bezieht, habe ich nicht erhalten: und auf diesen letzten eile ich zu antworten.

Ihre Befreiung hatte mich schon vor Ihrem ersten Briefe, als ich sie in der Zeitung las, mit inniger Freude erfüllt: denn der letzte große Schmerz, den die Revolution mir im Herzen ließ, war — und ist das Andenken der Freunde im Gefängniß. Das Verräthergeschrei ist längst verhallt*): ich habe mit Bezug auf Sie nie in dasselbe eingestimmt. Die praktische Frage ist die nächste, und ich will Ihnen sagen, wie ich sie ansehe.

Ihre Zeichnungen hier zu verkaufen habe ich keine Aussicht, auch wenn ich das Verzeichniß der Preise dabei hätte. Zu beschäftigt, die Gesellschaft zu besuchen, haben meine Frau und ich längst die geselligen Verbindungen aufgegeben, die in London ausschließlich berechtigen etwas zum Kaufe anzutragen. Wir haben hier sehr schwer, bis zur Erschöpfung aller Kräfte, gearbeitet, und sind nun geachtete

*) Ja wohl! Noch vor etwa zwei Jahren äußerte Freiligrath gegen Jemand, „daß ich mich zweideutig benommen!" — Von solchen braven Menschen thut's denn doch weh.

Lehrer hier. Mehr kann ich nicht sagen: Sie sehen, daß wir bis heute also nur unsere Nothdurft erwerben.

Und doch glaube ich Ihnen in dieser Stellung nützen zu können. Nach der Schweiz zu gehen scheint mir unräthlich: sie giebt Flüchtlingen nur schwer Brot. Da Sie noch Briefe schreiben wie Ihrer an mich war vom 29. Oktbr., so würde es Ihnen auch wohl in Deutschland bald zu heiß und zu enge werden, und Brot brauchen Sie. Es kommt auf zwei Fragen an: Erstens, können Sie Englisch, so viel, daß Sie leicht lesen und sich im Sprechen verständlich machen können? Zweitens: Können Sie vergessen was Sie waren? Können Sie sich entschließen, eine Carriere von unten anzufangen, wie ich es gethan habe (und das giebt mir das Recht auch an Sie diese Frage zu richten), kleine Kinder, wenn es Noth ist, lesen zu lehren, in Allem Unterricht zu geben, Zeichnen, Deutsch, Wissenschaften aller Art — und fühlen Sie sich stark pünktlich zu sein, worauf hier mehr ankommt als auf Ihr reiches Talent — dann versuchen Sie es hier in London, oder sonst in England.

Vielleicht können Sie von Ihren deutschen Freunden so viel Geld nicht nehmen, sondern leihen, um die Reise hierher zu machen, und sich hier sechs Wochen zu behaupten. Für das letztere, da Sie mit Kleidern nach Ihrem Briefe equipirt sind, brauchen Sie circa 40 oder 50 Thaler, vorausgesetzt, Sie kommen allein, zunächst ohne Ihre Frau. Ich halte es, wie ich meine Stellung hier kenne, für überwiegend wahrscheinlich, daß ich Ihnen in der angegebenen Frist Stunden verschaffen kann. Dann kommt freilich die böse Saison Juli bis Oktober, wo Alles auf's Land geht, aber bis dahin können Sie sich hier vielleicht schon festgesetzt haben. Es kommen jetzt, da ich meine Stunden nicht mehr ausdehnen kann, ziemlich oft Anträge an mich wegen Lehrer,

und es ist mir gelungen, Einzelne gut zu placiren. Was meinerseits für Sie geschehen kann, soll treulich gethan werden, und in einigen Monaten essen Sie vielleicht ein freudloses, aber auch sorgenloses Brot mit Ihrer tapfern Frau; denn Alles in Allem ist hier in London noch die beste Luft für den Exulanten, und Ihr herrliches Zeichnen allein würde Sie hier feststellen, wenn Sie pünktlich und im Kleinen treu sind. An diesen letztangedeuteten Klippen, an dem Verdruß, unter dem geistigen Werthe als Lehrer beschäftigt zu sein, habe ich viele Carrieren hier in London scheitern sehen. Fragen Sie sich, ob Sie da stark genug sind. Hiermit schließe ich without talking sentiment. Schreiben auch Sie mir nur business, damit Ihre Briefe nicht weggenommen werden und Ihnen nicht schaden. Antworten Sie rasch. Herzlichen Gruß von uns Beiden Ihnen und Ihrer prächtigen Frau.

Herzlich und treu
Ihr Freund Kinkel."

Ich hatte ebenfalls an meinen Freund Baron v. Andlau geschrieben und nachdem derselbe sich mit Kinkel besprochen hatte, schrieb mir der letztere, wie beide übereingekommen, daß ich sogleich mit meiner Frau kommen sollte. Dieser Brief war vom 10. Februar und in ihm hieß es: „Indem ich Ihnen rathe zu kommen, übernehme ich ein furchtbares Risiko, aber dennoch thue ich es, und habe guten Muth dabei. Meine Frau und ich müssen so arbeiten, daß wir für freundschaftlichen Umgang keinen Raum mehr finden: aber was ich thun kann Ihre Interessen geschäftlich zu fördern, das soll treulich geschehen. Also abermals: Hauen Sie durch, und kommen Sie. Andlau kann Ihnen hoffentlich ein Quartier aufsuchen und ausmachen, dies kann ich nur

schwer, denn mein ganzer Tag ist voll von Morgen bis Nacht.

Herzlichen Gruß an Ihre Frau und Sie, halten Sie den Kopf oben, aus Ihren Briefen und der Mappe mit Zeichnungen sehe ich, daß Sie durchschwimmen werden. Jetzt nicht an Erholung gedacht, sondern die Zähne zusammengebissen, bis Sie wieder Grund unter den Füßen haben.

Leben Sie wohl und lassen Sie mich Ihren Plan wissen. Getreulich Ihr K."

In demselben Briefe bietet Kinkel mir freiwillig an, für sechs Wochen die Miethe (elf Thaler) zu zahlen, wofür ich ihm einige Zeichnungen für seine Kunstklasse im brittischen Museum machen könne.

Wir hatten unterdessen kümmerlich in Soden gelebt. Ich war sehr niedergeschlagen und körperlich sehr schwach. Meine arme Frau war auch leidend; aber immer muthig und bereit, Hand an's Werk zu legen und mir mit dem Beispiel voran zu gehen, übernahm sie große Stickereien, in welcher ihre Geschicklichkeit unübertrefflich war. Sie stickte den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht an zwei Sesseln für irgend einen Fürsten, die ausgestellt, sehr bewundert und dem Besteller mit mehreren hundert Gulden bezahlt wurden und wofür sie — für mehrwöchentliche Arbeit zwanzig Gulden erwarb! Es that mir das Herz weh, sie so angestrengt arbeiten zu sehen und sie mußte es auch bald aufgeben, da ihre armen Augen zu sehr litten.

Da uns von keiner Seite Hülfe angeboten wurde, so überhob man uns der Mühe sie abzulehnen. Doch nein, einmal wurde solche Hülfe angeboten und mit Rührung angenommen, da ein Ablehnen den Geber tief gekränkt haben würde. Mein Verleger Hartknoch in Leipzig erhielt nämlich aus Ungarn einen Brief von einem Herrn v. Z.—, der

in Folge seiner literarischen Thätigkeit zu Stockhaus-Arrest in Eisen verurtheilt und funfzehn Monat gefangen gewesen war. Dieser Mann kannte mich aus meinen „Historischen Denkmalen", aus der Weltgeschichte und hatte „aus dem Brockhausischen Conversationslexikon ersehen, daß ich frei sei." Er sandte mit dem liebenswürdigsten Brief zwanzig Gulden C. M., sich mit seiner Armuth wegen der Geringfügigkeit der Summe entschuldigend. Ich dankte und acceptirte und dazu aufgefordert, sandte ich dem wackern Manne einige Federzeichnungen, die er verkaufte, mir für diejenige dankend, die ich ihm als ein Andenken schenkte. Diese Liebesgabe aus Ungarn hatte um so höheren Werth, als die Leute dort selbst der Hülfe bedurften, Herr von Z.— schreibt: „— — wir sind hier Alle arm, und was noch schlimmer ist, erwerbsunfähig, denn man hat den meisten unserer Gesinnungsgenossen die Advokatur-Befugniß entzogen und uns so indirekt an's Hungertuch verwiesen." — Ich nenne den Namen dieses edeln Ungarn nicht, aus Furcht ihm zu schaden, aber ich werde ihn nicht vergessen.

Es gelang mir endlich das Verfahren der Glyphographie an Jemand für zweihundert Gulden zu verkaufen und zu gleicher Zeit übertrug mir mein Freund W. R. ein Geschäft in Amsterdam, welches mich dort sechs Wochen festhalten mußte. Sobald dieses Geschäft abgemacht sein würde, beschloß ich Kinkel's Rath zu folgen und nach London zu gehen.

Im März 1856 reisten wir also nach Amsterdam, wo ich mich auf die Bekanntschaft des Buchhändlers Herrn M. H. Binger, des Verlegers meines niederländischen Freiheitskrieges ganz außerordentlich freute; denn dieser Mann hatte mir seit Jahren Zeichen herzlicher Theilnahme gegeben und

war beständig mit mir in freundschaftlicher Verbindung geblieben.

Da mein Buch schon so viel länger geworden ist, als ich es eigentlich beabsichtigte, muß ich leider darauf verzichten, von diesem höchst angenehmen Aufenthalte in Amsterdam so weitläuftig zu reden, als es nicht allein die Stadt, sondern vor allen Dingen die Freundlichkeit und Herzlichkeit verdient, die mir dort nicht nur von der Familie Binger, sondern auch von allen Personen erwiesen wurde, mit welchen dieselbe mich bekannt machte. Da die beiden ältesten Söhne dieser Familie, die Verleger dieses Buches sind, so darf ich nichts weiter sagen, als daß dieses gegenseitige Verhältniß der Freundschaft und Hochachtung seitdem fortbesteht und hoffentlich immer fortbestehen wird.

Mein „Fritzchen" war schon in Frankfurt gestorben und in Amsterdam starb „Hänschen." Ich begrub meinen treuen Mitgefangenen in einem rothen, feinen Blumentopf, in welchem ich ein Lorbeerbäumchen pflanzte und worauf ich mit weißer Oelfarbe eine Grabschrift schrieb. Diesen Topf stellte ich in einen andern von durchbrochenem, versilbertem Laubwerk und setzte meinen Freund H. Binger, der ein in Holland wohlbekannter Dichter ist, als Hüter dieses Grabes ein. Der Lorbeerbaum gedieh nicht, aber abgestorben wie er ist steht er noch auf dem Schreibtisch meines Freundes.

Fünftes Capitel.

Die erste Seereise. — Ankunft in London. — Anblau. — Kinkel. — Ein Brief von ihm. — Kinkels Freundin. — Mein erster Schüler. — Ein englischer Gentleman. — Gothic-House. — Der Lord Bischof von C. — Household Words.. — Flucht von London. — Rückkehr nach Soden. — Ein Schoppenhauerianer. — Verbindungen mit Hamburg. — Ein Brief von Ludwig Storch. — Hamburg. — Campe. — Vor dem Hamburger Polizeiherrn. — Schriftstellerekel. — Die schlechteste Adresse in Hamburg. — Caution. — Dr. Volkhausen. — Die liberale Partei. — Frau X. — Mutter Y. — Krankheit. — Polizei-Ueberfall. — Berliner Inspirationen. — Der Frost. — Meine alte Ordonnanz. — Wie man die Polizei anführt. — Mein alter Schwiegervater und die preußische Polizei. — Pinneberg. — Struensees Haus. — Zweite Reise nach London. — Ausweisung meiner Frau aus Berlin. — Meine Frau in Hamburg im Gefängniß. — Von den Dänen erlöst. — Verbannung. — Kämpfe. — Abschied vom Leser.

Im April reisten wir nach Rotterdam ab, um von dort nach London zu gehen. Unterwegs blieben wir einige Stunden im Haag, gingen nach Scheveningen und sahen, Beide zum ersten Mal, die See. Obwohl das Meer ganz ruhig war, fühlte sich doch meine Frau unwohl von dem bloßen Anblick, oder wohl vielmehr von der daher wehenden Luft. Die Ueberfahrt nach London war denn auch für sie eine entsetzliche Qual. Sie getraute sich nicht in die Cajüte zum Diner. Da es aber als gut betrachtet wird, dem Magen etwas zu bieten, so sandte ich ihr einen Teller mit Hammelbraten auf das Verdeck. Der bloße Anblick war

genügend, ihr Innerstes bis in die tiefsten Tiefen zu erschüttern; die Wellen der Seekrankheit schlugen über ihrem Haupte zusammen und sie verschwand in der Versenkung, um unter der Sorge der Stewardess mit dem unbarmherzigen Schicksal zu ringen. — Ich wurde nicht seekrank und genoß in vollen Zügen meine erste Seereise.

Es war an einem Sonntag Morgen sehr früh, als wir in London, nicht fern von der Londonbrücke, landeten. Ein Commissionär mit einem Brief von meinem Freunde Andlau fand mich noch an Bord. Der Brief enthielt ganz genaue Angaben, die ich sehr nützlich und praktisch fand, die Adresse der für mich gemietheten Wohnung und das Versprechen des Schreibers, frühzeitig bei uns sein zu wollen.

Es war ein wunderschöner Frühlingsmorgen, aber es war erst gegen sechs Uhr und Sonntag; die Straßen waren leer und noch überall die Fenster blind. Nach einer Fahrt von mehr als einer Stunde kamen wir in Hannoverstreet, Islington an, wo Andlau uns ein Parlor und Backparlor — Vorder- und Hinterzimmer ebener Erde — für zwölf Schilling (vier Thaler) die Woche gemiethet hatte.

Schon um acht Uhr hielt Andlau's Gig vor der Thür. Er begrüßte uns mit wahrhaft wohlthuender Herzlichkeit. Er und seine Frau hatten daran gedacht, daß es Sonntag sei und wir nicht das Geringste kaufen könnten; deshalb hatten sie in freundlicher Vorsorge alles Mögliche eingepackt, was man hier in London zum Frühstück nöthig hält, und in solcher Menge, daß es für eine Woche reichte. Da waren Thee, Kaffee, Zucker, Butter, Brot, Schinken, Wurst, Speck, Eier, Jam, — ja ich glaube sogar auch ein Fläschchen Rahm. — Clapham, wo Andlau wohnt, ist etwa acht englische Meilen von Islington, obwohl beide Stadttheile des ungeheuren Londons sind, und daß er schon so frühzeitig bei mir

erschien, war eine Freundlichkeit, welche ich erst später recht schätzen lernte, als ich mit London bekannt wurde. Als Andlau uns verlassen hatte, sandte er uns seinen Neffen, einen jungen Mann, der in der City beschäftigt war, aber nicht sehr weit von uns wohnte, das heißt nicht weiter als eine kleine Stunde, welcher sich zu unserer Disposition stellte, sobald wir nur seiner Hülfe bedürfen würden.

Am Nachmittage wollten wir Kinkel besuchen. Wir folgten genau der gegebenen Anweisung und warteten am „Engel" auf den Paddington-Omnibus. Dieser Engel ist ein großes Wirthshaus (inn), oder Publichouse an der City Road und wichtiger Knotenpunkt für die Omnibusse, deren es hier in London gegen eintausendzweihundert giebt. Nachdem wir vorsichtig nach dem Paddington-Omnibus gefragt hatten, stiegen wir in denselben ein, und als wir am Endziel von dessen Reise anlangten, entdeckten wir zu unserem Erstaunen, daß wir glücklich nach der entgegengesetzten Richtung gefahren und an London Bridge, etwa sechs Meilen von Paddington waren. Wir machten also denselben Weg noch einmal, und als wir an Kinkels Wohnung ankamen, war Niemand zu Hause.

Um uns ein wenig in London umzusehen, beschlossen wir zu Fuß zu gehen. Es war wie bemerkt Sonntag und an einem solchen ist London eine ganz andere Stadt als an anderen Tagen. Alle Läden sind geschlossen und die ungeheuer breiten und endlosen Straßen erscheinen todt und leer wie die von Potsdam, obwohl die einzige Oxfordstreet mit Hyde Park trotzdem so viel Spaziergänger als Potsdam Einwohner zählen mochten.

Ich hatte mich noch keineswegs von den Folgen meiner Gefangenschaft erholt und meine Nerven waren noch immer ganz außerordentlich reizbar; ich war in einem beständigen

Fieber. Die Aufregung, mit der ich Kinkel erwartete, mich fast krank. Ich freute mich außerordentlich dara zu sehen, wie das wohl natürlich war, da wir uns so außerordentlichen Umständen kennen gelernt und als Todescandidaten von einander Abschied genommen Außerdem gefiel mir Kinkels Persönlichkeit und vor sein natürliches, anspruchsloses Wesen.

Als am Dienstag Morgen ein Cab vor meiner hielt und Kinkel ausstieg, ging ich ihm mit einem so n Herzen und mit einer solchen Freude entgegen, wie selten beim Anblicke eines Menschen empfunden hal meine Frau theilte mein Gefühl. — Kinkels Art uni kühlte unsere deutsche Herzensgluth indessen schnel gründlich. Nach einigen flüchtigen Begrüßungen und und nachdem Kinkel mich um mein Haar beneidet h das seinige war von einem Jahr Zuchthaus grau ge — drängte er von „business“ zu reden und busin Geschäft — war sein drittes Wort. Er brauchte nungen für seine Vorlesungen und bestellte eine de bei mir. Ich sollte ein sehr beschädigtes, altgriechische relief im britischen Museum abzeichnen, wozu er r Erlaubniß verschaffen wollte. Nach einer halben ging er.

Als Kinkel weg war, sahen meine Frau und verwundert an und ich brach über ihr Erstaunen ein lautes Lachen aus. Sein Benehmen bildete in d mit unsern herzlichen Erwartungen einen zu läch Contrast. — Dies war das einzige Mal, daß Kin mir war; ich war nie in seinem Hause, da er un dem ersten Besuch nicht einlud und seine Frau den d nigen gar nicht erwiederte.

Obwohl ich Kinkel vorherſagte, daß ich nicht Künſtler genug ſei, um die mir von ihm übertragene Arbeit zu machen, ſo fand ich mich doch im Muſeum ein und verſuchte es. Der Verſuch mißlang vollſtändig; ich ſchrieb es Kinkel und erhielt von ihm folgenden Brief:

„Lieber Freund!

Ihr Brief von heute thut mir leid, um Ihretwillen. Wer in London ſagt: Ich kann nicht, verliert Einen Schritt. Doch grämen Sie ſich nicht. Ihren vorgeſchlagenen Künſtler werde ich nicht engagiren: ich brauche die Zeichnung überhaupt für den Curſus dieſes Jahres nicht mehr.

An Herrn F. hatte ich Sie empfohlen. Fordern Sie fünf Schilling für die Stunde; ſagen Sie ihm aber, daß wenn er drei Stunden regelmäßig nehmen will, Sie vier Schilling nehmen wollen.

Thimm, wie jeder Londoner Buchhändler, empfiehlt die Bücher, deren Verkauf ihm Vortheil bringt. Ahn iſt, um Männer zu unterrichten, ganz unbrauchbar. Nehmen Sie Dr. Aue's (größere) Grammatik zu drei Sch. ſechs, die Thimm ebenfalls, für meine Schüler, immer vorräthig hat: ſie iſt wiſſenſchaftlich genau.

Ich bitte dringend, gehen Sie nie unvorbereitet zu F. nach Ihrer erſten Lection. Eine Gelegenheit wie dieſe, einen reſpektabeln engliſchen Schüler zu gewinnen, habe ich im Anfange wie lange vergebens geſucht!

Wollen Sie mich einmal unterrichten hören, ſo kommen Sie nächſten Mittwoch um ſieben Uhr nach Crosby Hall Bishopgate Street, City, und fragen nach meinen deutſchen Klaſſen (beifügend, daß ich Sie hinbeſtellt habe). Ich unterrichte dort drei Klaſſen, und Sie können bleiben, ſo lange Sie wollen.

Ich werde sorgen, Sie um etwas anderes zu bitten, das Sie für mich zeichnen. Daß Ihre Frau, der ich mich verbindlich empfehle, schon einen Absatzweg findet, freut mich unendlich.

Meine Frau ist krank und muß zu Bette liegen.

Herzlich grüßt

Kinkel."

Kinkel hatte auch meine Frau an eine Freundin in der City empfohlen, von der er voraussetzte, daß sie ihr behülflich sein könne, eins ihrer mannigfachen Talente zu Geld zu machen. Entschlossen nichts unversucht zu lassen, wie sehr es auch widerstreben mochte, gingen wir also nach der City, Kinkels Freundin aufzusuchen. Wir fanden in einem Lädchen mit Stickereien u. s. w. eine noch junge, ziemlich hübsche und schmutzige Judenfrau, die, nachdem sie Kinkels Brief gelesen, meine Frau von oben bis unten mit einer Frechheit ansah, die mich in Erstaunen setzte, aber höchlich amüsirte. Ein kleines, ruppiges, männliches Individuum, um einige Oktaven tiefer dreckig als seine Dame, mit schöner Hakennase, einem zu weiten, schwarzen, von Schmutz glänzenden Frack, begann ein grausam Gedibber mit Kinkels nicht zu reinlicher Freundin, und als das Geschmuhs im besten Gange war, retteten wir uns auf die Straße, meine Frau ganz verblüfft und ich lachend, daß mir die Thränen herunterliefen.

Obwohl mich Kinkels Art und Weise verdroß, so war ich mir doch zu gut meines gereizten Zustandes bewußt, und meine übertriebene Empfindlichkeit unterdrückend beschloß ich nach Crosby Hall zu gehen, um Kinkel unterrichten zu hören, da ich allerdings von ihm lernen konnte.

Schon in dem Briefe, den Kinkel mir nach Deutschland schrieb, hatte er sich erboten, mir die Miethe für sechs Wochen

à zehn Schilling die Woche, also drei Pfund vorzuschießen, was ich jedoch nicht annahm, da ich noch Geld hatte. Vor Beginn des Unterrichts nahm er mich bei Seite und fragte: „Corvin, wie steht es mit Ihrer Kasse? — Ich habe Ihnen ein Pfund mitgebracht," und in einem späteren Briefe wiederholte er, daß ein Vorschuß „bis zu dem fixirten Betrage" zu meiner Disposition stehe. Ich lehnte jedoch sein freundliches Anerbieten ab, da Alles was ich von irgend Jemand an Hülfe erwartete, nur darin bestand, mich auf den Weg zu bringen, etwas zu verdienen. Für den Schüler, den mir Kinkel zugewiesen hatte, war ich ihm sehr dankbar; das war die Art der Unterstützung, die ich wünschte. Ich beanspruchte von ihm keine Opfer, sondern nur die Zuweisung von Schülern, die er nicht annehmen konnte. Herr F. war ein solcher, da derselbe nur die Zeit zwischen acht und neun Uhr Morgens frei hatte, die Kinkel nicht paßte.

Der Herr hatte mir geschrieben und den Tag für meine erste Stunde festgesetzt. Am Abend vorher erhielt ich von Freund Andlau ein Billet, in welchem er mich darauf aufmerksam machte, daß ich auf meinem Wege nicht rauchen möge, da Engländer, die noch nicht gefrühstückt hätten, nicht so vertraut mit Tabaksgeruch seien als unsere Landsleute.

An dem festgesetzten Morgen regnete es, wie es nur in London regnet. Da die Omnibusse nicht vor acht Uhr fahren und ein Cab etwa fünfundzwanzig Silbergroschen gekostet haben würde, mußte ich zu Fuße gehen und zu dem Ende schon um halb sieben Uhr aufbrechen, da die Wohnung des Herrn F. grad im Centrum der Fashion lag und von meiner Wohnung in Islington über eine deutsche Meile oder mehr entfernt war; wenigstens brauchte ich, wenn ich rasch ging, anderthalb Stunden. Einige Minuten vor dem Glockenschlage war ich an Herrn F.'s Thür. Ein sehr

wohlgenährter, stattlicher Bediente in Morgenlivree öffnete und ich trat in die Vorhalle, ein Zimmer, welches mit einem Kamin versehen war, in dessen Mitte ein Tisch mit Schreibzeug und verschiedenen Visitenkarten stand und worin mir ein ungeheurer Regenschirm und ein überdachter, eigenthümlicher Lehnstuhl auffiel, der für den Bedienten bestimmt ist, wenn er seine Herrschaft aus einer Abendgesellschaft oder der Oper erwartet. Ueber dem Kamin in der Halle hing ein Marmormedaillon mit dem Portrait des Lords ***, eines berühmten Lordkanzlers von England, dessen unmündigem Enkel nun das stattliche Haus gehörte. Herr F. war der Onkel und Vormund des jungen Lords und seiner Geschwister.

Aus der Vorhalle trat ich in ein geräumiges Treppenhaus, aus welchem sehr breite, mit schönen Teppichen belegte Treppen in die obern Stockwerke führten und dann in die »library", das Bibliotheks-, oder wie wir es nennen würden, das Studirzimmer des Herrn. Bei meinem Eintritt verließen es zwei junge, schöne Mädchen, die Schwestern des jungen Lords, denen Herr F. bereits eine Stunde Religionsunterricht gegeben hatte.

Das Zimmer hatte zwei sehr große Fenster mit der Aussicht nach dem Park und war hoch und geräumig. An den Wänden hingen classische Kupferstiche und standen Bücherschränke. Auf verschiedenen Sesseln und Staffeleien lagen und standen große Mappen. Bequeme Sophas und noch bequemere Sessel waren reichlich vorhanden. In der Mitte des Zimmers stand ein sehr großer Schreibtisch, ohne Aufsatz; Alles gediegen, aber nicht in die Augen fallend.

Herr F. war ein noch jung aussehender Mann, der in der Mitte der Dreißiger sein mochte. Er sah durchaus englisch aus, trug aufstehende „Vatermörder", wurde oft roth und hatte ein sehr gutes Gesicht, aber nicht von dem John-

Bull-Schnitt, sondern mager und mehr länglich als breit. Er empfing mich artig aber etwas zurückhaltend; wir setzten uns nebeneinander an den Schreibtisch, den Rücken dem Kamin zugewendet, und meine erste Stunde begann.

Die Sache hatte ihre Schwierigkeit, denn mein Englisch ließ sehr viel zu wünschen übrig. Ich hatte es für mich allein im Gefängniß gelernt und wenn ich auch jedes Buch vollständig verstand und wie ich später entdeckte, es ganz gut schreiben konnte, so waren die Anweisungen in Ollendorfs Grammatik doch nicht hinreichend gewesen, mich die Aussprache zu lehren. Es verstand mich in der That Niemand und ich verstand Niemand. Die Engländer haben überhaupt nicht die Leichtigkeit der Franzosen im Verstehen der Fremden, die das oft für Böswilligkeit halten, aber mit Unrecht, wovon man sich überzeugt, wenn man lange in England gelebt hat und es Einem mit frisch herüberkommenden englisch redenden Landsleuten wie den Engländern geht. Ich fragte einst nach Warf Road, was ich Warf Road aussprach; der Mann kannte die Straße nicht und endlich nach langem Besinnen und Wiederholen rief er ganz erstaunt: „Ach, Sie meinen Uarf Road!“

Herr F. verstand etwas Deutsch, sprach es aber nicht und es kam ihm auch darauf nicht an, er wollte es jedoch gründlich grammatikalisch lernen, um deutsche Werke verstehen zu können, wie er griechische, lateinische, italienische und französische verstand. Ich hatte da einen Schüler, der mir ordentlich „auf den Zahn fühlte“ und dessen Fragen mich manchmal in Verlegenheit setzten, denn unsere Grammatik ist gar nicht so einfach und will, um sie zu lehren, ganz außerordentlich sorgfältig studirt sein, wenn man auch selbst grammatikalisch richtig zu schreiben versteht. Kinkels Rath, mich stets vorzubereiten, war ein sehr zweckmäßiger.

Es existirt eine Art Freimaurerei unter Gentlemen und durch die geheimen Zeichen derselben entdeckte Herr F. bald, daß ich zu seinem Orden gehöre und damit änderte sich sein Benehmen. Es zeigte sich das in einer Menge kleiner Dinge, die sich nicht aufzählen, sondern nur fühlen lassen und deren Werth ich erst recht verstand, als ich mehr mit englischen Sitten bekannt wurde. Ein Sprachlehrer, als solcher, steht auf einer sehr niedrigen Sproße der socialen Leiter und ein Bewegen in Gesellschaftskreisen, zu welchen Herr F. gehörte, ist für Jeden, der irgend welche Stunden für Geld giebt ein Ding der Unmöglichkeit; wer seinen Sprachlehrer darin einführen wollte, und wäre derselbe in seiner Heimath ein Graf, würde geradezu für verrückt gehalten werden.

Da ich einen so langen Weg zu machen hatte, bestand Herr F. darauf, daß ich während der Stunde stets frühstücken solle und jedes Mal stellte der Bediente auf ein neben meinem Stuhl stehendes Tischchen, ein massiv silbernes Kaffeeservice und feinste Severstassen, denn auch Herr F. schenkte sich manchmal eine Tasse ein, damit mein Frühstück nicht den Anschein einer Abfütterung habe. — Einige Minuten vor neun erschien der Butler — der als das Haupt der Dienerschaft betrachtet wird — und holte die große Familienbibel, um sie in das Speisezimmer zu bringen, wo der Haushalt und die Familie zum Morgengebet bereits versammelt waren. Mit dem Schlage neun läutete die Glocke, und Mr. F., der nach englicher Sitte das Gebet zu sprechen hatte, ging hinweg, mich bei meinem Kaffee lassend. Bevor er zurückkam hatte ich das Haus verlassen.

Es war für mich höchst amüsant und dabei rührend zu sehn, mit welcher Delicatesse Herr F. gegen mich verfuhr und den Wechsel seiner Gedanken zu beobachten, was mir bei seinem offnen Gesicht sehr leicht wurde. Er interessirte sich

lebhaft für mich und schon nach der zweiten Stunde sah ich, daß ihn etwas beunruhige. Endlich konnte er es nicht länger aushalten und nach einer Stunde sagte er in großer Verlegenheit, indem er mir eine Fünfpfundnote reichen wollte: „Sie werden Geld brauchen, — ich möchte gern meine Lectionen bezahlen.“ — Ich lehnte aber ab, indem ich sagte, daß ich nicht genug Geld bei mir habe, um ihm herauszugeben. —

Als ich zur nächsten Stunde erschien, fragte er mich, ob ich etwas dagegen habe, ihn durch den Park zu begleiten, da er sich nach der Gesundheit seiner Schwägerin erkundigen wolle, deren Niederkunft erwartet wurde. Als wir auf der Straße waren sagte er eilig und etwas verlegen: „Wir Engländer gehen nicht so allein spazieren“ und faßte mich unter den Arm. Er behielt denselben als wir zurückkamen und ging mit mir so in das Haus, damit die Dienerschaft sehen solle, daß er mich als seinen Freund betrachte. Ich wiederhole es, nur wer englische gesellschaftliche Verhältnisse ganz genau kennt, kann die Bedeutung und den Werth dieser anscheinend unbedeutenden Freundlichkeit vollkommen würdigen.

Von da an ging ich alle Morgen zu Herrn F. Ich wurde sein Freund, und wem es einmal gelungen ist, das Zutrauen und die Freundschaft eines anständigen Engländers zu gewinnen, der kann auf dieselbe unter allen Umständen zählen.

Der Ertrag dieser einen Stunde reichte für unsere Bedürfnisse nicht hin und ich war darauf bedacht, mir andere Erwerbsquellen zu öffnen. Freund Andlau gab sich die äußerste Mühe, mir in dieser Beziehung behülflich zu sein. Da ich ein sehr geschickter Federzeichner bin, so begleitete er mich zu mehreren großen Lithographen; allein Niemand hatte etwas für mich zu thun. Durch seine Bemühungen verkaufte ich einige Federzeichnungen und meine Frau einige ihrer herrlichen Blumenmalereien.

Andlau hatte, wie schon früher erwähnt, ein Erziehungsinstitut eingerichtet und mit Hülfe seiner trefflichen Frau kam das Unternehmen nach einigen Jahren unsäglicher Arbeit zu einer sehr erfreulichen Blüthe. Er hatte nun gegen fünfzig Knaben, die zwischen achtzig bis hundert Pfund jährlich bezahlten und bewohnte ein reizendes, mitten in einer herrlichen Parkanlage stehendes Gothic-Hause genanntes Haus in Clapham. Wir wurden dort auf das Allerherzlichste aufgenommen, was um so anerkennenswerther war, als ich sehr geringe Ansprüche auf solche Freundlichkeit hatte, und in keiner Weise ihm nützen, oder sein Interesse fördern konnte; ja was mehr ist, sein und seiner Familie Freundlichkeit blieb sich gleich bis auf den heutigen Tag. Andlau lieferte mir den besten Beweis, daß man sein warmes Herz, wenn dasselbe nur auf der richtigen Stelle sitzt, auch nach zwanzigjährigem Aufenthalt in England bewahren und ein Deutscher bleiben kann. —

Auch nach einer andern Seite hin hatten wir Glück. Ehe wir noch verheirathet waren, hatten wir ein Mädchen kennen gelernt, welche Lehrerin in dem Erziehungsinstitut der Freundinnen meiner Frau in Frankfurt gewesen war. Dies Mädchen war nun seit acht Jahren Gouvernante in dem Hause des Lord Bischofs von *** und stand mit Recht in sehr hoher Achtung bei der Familie. Ich weiß nicht, wie Manche sagen mögen, daß man so wenig gute und brave Menschen in der Welt findet; ich kann in diese Klagen nicht einstimmen. Mag sein, daß ich glücklicher in dieser Beziehung war als Andere, allein ich fand überall gute und brave Menschen; eine der bravsten, achtungswerthesten und zuverlässigsten war Fräulein Amalie D. Sie war im Elsaß geboren und ihr Charakter durch und durch deutsch im besten Sinne des Wortes.

Fräulein D. veranlaßte, daß zwei Töchter des Bischofs bei meiner Frau Unterricht im Malen nahmen und diese zu dem Ende einen Nachmittag der Woche im Hause desselben zubrachte. Daraus entspann sich ein sehr angenehmes Verhältniß, denn sowohl der Bischof als seine Gemahlin und Kinder interessirten sich lebhaft für uns.

Man konnte nichts Achtungswertheres und Erfreulicheres sehen als diese Familie. Der Lord Bischof war ein sehr kluger, ehrwürdiger und äußerst gütiger Herr und seine noch hübsche, stattliche Gemahlin stand ihm an Güte nicht nach. Sechs blühende Töchter, eine schöner als die andere, und aufgewachsen unter der Sorgfalt einer deutschen, sehr verständigen Governeß, zierten sein Haus. Eine dieser Töchter war blind geboren. Sie war ein Engel an Güte und in jeder Beziehung eine höchst interessante Erscheinung. —

In Deutschland war ich mit meiner schriftstellerischen Thätigkeit übel angekommen und wollte nun versuchen, was sich vielleicht in England thun lasse. Da ich allerlei Erzählungen aus der Revolution in Household Words gelesen hatte, so dachte ich, daß meine Erlebnisse interessiren möchten. Ich schrieb dieselben deutsch nieder und sandte sie ein, vollkommen davon überzeugt, daß Herr Dickens oder einer seiner Unterredacteure Deutsch verstünde. Das war jedoch nicht der Fall und als ich persönlich auf der Redaction nachfragte, sagte mir der Herr, welcher die Redacteurgeschäfte für Dickens besorgt, daß der deutschverstehende Mitarbeiter plötzlich nach der Krim abgereist, — und mein Manuscript nirgends zu finden sei. Als ich zu Hause kam, war es zu meinem Erstaunen bereits in meiner Wohnung; es hatte sich vorgefunden, grad als ich das Büreau verlassen. Ich wurde gebeten, den Inhalt so gut ich könne in englischer Sprache niederzuschreiben. Kinkels „Wer in London sagt: Ich kann nicht, ver-

liert einen Schritt“ noch in den Ohren, machte ich mich frisch an die Arbeit. Dickens Stellvertreter lehnte das Manuscript zuerst ab; allein glücklicherweise sah es Dickens selbst durch und ich wurde höchst angenehm durch einen Brief überrascht, welcher nicht nur die Annahme des Manuscripts, sondern auch die Aufforderung erhielt, fernerhin Beiträge für Household Words zu liefern. Das war um so schmeichelhafter für mich, als Dickens Journal in dem Ruf stand, nur sehr schwer fremde Artikel aufzunehmen und in Bezug auf den Styl eine sehr strenge Censur zu üben. Außerdem war die Sache auch in pecuniärer Hinsicht wichtig, denn ich erhielt und erhalte stets ein hundert und zwölf preußische Thaler für den Bogen von sechszehn Seiten. Seit jener Zeit bin ich Mitarbeiter an Household Words und All the Year Round geblieben. Dickens lernte ich damals nicht kennen.

Unsere Aussichten waren also ganz vortrefflich und weit mehr, als wir es damals verstanden; allein die Saison ging im Juli zu Ende und sowohl der Bischof, als Herr F. verließen London, wo sie nur drei Monat im Jahr zubringen, und die Stunden hatten ein Ende. Selbst Andlau's vereisten, da alle Schulen und Pensionsanstalten um diese Zeit ihre langen Ferien haben, und vor drei oder vier Monaten war nicht wohl daran zu denken, neue Stunden zu bekommen. Wir überzählten also unsere Kasse, was nicht viele Secunden hinwegnahm und sahen, daß wir „dieweil das Gras wuchs“ mit aller Bequemlichkeit in dieser großen Häuserwildniß verhungern könnten. Um dieser Unannehmlichkeit vorzubeugen, beschlossen wir schleunigst wieder nach Soden zu gehen, um dort die Rückkehr besserer Conjuncturen in London abzuwarten.

Als ich Herrn F. diesen Entschluß mittheilte, schrieb er mir sehr liebenswürdig: „daß er gern eine laufende Rech-

nung habe und mich bitte, einliegende Anweisung auf zehn Pfund à conto anzunehmen, da er dadurch gezwungen sein werde, bei seiner Rückkehr nach London recht fleißig Stunden zu nehmen.“ — Diese so delicat und freundlich gebotene Hülfe kam um so gelegener, als ich das Honorar für meine, vier Nummern von Household Words hindurch gehenden Artikel erst nach deren Abdruck beanspruchen konnte.

Als ich einige Tage in Soden war, erhielt ich durch Kinkels Bemühung einige Anerbietungen, die mich in London zurückgehalten haben würden, wenn sie einen Tag früher gekommen wären. — Damals war ich ziemlich ärgerlich über Kinkel und meinte, daß er sich nicht genug Mühe gebe, mir Stunden zu verschaffen, nachdem ich auf seine Veranlassung mit meiner Frau nach England gekommen war; allein nachdem ich London und den Geschäftsweg besser kannte, sah ich ein, daß ich ihm Unrecht that, — wenigstens in dieser Beziehung.

Der Aufenthalt in Soden war ein sehr angenehmer. Wir waren nicht mehr von so dringenden Sorgen gequält, lebten mit lieben Freunden, machten Ausflüge in die herrliche Umgegend und ich fing an, mich von den Folgen meiner Gefangenschaft zu erholen.

Wir lernten unter den Badegästen angenehme Leute kennen und auch mein Freund Binger aus Amsterdam besuchte mich. Unter den Badegästen unserer Bekanntschaft war ein Herr aus Berlin, welcher für einen Philosophen schwärmte, dessen Namen ich noch nie gehört hatte, obwohl er in Frankfurt lebte, wo ich Jahre lang gewohnt hatte. Dieser Berliner Philosophen-Gesell hatte beständig Aussprüche seines Meisters im Munde, für dessen Potrait in Oel er eine sehr große Summe bezahlte. Wir amüsirten uns höchlich über den Enthusiasmus des Berliners, den wir beinahe als eine

Narrheit betrachteten. Als derselbe den Domthurm in Frankfurt bestieg, fragte er den Thürmer: „Wo liegt das Haus des großen Mannes?“ — Der Thürmer sah ihn erstaunt und verwirrt an, und sich endlich besinnend sagte er: „Rothschild wohnt dort.“ — Der Berliner war indignirt und rief: „Wie, Ihr kennt nicht einmal Arthur Schoppenhauer?“ — Er möchte denselben Vorwurf an tausend Frankfurter gerichtet haben, die sich gebildet nennen. Erst viel später wurde ich mit den Schriften Schoppenhauers bekannt und begriff den Enthusiasmus des Berliners.

Ich blieb während des Herbstes und Winters in Soden. Unsere Freundin Amalie D. aus London kam dorthin, bevor sie nach Canada ging, wo sie im Hause des Gouverneurs Governeß wurde. —

W. R., mein alter Freund hatte Jagden in der Nähe von Soden und indem ich fleißig in Wald und Flur umherstreifte, wurde mein Körper wieder kräftig.

Unsere theuerste Freundin, die ein Haus in Soden hatte und bei der wir wohnten, als die Badegäste abreisten, wurde krank an der Wassersucht. Sie verließ Soden und starb nach einiger Zeit. Es war das ein großer Verlust, denn sie war das trefflichste weibliche Wesen, welches mir auf meinem Lebenswege begegnet ist.

Ich war damit beschäftigt die „Erinnerungen, aus meinem Leben“ druckfertig zu machen und wegen der Herausgabe in Unterhandlungen. Diese kamen erst im December zu einem Abschluß. Herr Campe in Hamburg erklärte sich bereit, das Buch — welches die beiden letzten Bände des gegenwärtigen Werkes umfaßte — in Verlag zu nehmen und sandte mir sogleich eine bedeutende Abschlagszahlung auf das Honorar. Außerdem hatte ich für Household Words und die „Hausblätter“ geschrieben und war glücklich und

etwas stolz darauf, daß sich nach so kurzer Zeit und trotz aller Hindernisse meine Aussichten so günstig gestalteten. Es hatte mich Niemand unterstützt und was wir hatten, verdankten wir uns selbst.

Mit Gerstäcker hatte ich beständig in Verbindung gestanden und er suchte mir zu nützen, wo er konnte; auch an Storch schrieb ich, von dem ich in dieser Zeit einen Brief erhielt, den ich abdrucke trotz der darin über mich geäußerten, übertrieben günstigen Meinung, weil er an und für sich interessant ist. Storch war einst einer unser beliebtesten Schriftsteller; hätte er in England gelebt anstatt in Deutschland, so würde er ein reicher Mann geworden sein und ein glückliches Alter erlebt haben; sein Roman, der Freiknecht, würde ihm allein schon ein schönes Vermögen erworben haben. Dickens erhielt für David Kopperfield zweihundertundvierzigtausend Gulden Honorar und jeder nur einigermaßen bekannte Schriftsteller wird sehr hoch honorirt. Der Grund dieser großen Verschiedenheit der Honorare in Deutschland und England liegt nicht in dem größeren Geiz unserer Buchhändler, sondern hauptsächlich an den Beschränkungen der Presse und zum Theil wohl auch an der mangelhaften Einrichtung unseres Buchhandels, der an zu langem Creditgeben krankt. In England zahlt man die Bücher gleich baar und dann kauft eine einzige Leihbibliothek in London oft mehr Exemplare von einem Werke, als in Deutschland in Jahren abgesetzt werden. Von Macaulys Geschichte von England nahm Muddie's Leihbibliothek in London — fünftausend Exemplare!!

Der arme Storch liefert ein betrübendes Beispiel von dem harten Loose eines deutschen Schriftstellers, welches sich gemeinlich mit dem einen Worte „Verkümmerung" charakterisiren läßt. — In England führte Schriftstellerruhm zu

Reichthum und hohen Ehren, — seit England frei ist, und ich erwähne nur als Beispiele aus der Gegenwart, Lord Macauly, Sir Bulwer Lytton und Disraeli; in Deutschland führt er zu Noth, Elend und Verfolgung, die Schriftsteller sind permanente Artikel in den Listen der Gefängnisse und nicht wenige sterben im Armenhause, und das Volk — errichtet ihnen Statuen, wenn sie verhungert sind. —

Storch schreibt an mich:

Bayreuth, den 14. October 1856.

„Mein lieber Freund Corvin!

Ihr Brief hat mich in mehr als einer Hinsicht sehr angenehm überrascht, Ihretwegen und meinetwegen, und ich würde ihn auf der Stelle beantwortet haben, wenn ich nicht eben in einer kleinen Arbeit gesteckt, die ich gern erst fertig haben wollte, um Ihnen mit der ganzen vollen Seele zu schreiben und zu danken. Ihretwegen, daß Sie nach solchem Schicksal solche Schnellkraft des Geistes, ja sich gleichsam neue Jugend und Lebens- und Schaffenslust ertrotzt haben. Wahrlich Sie sind ein Mann in der ganzen weitgreifenden Bedeutung des Wortes, gleich entschlossen vom Leder wie von der Feder und ebenso tüchtig in der Schlacht als Feldherr, auf dem Weltmarkt als Weltmann, im Hörsaal als Lehrer, in der Studirstube als Schriftsteller. Das nenn' ich selbst seine Feinde zu Achtung und Anerkennung zwingen.

Mir fiel bei Lesung Ihres Briefes eine Stanze von Goethe ein, die, weil er sie in hohem Greisenalter dichtete, wenig bekannt ist und die doch verdient, daß jeder Deutsche, der Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat, sie eben im Kopf und im Herzen habe zu aller Zeit und an allen Orten. Dieser paar Zeilen wegen ist mir Goethe lieber als wegen der meisten seiner größeren Werke; denn sie beweisen, daß

er in den rechten Weiheſtunden doch den Miniſter vergaß und ein ganzer Menſch ſelbſt im Alter noch war. Da ich vermuthe, daß auch Sie dieſes kleine köſtliche Gedicht nicht kennen, das doch ganz in Ihrem Geiſt gedichtet und gleichſam ihr Lebensmotto iſt, ſo ſchreibe ich es Ihnen ab:

„Feiger Gedanken,
Bängliches Schwanken,
Weibiſches Klagen,
Aengſtliches Zagen,
Wendet kein Unglück,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trotz ſich erhalten,
Nimmer ſich beugen,
Kräftig ſich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.“

So haben Sie denn nach ſechsjähriger gräßlicher Haft, die tauſend Andere aufgerieben hätte, gleich im erſten Jahre die Arme der Götter durch trotzige Kraft gerufen, daß ſie Ihnen 1648 fl. gewährt. Es giebt keinen ſchönern Beweis für die Tüchtigkeit eines Mannes. Zweierlei ſehr wichtige Dinge ſind Ihnen freilich dabei beſonders hülfreich geweſen, gleichſam Nahrung und Stärkung für die Schwungfedern Ihres Geiſtes, nämlich Ihre treffliche, charaktertüchtige, Ihrer in jeder Beziehung würdige Frau, die gleich ſtark von Geiſt wie Gemüth, weit über die Gewöhnlichkeit der meiſten Weiber erhaben, ſich ebenſo wenig wie Sie ſelbſt durch ein hartes Mißgeſchick niederwerfen ließ, ja ſich ihrer Ihnen geweihten Liebe und Treue erſt recht bewußt wurde und zu thatkräftlicher Ausübung brachte, als Sie in der ſcheußlichen Haft waren. Mit einem ſolchen Weibe im innigſten Vereine läßt ſich dem Teufel trotzen. — Die zweite Schwung- und Stärkungskraft, die Ihnen zu gut kam, iſt Ihr geſunder Körper, namentlich iſt Ihr Unterleib in Ordnung. Sie ahnen kaum, was das für ein Segen für einen ſtrebſamen Mann iſt. Beide Hülfscorps haben mir in meinem Kampfe mit den Dämonen des Lebens gefehlt.

Nicht nur, daß mich Frau und Gesundheit im Stich ließen, wenn es galt; sie kehrten sich sogar feindlich gegen mich, und so war ich im eigenen Hause und im eigenen Körper verrathen und verkauft. Das ist bitter! Und auch diesen Gewalten zum Trotz sich erhalten, wie allen andern, dazu gehört auch eine ungewöhnliche Kraft. Hätte ich eine Frau gehabt wie die Ihrige und hätten meine Unterleibsleiden mich nicht Jahre lang taub und fast toll gemacht, ich hätte es auch zu schöneren Resultaten gebracht.

Ich las diesen Sommer in einer Zeitschrift, daß Sie in London seien. Ich freute mich herzlich und wenn ich Ihre Adresse gewußt hätte, würde ich Ihnen unverzüglich geschrieben und Sie beglückwünscht haben; denn ich war Ihnen einen Brief schuldig.

Sie können kaum glauben, welche trübselige Jahre ich seit 1849 verlebt habe! Das Leben in diesem Neste Waltershausen wurde mir ganz zur Last. Die schöne Natur reicht nicht aus. Der Geist bedarf auch der Anregung durch den Menschengeist, und ein schwerhöriger Mann von Herz und Geist noch viel mehr. Und nun diese Menschen um mich! O barmherziger Gott! Wie Kassandra flüchtete ich tagelang „in des Waldes tiefste Gründe."

„Einsam in die Wüste tragen,
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott. — —
Dein Orakel zu verkünden
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschlossenen Sinn?"

Meine körperlichen und geistigen Leiden mehrten sich so, daß — da die ungeschwächte Körperkraft widerstand — ich immer fürchtete wahnsinnig zu werden. Die wunderlichen

Erſcheinungen, die ich an mir erlebte, grenzen an's Fabelhafte. Kein Arzt, ſelbſt die erfahrenſten nicht, hatte je von dergleichen gehört oder geleſen. Natürlich konnte ich nichts verdienen und kam in die drückendſte Lage. Nur eine einzige Menſchenſeele ſtand mir bei in dieſer Noth, eine ebenfalls kranke und nicht mehr jugendliche Frau. Ohne ſie hätt' ich verhungern oder betteln müſſen. Das geſchah im Lande des freiſinnigen, geprieſenen unvergleichlichen Herzogs von Coburg, eine halbe Stunde von ſeiner Sommerreſidenz Reinhardsbrunn. Und die Leute wußten's wie mir's ging. Voriges Jahr in der Mitte des Septembers kam ich hierher auf ein kleines hübſches Grundſtück, das für mich erworben worden war; denn von körperlicher Arbeit in freier Luft war allein Linderung meiner Pein zu erwarten. Die Kur ſchlug wunderbar ſchnell an; ſchon bis zum Winter befand ich mich weit beſſer. Aber als ich drei Tage von Waltershauſen fort war, legte ſich meine Frau an einer Rückenmarksentzündung und brachte ein halbes Jahr auf dem Siechbette zu, und als ſie endlich ſo weit war, um zu mir zu kommen, verweigerte ſie es, weil mir die Hülfe von einer Frau geworden war, die ſie nicht leiden kann, wie ſie ſagt. Die Krankheit meiner Frau in Waltershauſen hat mich viel Geld gekoſtet und da ich mich endlich an einem kleinen beſcheidenen Ziel ſehe, um für die letzten Lebensjahre ein warmes Neſtchen zu bauen, bin ich ferner davon als je. Die unerwartete Weigerung meiner Frau zu mir zu gehen, macht meine Pläne zu nichte. Ich kann nun das Grundſtück nicht behaupten und habe es vor vierzehn Tagen wieder verkauft. Da ich eher in die Hölle gehen würde, als wieder nach Gotha oder Waltershauſen, ſo habe ich mich entſchloſſen zu meinem jüngſten Sohne zu gehen, der als Architekt bei einem großartigen Zuchthausbaue (!) in Ungarn in der kleinen Feſtung Leopoldsſtadt

bei Freistädtl an der Waag, zehn Meilen von Preßburg nördlich *), angestellt ist. Die deutsche Cultur steht da noch auf dem Gefrierpunkte; im ganzen Waagthale wohnen nur Slowaken. Was meiner da für ein Leben harrt, läßt sich denken; aber ich bin doch bei Jemand, der mir angehört; es ist doch ein Herz, das mich liebt. Einsam leb' ich hier auch. Ich bin es nicht gewohnt, daß sich Freunde von sonst um mich bekümmern. Ich bin ja ein alter Demokrat. Die werden jetzt ausgelacht und vergessen. Deßhalb war mir Ihr Brief auch meinetwegen so angenehm. Es war mir doch ein Beweis, daß ein edles Herz meiner denkt — nein zwei, denn das Ihrer lieben Helene hat auch mit an dem Briefe gearbeitet. In vierzehn Tagen schwimme ich die Donau hinab. Wenn Sie mir erst nach Ungarn wieder schreiben, so haben Sie oben meine Adresse. — Mit dem herzlichsten Gruß an beide Freundesherzen Ihr

Ludwig Storch."

Der Zufall wollte, daß ich in Waagthal, in der Nähe von Storchs künftigem Aufenthalt, einen Correspondenten hatte, an den ich ihn empfehlen konnte. Er wurde darauf hin sehr freundlich aufgenommen, wie er mir später schrieb. Seitdem habe ich keine weitere Nachricht von meinem armen Freunde gehabt. —

Im Dezember reiste ich allein nach Hamburg ab, um den Druck meines Buches bei Campe zu betreiben. Meine Frau kam einige Wochen später nach. Ich ging sogleich zu Campe, der dort ein Haus in der Schauenburger Straße be-

*) Diese Adresse, wie auch die Stelle: „Ich bin ja ein alter Demokrat" war von den Literaturfreunden, welche die ihnen von der Hamburger Polizei überlieferten und mir geraubten Papiere durchschnüffelten, notirt und angestrichen worden.

sitzt, in welchem auch sein Geschäft ist. Ich hatte ihn bereits in Leipzig bei einem Buchhändlereſſen im Hotel de Pruſſe kennen gelernt, bei dem er mir gegenüber saß. Der wohlbekannte Verleger H. Heine's, Behſe's und anderer den Regierungen nicht besonders wohlgefälligen Schriftsteller, war von mittler Größe, gedrungener Gestalt und im Ganzen ein kräftig und gesund aussehender, lebhafter alter Mann, dem man nicht ansah, daß er die Sechzig überschritten hatte, trotz seiner weißen Haare. Sein aufgewecktes Gesicht trug den Stempel der Energie und der Pfiffigkeit, und wenn man es wußte, konnte man leicht den ehemaligen Husaren in ihm erkennen.

Wir hatten bereits mehrere Briefe gewechselt und er empfing mich sehr freundlich. Er hat viel gehört, gesehen und selbst erfahren und ist voll von Erinnerungen, Anekdoten und Schnurren, die er gern und mit vielem Humor erzählt. Wenn er wollte, könnte er sehr interessante Memoiren schreiben, da er mit so vielen ausgezeichneten und berühmten Leuten in Berührung gekommen ist.

Nahe seinem Fenster hing ein sehr schönes Portrait von Heine, von dem er natürlich Mancherlei zu erzählen wußte. „Einst," sagte Campe, „kam ein schmächtiger, noch sehr jugendlich aussehender Mann in mein Geschäft und fragte mit etwas piepiger Stimme, ob ich die Gedichte von einem gewissen Heine habe? — Als ich ihm das Bändchen gab, sagte er: Das ist wohl alles schlechtes Zeug? — Herr, erwiderte ich, in der That so übel nicht, es ist sehr viel Schönes darin. — Herr, meinte der junge Mann, ist dies Ihr Ernst? — Gewiß, das ist meine Ueberzeugung. — Na, solch Zeug kann ich Ihnen mehr schreiben, wenn Sie wollen; ich bin Heine." — Das Buch der Lieder erschien, wollte aber nicht recht ziehen. Als daher Campe bei einem Buchhändler-

essen während der Messe in Leipzig war, und die üblichen Toaste vorüber waren, stand er auf und fragte die anwesenden Buchhändler, ihm zu erlauben, einige kurze Gedichte vorzutragen, was ihm mit lauter Acclamation gestattet wurde. Es las; die Gedichte wurden mit Jubel aufgenommen und allgemein bestürmte man ihn um den Namen des Verfassers. Er nannte Heine und machte die Buchhändler auf das bei ihm erschienene Buch der Lieder aufmerksam, welches er ihrer besondern Berücksichtigung empfahl. Das half und das Buch ging reißend ab, so daß eine Auflage nach der andern gedruckt werden mußte.

Herr Campe lud mich eines Abends zu sich zum Thee ein, was mir Niemand in Hamburg glauben wollte! Warum weiß ich nicht. Ich war häufig bei ihm und wir wurden nicht fertig mit Erzählen, so daß wir noch oft nach zehn Uhr Abends in seinem Geschäft beisammen saßen, wo ich ihm auch manchmal eingelaufene Manuscripte vorlas. Kurz, wir gefielen einander und wurden sehr gut miteinander fertig. —

Campe hatte mein Manuscript dem Doctor Volkhausen gezeigt, der mir darauf nach Soden schrieb und mich um Beiträge zu einer Zeitschrift bat, welche er in Hamburg mit Walesrode herausgeben wollte. Ich lernte in Volkhausen einen sehr angenehmen tüchtigen Mann kennen, der mir viel Freundlichkeit erwies. Walesrode hatte ich schon im Literatenverein in Leipzig kennen gelernt, wohin er von Königsberg kam. Er und Volkhausen lebten in gespannten Verhältnissen mit der Hamburger Polizei, die von allen deutschen Polizeien in Deutschland die allerdeutscheste und eine Art Commandite des Berliner Hauses Hinkeldey und Comp. zu sein schien, dessen Erben jetzt, wie ich zu meiner Freude höre, bankerott gemacht haben.

Auch ich sollte mit dieser fern und nah berühmten Polizei bekannt werden, ja zu ihr in vertrautere Beziehung treten, ein Vorzug, dessen sich in Deutschland bekanntlich alle Schriftsteller von einiger Bedeutung zu erfreuen haben. Ich empfing eines Morgens die schmeichelhafte Einladung, ebenfalls vor dem Polizeiherrn der Republik Hamburg zu erscheinen. Wie mein Herz schlug, den großen Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, dessen Ruf mich bereits lange vorher mit Ehrfurcht erfüllt hatte! Auf einer schmutzigen Bank in einem schmutzigen Vorzimmer zwischen zwei schmutzigen Bergpriesterinnen sitzend, erwartete ich beinahe zwei Stunden lang dieses Glück. Endlich, endlich wurde mein Name aufgerufen und ich in die erhabene Gegenwart dieses mächtigen Mannes geführt, den ein Freund den Alten vom Berge zu nennen pflegte, was in Hamburg ein etwas fragliches Compliment ist.

Friedrich der Große war ein kleiner Mann, Prinz Eugen ebenfalls, Napoleon auch und Alexander von Humboldt auch; keinem von ihnen sah man seine Größe an und dem Senator von Blumenthal, dem Polizeiherrn von Hamburg, sah man sie auch nicht an, obwohl er größer war als alle die genannten großen Männer, — um wenigstens zwölf Zoll. Der große Mann stand hinter einer Art von Katheder und rechts und links von ihm standen zwei Großwürdenträger der Polizei, wie ich glaubte, um ihn zu unterstützen, wenn er einen Krampfanfall haben sollte, wozu er sich grade anzuschicken schien, als ich ihm angemeldet wurde und er seine Blicke auf mich richtete. Seine Züge arbeiteten, als habe er heftige Leibschmerzen und seine Arme bewegten sich auf und nieder wie die Flügel einer verscheidenden Fledermaus; ja selbst seine ehrwürdigen aber spärlichen Haare schauderten und schlugen entsetzt die Hände zusammen: „Was wollen Sie hier,

was wollen Sie hier? — Wir haben genug Schriftsteller in Hamburg, wir brauchen keine mehr!“ rief der gequälte Mann mit weinender Stimme und ich dachte im Augenblick ich habe meinen zur Mumie zusammen gehutzelten Hauptmann Toll vor mir. — Mit mühsam verbissenem Lachen beantwortete ich die klagenden Fragen des Polizeiherrn, der aber fortfuhr zu jammern und anfing mir Leid zu thun. „Man hat nichts als Unannehmlichkeiten von diesen Schriftstellern. — Wen kennen Sie denn hier — was wollen Sie denn hier? — Warum gehen Sie denn nicht gleich nach England?“ — Ich nannte ihm die Namen einiger geachteten Männer, die ich in Hamburg kannte und er fragte mit erweitertem Mißvergnügen: „Ja, will denn einer von den Herren, die Sie nennen, Caution für Sie leisten?“ — Ich berief mich auf meinen guten sächsischen Paß und sagte, „daß es mir in der That nicht eingefallen sei, irgend einen Bekannten um eine derartige Gefälligkeit zu bitten, daß ich aber nicht zweifle, daß mein Verleger, Herr Campe, sie leisten werde.“

Bei dem Namen Campe geriethen die geistreichen Züge des Herrn Senators in eine bedauerliche Confusion; der Mund öffnete sich, die Augen irrten aus der ihnen von der Natur angewiesenen Bahn, die Schultern zogen sich bis über die Ohren, was etwas sagen will, die Arme breiteten sich mit erhobenen Ellbogen aus, die Finger spreizten und krümmten sich wie Adlerklauen und dem weisen Mund entsprudelte jammernd das rasche Wort: „Campe! das ist die allerschlechteste Adresse in ganz Hamburg!“

Ich lachte innerlich und genoß den Polizeiherrn mit dem Behagen eines Thiermalers, der seinen Favoritaffen bei einer selten gesehenen Fratze erwischt. Die Großwürdenträger wurden verlegen und hmhmten; der Polizeigroßherr hmhmte auch

und blies aus den Nasenlöchern, als wolle er den Begriff Campe wegpusten, der ihm in die Polizeinase stank und als er endlich seiner Sinne wieder mächtig war weinte er: „Nun freilich, — wenn Sie keine andere Bürgschaft bringen können, so muß ich diese wohl annehmen.“ — Als ich das Polizeigebäude verließ legte ich das mir noch vorschwebende Portrait des Polizeiherrn in mein Menschenherbarium, Abtheilung „kuriose Kerls“ und ging lächelnd zum alten Campe, der sich ungeheuer über das Lob freute, welches ihm der Senator ertheilt und mit großer Genugthuung einen Zettel schrieb, durch welchem er zu jedem beliebigen Betrage und auf jede beliebige Zeit für mich Bürgschaft leistete, worauf ich denn eine Aufenhaltskarte auf drei Monate erhielt.

Der Grund, weshalb der Senator von dem alten Campe eine so besonders günstige Meinung hatte, war nicht nur Hamburg, sondern ganz Deutschland bekannt. Campe verlegte alle Bücher, die Verleger in andern Staaten sich nicht herauszugeben getrauten, weil er sich genugsam durch die Verfassung seiner Stadt geschützt glaubte und der Willkür der Polizei gesetzlich Schranken gesetzt waren, was in Oesterreich, Preußen und anderen deutschen Staaten damals nicht der Fall war. Diesen verwahrlosten Zustand der Polizei wollten aber besagte Staaten nicht anerkennen, und wenn ihren Regierungen ein bei Campe erschienenes Buch nicht gefiel, so drängten sie die Hamburger Polizei zu Maßregeln, welche sich mit den hamburger Gesetzen nicht vertrugen. Dadurch gerieth der Polizeiherr in grausame Verlegenheit, denn entweder mußte er diese Gesetze verletzen, oder was noch bei Weitem schlimmer war, die Ungnade der mächtigeren Polizeisultane fürchten.

Behse's Geschichte der deutschen Höfe ist ein Werk, welches noch polizeiwidriger als irgend eines, das jemals in Deutsch-

land gedruckt wurde und äußerst gefährlich geachtet war — nicht für das Wohl Deutschlands, sondern was als weit schlimmer betrachtet wurde, für das Wohl gewisser Fürstenhäuser; denn es enthielt, was von schlechten Fürsten aller Zeiten am meisten gehaßt wurde — Wahrheit, kühle historische Wahrheit! Gegen diese vermag nun freilich selbst die Polizei nichts; allein in diesem Buch war eine Stelle enthalten, in der von einem notorisch wenig taugenden damals noch lebenden Duodez-Prinzchen eine Handlung erzählt wird, wie sie Fürsten zwar manchmal begehen, aber nicht vor die Oeffentlichkeit gebracht haben wollen. Der Verfasser wurde zur Rechenschaft gezogen und gefragt, von wem er das von ihm erzählte Factum habe und nannte, mit dessen Erlaubniß, Campe, der es jedoch entschieden ablehnte, seine Quelle zu verrathen. Um ihn dazu zu zwingen, setzte man ihn ins Gefängniß, und belegte ihn mit einer ungeheuren Geldstrafe für jeden Tag, den er in seinem Schweigen beharrte. Es war dies eine neumodische Art der Tortur, auf die Erfahrung gegründet, daß der Geldbeutel der meisten Hamburger das Herzblatt ihrer Seele ist. Der alte Campe hielt trotzdem standhaft aus, bis endlich seine Mitbürger, die ein solches gefährliches Polizeiprinzip nicht aufkommen lassen wollten, kräftig eingriffen und seiner Gefangenschaft ein Ende machten. Die Polizei erlitt also eine eclatante Niederlage; der Polizeiherr hatte unendlichen Aerger und es war kein Wunder, daß er Campe's Adresse als die allerschlechteste in Hamburg bezeichnete.

Ich durfte also in Hamburg bleiben und bezog eine Privatwohnung. Die Stadt ist schön und das Leben in ihr sehr angenehm, wenn man das Glück hat, in angenehme Kreise eingeführt zu werden, und das war bei mir der Fall. Dr. Volkhausen machte mich mit einer Dame bekannt, in deren Hause sich Alles versammelte, was sich zur Partei des

Fortschritts zählte und von der Polizei mit Mißtrauen betrachtet wurde, obwohl sich darunter Personen befanden, die nicht nur reich waren, sondern auch allgemein in der höchsten Achtung standen. Nach der Revolution hatte es diese Partei möglich gemacht, der Hamburger Polizei manches Opfer zu entreißen, indem sie ungarische und andere politische Flüchtlinge heimlich nach England schaffte, was den Polizeiherren sehr lange und schwere Nasen von allerlei Regierungen zuzog. Von dieser Fortschrittspartei wurde denn auch, wie man mir erzählte, die Flucht Kinkels bewerkstelligt, von deren Geschichte ich indessen die allerverschiedensten Versionen anzuhören bekam.

Die Unruhe in diesem Fortschrittsuhrwerk war Frau X. — Sie war eine Frau, der es um keinen Preis in der Welt möglich gewesen wäre, auch nur eine Minute ruhig zu sein, sowohl geistig wie körperlich. Ihre Zunge war die beweglichste im ganzen heiligen römischen Reich; sie stille zu halten, war die größte Pein, die man ihrer Besitzerin hätte zufügen können und sie vermied denn auch solchen Zustand der Ruhe so viel als möglich. Es ist wahr, Frau X. sprach ganz angenehm und wußte sich sehr gut auszudrücken; allein wer selbst gern redete mußte sie hassen, denn freiwillig ließ sie nicht leicht Jemand zu Worte kommen. Geschah das dennoch einmal, so bewegte sie wenigstens die Lippen, während der Andere sprach, wahrscheinlich um das geläufige Uhrwerk nicht rosten zu lassen. Sie war eine Frau von mittleren Jahren, natürlich mager, denn sie ließ dem Fett keine Zeit sich anzusetzen; ihre Züge waren angenehm, die Nase spitz, das Kinn ebenfalls und der nimmer ruhende Mund dünnlippig. Wer ihr ein Geheimniß anvertraute, beging eine sehr weise Handlung.

Frau X. war eine Vollblut-Demokratin mit allen Tugenden und Fehlern dieser Klasse. Sie war fanatisch,

einseitig und daher intolerant, obgleich sie sich sehr ruhig, vernünftig, vielseitig und besonders sehr tolerant glaubte. Auch hielt sie sich für äußerst praktisch, war aber in der That weit mehr fussy, ein Wort, welches sich mit geschäftig nur unvollkommen übersetzen läßt. Ihre ausgesprochenen Grundsätze waren streng, ja hart und lieblos, und hätte sie immer danach gehandelt, so wäre sie die unliebenswürdigste Person auf Gottes Erdboden gewesen; allein glücklicherweise war sie in der Praxis milder als in der Theorie. Dabei war sie leidenschaftlich und tyrannisch, wie man das häufig bei Demokraten findet.

Die Menschen beurtheilte sie durchaus subjektiv und irrte sich daher beständig in ihnen. Wer ihrer Meinung war oder zu sein vorgab und in ihrer Weise mit ihr in derselben Richtung, aber unter ihrer Leitung, wirkte, für den schwärmte sie und war blind für alle seine Fehler; wer aber einen einzigen Fehler hatte, der ihrer Eigenthümlichkeit besonders zuwider war, den verdammte sie eben so schwärmerisch und war blind für seine Tugenden. Sie irrte sich daher beständig und wurde von Schwindlern aller Art mißbraucht. Warnungen verständiger Freunde halfen nichts; sie machte die Sache des Verkannten zu ihrer eigenen und brachte demselben die größten Opfer. Was alle Welt sah, das sah sie nicht und das Resultat davon war, daß sie nicht allein verlacht wurde, sondern auch schiefe Urtheile über sich selbst hervorrief, die um so kränkender waren, als ihr oft grade solche Handlungen und Grundsätze zugeschrieben wurden, die sie am meisten verabscheute.

Die besondere Specialität des Liberalismus, welche sich Madame X. für ihren Wirkungskreis ausersehen hatte, war der des religiösen Fortschritts und der — Kindergärten. Dafür fanatisirte sich Frau X. und der gescheute Mann,

der zu ihrem Eifer lächelte, oder die Sache nicht für so übermäßig wichtig anerkannte, war in ihren Augen ein frivoler, oberflächlicher Mensch, während Nullen die darauf eingingen, sie bewunderten und plünderten, für Sterne erster Größe ausposaunt wurden. Was die Geschichte und die Meinung des Volks in Deutschland schon lange gerichtet hat und dessen Zusammensturz nach den ewigen Gesetzen ganz von selbst und bald erfolgen muß, aber zufällig in dem Hamburger Lalenburg noch ein wenig fester eingewurzelt war wie anderswo, das wurde mit großem Eifer und einem Aufwand von Mitteln angegriffen, die mir Verschwendung schienen und die nach andern Richtungen hin weit zweckmäßiger hätten angewandt werden können. Die Leutchen schossen, wie sich der Jäger ausdrückt, über das Grab; sie feuerten fortwährend auf ein Wild, das bereits verendend am Boden lag. — Einem brüllenden Löwen mit Muth entgegengehen ist achtungswerth, aber einen halbtodten Esel mit Knitteln vollends todtschlagen ist — wenigstens nichts Großes.

Darüber mag man indessen verschiedene Ansichten haben; jedoch jedenfalls waren die Absichten der Frau X. rein und gut und Jeder, der ihr Thun und Treiben beobachtete, mußte die Energie und Aufopferung bewundern, mit welcher sie ihre Zwecke verfolgte. Trotz ihrer Verkehrtheiten leistete sie viel Gutes und man konnte ihr nicht seine Achtung versagen, wenn man sich auch oft über sie ärgerte, oder über sie lachte.

Ihre Rivalin war eine andere, ältere Dame, die nach derselben Richtung hin wirkte und zwischen beiden herrschte stets eine Art von Eifersucht. Mutter Y. war ein in Hamburg wohlbekanntes Original, die selbst beim Senat in hoher Achtung stand und über deren excentrisches Wesen man lächelte. Sie war bei Weitem genialer als ihre Nebenbuh-

lerin; kannte beſſer die Menſchen und die Welt als dieſe und trug nicht ſolche ſchwere Artillerie von moraliſchem Apparat zur Schau, ſondern war im Gegentheil eher ein Renommiſt nach der entgegengeſetzten Richtung hin. Sie war die Tochter eines Engländers und einſt ein ſchönes, munteres Mädchen, deſſen ſich noch manche alte Senatoren mit Schmunzeln erinnerten, und wurde keine grämliche, moraliſche Sprüche ausſchwätzende alte Frau, ſondern ihr Herz blieb heiter und jung. Anſtatt über manche Thorheiten genialer Menſchen die Hände über den Kopf zuſammenzuſchlagen, wie ihre in „Sittlichkeit“ machende Freundin und Nebenbuhlerin, zuckte ſie die Achſeln und fand es natürlich, daß ein Palaſt einen größeren Schatten wirft als eine Zöllnerbude.

Mutter Y. ſtand in offener Feindſchaft mit dem Gott, den die Pfaffen proklamirten und erklärte ſich dreiſt und keck für eine Atheiſtin; da ſie aber ſtets wie eine wahre Chriſtin handelte, ſo glaubte ihr kein Menſch.

Sie war ebenſo entſchloſſen und aufopfernd, wie Frau X., wenn es galt, der Sache der Freiheit oder ihrer Freunde zu dienen; aber ſie that es manchmal ohne zu überlegen und ihre Hülfe brachte oft größere Calamitäten hervor, als diejenigen waren, über welche ſie hinweghelfen wollte. Sie war jedoch eine liebe, alte Seele, über die und mit der man wohl manchmal herzlich lachen, aber ſich niemals ärgern konnte.

Ich lernte in dieſem angenehmen, anregenden Kreiſe manchen tüchtigen Menſchen kennen, Männer und Frauen, aber unſere Bekanntſchaft war zu oberflächlich, als daß ich ihnen volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen könnte. Unter ihnen war Dr. Ree, Lehrer an der jüdiſchen Schule, ein Mann, der in jenen Kreiſen in hoher Achtung ſtand. Ebenſo Herr Martens, der die arbeitenden Klaſſen organiſirte und der in Hamburg eine nicht unbedeutende Rolle

ſpielte; er war ein Mann, der Herz und Kopf auf der richtigen Stelle hatte und oftmals den Philiſtern im Senat und außer demſelben die Hölle heiß machte.

Das Wetter war in jener Zeit in Hamburg ganz entſetzlich rauh und unter dieſen ungünſtigen Einflüſſen kam in mir eine Krankheit zum Ausbruch, die ſchon lange in mir gearbeitet haben mochte; ein nervöſes, gaſtriſches Fieber, welches mich hart anpackte und mich zwang das Bette zu hüten.

Eines Morgens in den erſten Tagen des Januars achtzehnhundert und ſiebenundfünfzig, als kaum der Tag graute, wurde an die Thür meines Schlafzimmers geklopft und der Dienſtbote ſagte, daß zwei Herren mich zu ſprechen wünſchten. Meine Frau ſtand auf und kehrte bald darauf mit zwei Männern in Civilkleidern zurück, die ſich als Polizeibeamte zu erkennen gaben und ſagten, daß ſie den Auftrag hätten, alle meine Papiere in Beſchlag zu nehmen und mich zu arretiren. „Wie," rief ich, „krank wie ich bin, wollen Sie mich in dieſem rauhen Wetter in's Gefängniß ſchleppen?" — „O wir packen Sie in Kiſſen," hieß es, „und bringen Sie in einem Wagen fort." Während die Männer, die ſich mit einer Art von Schinderknechts-Höflichkeit benahmen, mit meinen Papieren beſchäftigt waren, ſchickte meine Frau den Dienſtboten ab, um meine Freunde von dem, was mich bedrohte in Kenntniß zu ſetzen. Die Polizeibeamten ſagten, daß am Tage vorher ein Brief mit einem großen Siegel von Berlin angekommen ſei, in welchem die Hamburger Polizei den Befehl erhalten habe, ſich meiner Papiere zu bemächtigen und mich zu arretiren. Wie die preußiſche Polizei dazu kam, ſich das Recht anzumaßen, einen mit einem guten Paß verſehenen ſächſiſchen Unterthan auf fremdem Gebiet zu reklamiren, verſtehe ich nicht. Die beiden Polizeimenſchen, welche

den Befehl ausführten, erzählten mit großer Selbstgefälligkeit, daß sie schon seit einigen Stunden vor der Hausthür auf- und abspaziert wären, damit ich nicht etwa zufällig das Haus verlassen möchte.

Obwohl es noch sehr früh war, so erschienen doch bald meine Freunde; sie und der Arzt protestirten gegen meine Arretirung, und als sich selbst die Polizeidiener durch den Anblick davon überzeugt hatten, daß ich sehr krank sei, begnügten sie sich damit, meine Papiere davonzuschleppen, worüber sie mir nicht einmal eine Quittung zurückließen.

Da ich verschiedene Besuche erwartete, so ließ ich mein Bett in mein großes, dreifenstriges Wohnzimmer stellen. Am Abend erschien abermals einer der beiden Polizeidiener. Er flüsterte mit meiner Frau und es gelang ihm vermittelst einer geschickt angebrachten Lüge, diese zu bewegen, ihm meine Aufenthaltskarte auszuliefern. Der Kerl hatte wahrscheinlich nicht gehofft, seinen Auftrag so leicht zu erfüllen; er war daher sehr vergnügt und rief, als er das Zimmer verließ, sehr artig: „Ich empfehle mich Ihnen Herr von Wiersbitzki.“ — „Hol' Sie der Teufel mit Ihrem verfluchten preußischen Namen!“ brüllte ich wüthend und machte Miene aus dem Bette zu springen, worüber sich der Polizeimensch so entsetzte, daß er bei meiner lachenden Frau vorbei, die Treppe hinunter und zur Hausthür hinausstürzte, ohne sich auch nur umzusehen. — Der Name „Wiersbitzki“ ärgerte mich aber deshalb so, weil er mir den Beweis gab, daß der Befehl zu dem gewaltsamen Verfahren gegen mich wirklich von Berlin kam.

Am andern Morgen wurde meine Frau vor den Polizei-Großherrn citirt und damit sie nicht, wie ich, zwei Stunden zwischen Hamburger Bergpriesterinnen zu sitzen haben möchte, begleitete sie Frau X. dorthin, die das Privilegium hatte, in jedem Augenblick vor dem Polizeigroßherrn zu erscheinen.

Während ihrer Abwesenheit erschien vor meinem Bette ein höherer Polizeibeamter, Dr. G., der mir ankündigte, „daß mir der Aufenthalt nicht länger gestattet werden könne, und daß ich, sobald ich im Stande sei zu reisen, meinen nach Leipzig visirten Paß erhalten solle.“ — „Nach Leipzig?“ fragte ich erstaunt, „aber ich habe nicht das Allergeringste in Leipzig zu thun und beabsichtige nach England zu gehen.“ — Dr. G., der sich offenbar seiner Rolle schämte, zuckte verlegen die Achseln und sagte, „daß ich nach Leipzig reisen müsse.“ — „Denken Sie denn,“ fuhr ich auf, „daß ich die Absicht dieses Verlangens nicht errathe? — Um von hier nach Leipzig zu gehen muß ich durch Preußen, und an der Grenze nehmen mich preußische Gensd'armen in Empfang; da spart die Hamburger Polizei die Mühe und die Verantwortlichkeit. Das ist ein kaum zu rechtfertigendes Verfahren.“ — „Mein Gott,“ erwiederte Dr. G., „warum sagen Sie das mir, Herr von Corvin?“ — „Warum? — weil ich den hundsföttischen Senator nicht vor mir habe!“ rief ich, — oder rief vielmehr der Geist des nervösen Fiebers aus mir, was mir ganz ungeheure Gewissensbisse verursachte, als ich wieder gesund wurde und um so mehr, als der Senator allgemein als einer der ausgezeichnetsten, weisesten, ehrenhaftesten, großherzigsten, gefälligsten, liebenswürdigsten, tugendhaftesten, unbestechlichsten, unabhängigsten, bürgerfreundlichsten, liberalsten, frömmsten aller Hamburger Polizeiherren anerkannt wurde, anerkannt wird und in der Geschichte anerkannt werden wird. —

Man zeigte mir in Hamburg viel Theilnahme und ich erholte mich sehr schnell. Besonders eifrig und aufopfernd zeigten sich die beiden früher geschilderten Damen. Frau X. sandte mir, da mir sehr kräftige Speisen verordnet waren, die köstlichsten in ihrer Küche sorgfältig bereiteten

Gerichte und was immer ſonſt einem Kranken heilſam ſein konnte. Vor meinem Bette ſaßen faſt beſtändig theilnehmende Beſucher und oft bis zwölf Uhr in der Nacht. Auch Freund Campe kam eines Abends elf Uhr mit ſeiner Frau.

Man theilte mir mit, daß von dem Fenſter einer benachbarten Weinſtube ein verkleideter Poliziſt beſtändig den einzigen Eingang zu meinem Hauſe bewache, und wir überlegten Mittel, wie es möglich zu machen ſei, trotz der Polizei das Haus zu verlaſſen und an Bord eines gewiſſen Schiffes zu kommen, deſſen Befehlshaber ſich mit ſeinem Ehrenwort verbindlich gemacht hatte, mich ſicher nach England zu bringen.

Der Tag zu dieſer Abreiſe war bereits feſtgeſetzt, als plötzlich heftiger Froſt eintrat, die Elbe feſt zufror und alle Schiffahrt für einige Wochen ein Ende hatte. Das war eine um ſo größere Verlegenheit, als ich jeden Augenblick befürchten mußte, von der Polizei zur Abreiſe „nach Leipzig“ gezwungen zu werden; ja man hatte bereits von Berlin ungeduldige Anfragen nach Hamburg geſchickt, ſich wundernd, daß der Befehl mich zu arretiren noch nicht ausgeführt ſei.

Als ich noch darüber unſchlüſſig war, was am Beſten zu thun ſein möchte, beſuchte mich eines Morgens ein Mann, welcher während des närriſchen Zuges nach Baden im Frühjahr 1848 meine Ordonnanz, dann mit mir in Straßburg geweſen war und den ich ſpäter in Berlin wieder angetroffen hatte. Er hatte eine Hamburgerin geheirathet und beſaß nun einen an der Eiſenbahn liegenden Gaſthof in dem Holſteiniſchen Städtchen Pinneberg. Durch die Zeitungen hatte er meine Anweſenheit in Hamburg und meine Lage erfahren und kam, mir ſein Haus und ſeine Dienſte anzubieten.

Ich beſchloß dieſes freundliche Anerbieten anzunehmen und gegen Abend den ſchwärzeſten Undank gegen die Ham-

burger Polizei zu begehen und mich ihren Aufmerkſamkeiten ohne Abſchied zu entziehen. Meine Freunde trafen mit großer Zweckmäßigkeit und Schnelle alle nöthigen Maßregeln und verſammelten ſich gegen Abend bei mir.

Vor meinem Bette ſtand eine ſpaniſche Wand, die daſſelbe dem ab- und zugehenden Dienſtmädchen ſowohl wie der Wirthin verbarg, die Beide durch Drohungen von der Polizei als Spione gepreßt worden waren. Ich ſtand auf und kleidete mich mit Hülfe meiner Frau hinter dieſer ſpaniſchen Wand in ihre Kleider. Da man meinen Schnurrbart durch den Schleier ſehen konnte ſo wurde im Conſeil beſchloſſen, daß derſelbe geopfert werden müſſe und er wurde unter vielem Bedauern von meiner Seite und vielem Gelächter von der der Damen abgeſchnitten.

Wagen hielten vor der Thür und die Polizei war abſichtlich daran gewöhnt worden. Das Mädchen wurde ausgeſchickt und die Wirthin durch einen Beſuch, den ihr eine meiner Freundinnen machte, in ihrem Zimmer feſtgehalten. Dann faßte ich Frau ***, eine ziemlich große Dame, unter den Arm, ging mit ihr die erleuchtete Treppe hinunter, zur Hausthür hinaus und ſtieg ganz unbefangen vor den Augen der Polizei in den Wagen, der ungehindert davon rollte. Da es ein Fiaker war und derſelbe uns verrathen konnte, ſo ließen wir ihn mitten in einer belebten Straße an einem Durchgange halten und gingen zu Fuß in die Wohnung anderer Freunde, wo ich mich ſchnell wieder in einen Mann verwandelte.

Bald erſchien ein anderer Wagen und zwei handfeſte Freunde; dieſe, die erwähnte Dame und ich ſtiegen hinein und fuhren unangehalten über die Holſteiniſche Grenze. Hier verließ uns Frau ***, um, allein durch den Schnee mitten in der Nacht nach Hamburg watend, die Nachricht von meiner

glücklichen Flucht dorthin zu bringen. Es war zwölf Uhr Nachts als ich in dem Gasthof meines Freundes in Pinneberg anlangte.

Die Polizei in Hamburg und meine Wirthin glaubten mich ganz sicher in meinem Bette und um die Täuschung zu erhalten, saß Frau *** hinter dem Schirm und sprach und lachte wie sie mit mir zu thun pflegte, sobald das spionirende Dienstmädchen im Zimmer war. Erst spät am andern Morgen theilte meine Frau der Wirthin die Nachricht mit, daß ich abgereist sei. Die Frau war sehr aufgebracht, denn sie fürchtete die Rache der Polizei, und machte sogleich ihre Meldung.

Daß sich ganz Hamburg unbändig freute, daß die Polizei sich furchtbar ärgerte, der große Senator einen Zornwalzer tanzte und alle Absichten auf meine Freiheit in einem preußischen Hamburger Blatte abgeleugnet wurden, — das versteht sich von selbst.

Zu jener Zeit hielt sich mein mehr als achtzigjähriger Schwiegervater in Geschäften in der preußischen Stadt Nordhausen auf. Er wurde eines Tages von Polizeidienern heimgesucht, die mit dem größten Eifer seine Papiere durchstöberten und alle Briefe von meiner Frau und mir hinwegnahmen. Sie durchsuchten den alten Mann ganz genau am Körper und sogar gewisse Compressen, die er wegen Schwächen, wie sie hohes Alter bei Hämorrhoidarien mit sich bringt, tragen mußte. Der etwas cynische alte Italiener amüsirte sich königlich und rief den schnüffelnden Polizisten ein lachendes: „Wohl bekomm's" zu.

Ich machte mir das Vergnügen sogleich an die englische Times zu schreiben, die den Brief, in welchem meine Erlebnisse in Hamburg enthalten waren, unter der Ueberschrift: „Preußische Polizei" abdruckte.

Meine Frau folgte mir bald nach Pinneberg, wo mich meine Hamburger Freunde recht häufig besuchten und wo ich ein ganz angenehmes Philisterleben führte. Pinneberg ist ein hübsches Städtchen von etwa zweitausend Einwohnern, welches damals gegen achtzig Wirthshäuser aber nicht eine einzige Kirche hatte. Ich hatte selten ein herzlicheres, gemüthlicheres und kneiplustigeres Völkchen gesehen als diese Pinneberger. Da Pinneberg der Sitz eines Gerichtes oder Amtes ist, so lebten dort eine Menge Beamte. Diese und die Angestellten in den mancherlei Fabriken versammelten sich Abends in dem Gasthofe meines Freundes und wir spielten Billard, tranken sehr viel Bier, rauchten entsetzlich und trieben allerlei närrisches Zeug.

Hier in Pinneberg wurde mir ein interessantes altes Haus als dasjenige bezeichnet, in welchem Struensee gewohnt habe. Wir gingen hinein und die artige Eigenthümerin zeigte uns das von dem unglücklichen Minister bewohnte Zimmer, zu dem wir eine Art von Hühnerstiege hinaufkletterten. Die Wände waren Bretter und nach allen Richtungen hin verzogen. Ich glaube, man kann kaum in einem Urwalde ein primitiveres Zimmer sehen. Es enthielt außer seiner äußersten Einfachheit und Erbärmlichkeit nichts Merkwürdiges und die Wirthsleute wußten auch keine interessanten Details. Noch während meiner Anwesenheit in Pinneberg wurde das Haus abgebrochen.

Campe wurde durch den Eifer ängstlich gemacht, mit welchem die preußische Polizei das Erscheinen meines Buches zu verhindern suchte. Dasselbe blieb ungedruckt und erst vier Jahre später gelang es mir, dasselbe wieder in meine Hände zu bekommen, indem ich es zurückkaufte.

Als der Frühling kam und meine Gesundheit hergestellt war, beschloß ich abermals mein Glück in London zu ver-

ſuchen, aber, durch die Erfahrung ängſtlich gemacht, meine Frau nicht gleich mitzunehmen, die nach Berlin gehen wollte, um bei Profeſſor Schmidt Unterricht im Landſchaftsmalen zu nehmen, was ihr in London mehr nützte als die Blumenmalerei.

Da ſich auf dem Bahnhof in Altona ſtets Hamburger Polizeibeamte befanden, ſo fuhr ich mit Extrapoſt von Pinneberg dorthin und Abends nach Hamburg, wo ich bis gegen Mitternacht bei meinen Freunden blieb. Dann fuhr ich mit meiner Frau und Madame *** nach Altona, wo wir die Ankunft des Hamburger Dampfſchiffes erwarteten. Daſſelbe kam gegen zwei Uhr und hielt an, um mich aufzunehmen; ich ſtieg an Bord und fühlte mich ſicher auf dem engliſchen Boden. Es war ein Glück, daß ich vorſichtig handelte und nicht in Hamburg an Bord ging; denn als das Schiff eben von dort abfahren wollte, erſchienen Polizeibeamte — nach der Beſchreibung diejenigen, deren Bekanntſchaft ich bereits gemacht hatte — holten alle Paſſagiere aus den Betten und unterſuchten ſehr ſorgfältig ihre Päſſe und noch ſorgfältiger ihre Geſichter. —

Nachdem meine Frau einige Monate in Berlin geweſen war, fing die Polizei an, ihr beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Sie wurde gefragt, „ob ſie noch immer mit mir in Verbindung ſtehe“, und als ſie dieſes Verbrechen eingeſtand, wurde ſie ausgewieſen. Sie proteſtirte gegen dieſe Maßregel bei dem Miniſterium des Innern; allein der Miniſter Herr von Weſtphalen verfügte, daß es bei der Beſtimmung der Polizei ſein Bewenden haben müſſe. Meine Frau flüchtete alſo wieder auf däniſches Gebiet, nämlich auf die Inſel Föhr und beſuchte dann eine Freundin in ihrem Landſitz auf Hamburger Gebiet.

Als sie eines Tages in der Nähe des Hauses skizzirte, suchte sie ein Dienstbote auf und sagte, daß zwei Herren sie zu sprechen wünschten. Die beiden Herren waren abermals die beiden in Civil verkleideten Polizeidiener, welche sich ihrer Papiere und ihrer Person bemächtigten, sie nach Hamburg auf die Polizei und von dort in ein gemeines Gefängniß — den Winzerbaum — brachten, wo man sie acht Tage gefangen hielt, unter dem Vorgeben, daß ihr das Betreten des Hamburger Gebietes verboten worden sei, was indessen der Polizeiherr geträumt und im Wachen auszuführen vergessen haben muß. Die Freundin meiner Frau wurde um zwanzig Thaler gestraft, weil sie ihren Gast nicht angemeldet hatte.

Meine Frau würde wahrscheinlich noch länger die Gastfreundschaft der Republik Hamburg — im Winzerbaum — haben genießen müssen, wenn der Landdrost von Pinneberg, Herr von Scheele sie nicht, weil sie eine Holsteinische Aufenthaltskarte hatte, ernstlich reklamirt hätte. — Ich theilte diese Vorfälle abermals der Times mit, die meine beiden Briefe wieder unter der Ueberschrift „Preußische Polizei" abdruckte. Nun kam meine Frau zu mir nach London, um die Leiden des Exils mit mir zu theilen. —

Das Leben eines Verbannten in London in meiner Lage ist ein die Kräfte verzehrender Kampf um die bloße Existenz; ein fortwährendes Sträuben gegen den grimmen Mangel, gegen das Verhungern. Die Eigenschaften, welche mich fähig machten, eine sechsjährige Zellenhaft in einer Weise zu ertragen, die Viele in Erstaunen setzte, halfen mir auch in diesem Kampfe; allein ich gestehe ein, daß jeder Schneidergesell in dieser Art Krieg gegen mich im Vortheil ist. Ein Schwert enthält Stahl genug, um daraus hunderttausend Nähnadeln zu machen; allein es ist ein sehr ungeschicktes Instrument, damit die Arbeit einer einzigen zu verrichten.

Viele Flüchtlinge errangen hier eine angenehmere Existenz als sie dieselbe in ihrem Vaterlande hatten oder zu erreichen hoffen konnten. Sie kamen fast sämmtlich hier an, als die Sympathie für ihr Schicksal allgemein war; Jedermann bemühte sich ihnen zu helfen, oder sie in eine Bahn zu lenken, wo sie ihre besonderen Fähigkeiten zu Gelde machen konnten. Als ich nach London kam, war diese Sympathie längst abgestorben und außerdem waren alle Plätze, die ich allenfalls hätte annehmen können, ausgefüllt. Für mich blieben nur die Brosamen und selbst in dem Kampf um diese hatten Diejenigen den Vorzug, die durch sechsjährigen Aufenthalt hier die Mittel und Wege besser kannten als ich, und außerdem widerstrebt dieses Haschen und Schnappen nach hingeworfenen Brocken meiner innersten Natur.

Diese Jahre des Exils waren härter für mich als die im Zuchthause, und das Leben in letzterem hatte mich auch für den Kampf um die Existenz unfähiger gemacht, als ich es früher war. Im Gefängniß war es nothwendig, darauf zu studiren, die Zeit zu verschwenden, die man in so lästigem Ueberfluß hatte. Jede weggetändelte Minute war dort ein Schritt näher zur Freiheit, während sie hier ein Schritt zum Hungertode ist. Gewohnheit wird aber leicht zur andern Natur und kein Verständiger wird mich deßhalb hart beurtheilen, daß ich mich nicht sogleich darin finden konnte, von einem Extrem zum andern überzugehen.

Die deutsche Presse war mir damals gänzlich verschlossen, denn was Campe abhielt, mein Buch zu drucken, schreckte auch andere Verleger ab. — Ich war also genöthigt, mich der englischen Presse zuzuwenden; allein es ist für einen Fremden unendlich schwer darin Fuß zu fassen und gelingt allenfalls nach einer langen Reihe von Jahren und dann nur, wenn die Umstände besonders günstig

sind. Ich wurde Mitarbeiter von Dickens' Wochenschrift, die hin und wieder Artikel von mir brachte; allein wenn auch die Seite mit einer Guinee — sieben Thaler — honorirt wird, so kann man bei der großen Menge englischer Mitarbeiter doch nur auf wenig Raum Anspruch machen und außerdem reicht eine Guinee hier nicht so lange als in manchen Theilen Deutschlands zwei Thaler.

Viele Flüchtlinge leben hier als Lehrer; allein das ist eben einer der Gründe, weshalb ich nicht so leben konnte, und außerdem hat nicht Jeder die zu einem Lehrer erforderlichen Eigenschaften, ebensowenig, wie vortreffliche Lehrer, die vielleicht mehr Verstand und Kenntnisse haben, als ich sie besitze, dennoch schwerlich im Stande sein würden, Alles zu thun was ich thun kann. Alles schickt sich nicht für Alle!

Ich mußte also andere Wege aufsuchen, eine Existenz zu gewinnen. Ich hatte im Gefängniß eine Erfindung gemacht, die von Allen, die davon hörten, mit Enthusiasmus begrüßt wurde. Die Erfindung hängt mit der Galvanoplastik zusammen und ich habe sie in der Gartenlaube bekannt gemacht. Alle Männer von Fach in England versprachen mir goldene Berge; Herr Elkington in Birmingham sagte, ich müßte ein Vermögen damit machen; allein man überließ es mir die Sache auszuführen.

Es ist nun in Deutschland allgemein angenommen, daß England das Land für alle Erfindungen ist, daß sie hier am besten zu verwerthen seien. Das ist ein großer Irrthum. Der arme, fremde Erfinder, der nach England kömmt, sehr seltene glückliche Ausnahmen abgerechnet, wird hier im Elend verkommen, und irgend ein reicher Engländer, der sich der Erfindung bemächtigt, wird davon noch reicher werden und dem Erfinder nicht nur die materiellen Früchte der Erfindung, sondern auch sogar den Ruhm derselben rauben und sich

ſelbſt anmaßen. An manchen trefflichen Erfindungen, die jetzt allgemein geprieſen werden, ruinirten ſich viele unternehmende Menſchen, ehe dieſelbe zur Anerkennung kamen. Ich führe nur als Beiſpiel die Maſchine für die Fabrikation des Papiers ohne Ende an, womit hunderttauſende von Pfunden verloren worden ſind.

Ich machte dieſelbe Erfahrung, die Viele vor mir machten: daß die beſten Erfindungen nur mit ſehr vielem Gelde durchzuſetzen, beſonders wenn ſie ganz neu ſind und andern etablirten Geſchäften ſchaden. Ich nahm hier ein Patent auf meine Erfindung, allein nach bedeutenden Verluſten an Zeit und Geld und äußerſter Erſchöpfung aller meiner Hülfsquellen mußte ich die Sache fallen laſſen.

Wer hier troſtlos die Hände in den Schooß legt und ſich ſelbſt aufgiebt, der iſt verloren wie Derjenige, der in einem Gedränge niederſinkt. Ich legte die Hände nicht in den Schooß; ich that Alles was meine Fähigkeiten, die Umſtände und meine Natur erlaubten, und wenn mich unvorhergeſehene Unglücksfälle von dem — ſehr beſcheiden hohen — Gipfel meiner Hoffnungen wieder an den Fuß des Berges zurückſchleuderten, begann ich immer wieder auf's Neue den Kampf.

Ich bin jetzt neunundvierzig Jahre alt. Nicht neidiſch, allein traurig und verwundert ſehe ich, wie Menſchen, weniger von der Natur begabt als ich, zufrieden und glücklich am eigenen Heerde im Kreiſe ihrer Familie leben und anſcheinend ſpielend Lebensaufgaben löſen, die mir Räthſel ſind und, wie ich fürchte, ewig Räthſel bleiben werden. Ich habe Alles verloren, was ſonſt dem Menſchen das Leben theuer macht und treibe als ein Schiffbrüchiger auf dem Lebensmeere. Sogar von meiner treuen und großherzigen Gefährtin mußte ich mich trennen; denn um ſie vor Mangel zu ſchützen, der

vor meiner Thür lauerte, mußte ich sie — ich hätte beinahe gesagt als Sklavin verkaufen. Sie fand als Governeß eine Stelle in einer englischen Familie. Das ist unter allen Umständen ein hartes Loos, aber doppelt hart nach so vielen Leiden, im vorgerückten Alter und wenn man nicht dazu erzogen wurde und bessere Tage gesehen hat. —

Indem ich die Geschichte meiner Verfolgungen und Leiden erzählte, beabsichtigte ich nicht, Mitleid zu erregen. Ich habe mich in der Vorrede darüber ausgesprochen. Ich erzählte meine Verfolgungen, weil ich stolz darauf bin, daß man mich deren für würdig hielt und weil sie ein besseres Zeugniß sind, als alles Lob von Parteigenossen sein würden, da sie bezeugen, daß ich der Sache, welcher ich mein Leben weihte, treu blieb, und man meine Thätigkeit für dieselbe nicht allein schätzt, sondern mir auch den Willen und das Talent zutraut ihr ferner zu nützen. Ich erzählte meine Leiden dem Volke, für welches ich litt, damit es meiner freundlich gedenke und sich besonders meiner erinnere, wenn es *Männer* braucht, denn stolz rühme ich mich mit Wallenstein

> Hier steh' ich ein entlaubter Stamm!
> Doch innen in dem Marke lebt die schaffende Gewalt.

* * *

Und nun, Leser, lebt wohl. Verzeiht mir, wenn ich hin und wieder durch zu große Breite gelangweilt habe und bedenkt, daß ich diese Erinnerungen größtentheils während der sechs Jahre schrieb, in denen ich mich für das Volk in einsamer Zelle langweilte.

Ich horche auf das Rauschen der zurückkehrenden Fluth; ich begrüße mit Freude die über das deutsche Meer herüberwehende Brise, die vom Wiedererwachen des deutschen Volkes

flüstert. Hellen Auges betrachte ich das im Süden sich immer dichter zusammenziehende Gewitter. Entschlossen und todesmuthig stehe ich am Ruder meines Lebensbootes, bereit, bei dem ausbrechenden Sturm in die See zu stoßen, dem mit den alten, feindlichen Elementen kämpfenden Schiffe der deutschen Freiheit und Einheit zur Hülfe! —

* * *

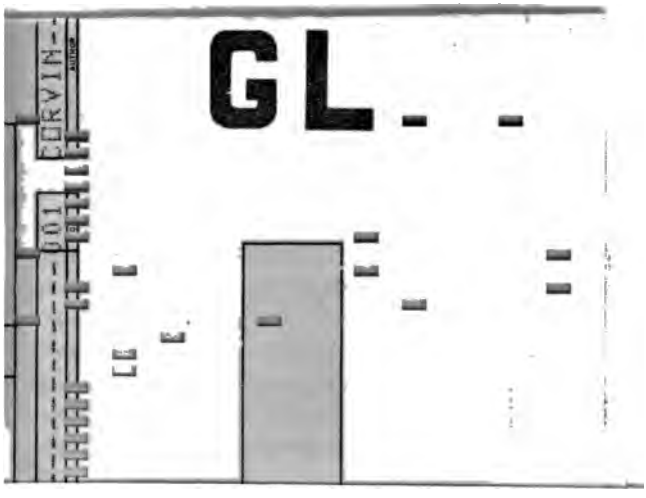
Seit ich die letzten Zeilen meines Buches schrieb und dasselbe gedruckt wurde, hat sich der politische Horizont mehr und mehr bewölkt und im Westen, im Herzen der großen amerikanischen Republik, rast ein Bürgerkrieg, welcher die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt erregt.

Uebermorgen werde ich mit dem „Great Eastern" nach Amerika abreisen, und zwar als Special-Correspondent der Allgemeinen Zeitung. Es macht mir große Freude, daß die Verlagshandlung gerade mir diesen Posten überträgt, ohne Rücksichten auf meine politischen Ansichten und nur allein deshalb, weil sie mich der Aufgabe gewachsen glaubt und weiß, daß ich unparteiisch schreibe. Ich werde mich bemühen, die von mir gehegten Erwartungen zu erfüllen und rufe den Lesern nochmals ein Lebewohl zu.

London, 8. Septbr. 1861.

Corvin.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02676 3071



DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD